Märchen

Erster Band

830.8 K 51 D
V R.14

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

F7021

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

CONCORDIA UNIVERSITY
PT1101.D3R.17BD.14-15
MARCHEN LEIPZIG
C001 V014
3 4211 000084089

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/marchen0014mull

Deutsche Literatur

Reihe Romantik

Band 14

Deutsche Literatur

Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen

In Gemeinschaft mit Universitätsprofessor Dr. Walther Brecht
und Universitätsprofessor Dr. Dietrich Kralik
herausgegeben von
Hochschulprofessor Dr. Heinz Kindermann

Reihe

Romantik

22 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Paul Kluckhohn

Band 14

Leipzig 1930

Verlag von Philipp Reclam jun.

Märchen

Erster Band

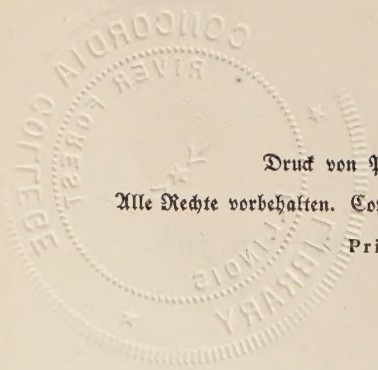
Herausgegeben von Dr. Andreas Müller

Leipzig 1930

Verlag von Philipp Reclam jun.

CONCORDIA COLLEGE RIVER FOREST ILLINOIS LIBRARY

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1930 by Philipp Reclam jun. Leipzig
Printed in Germany



44280

Einführung

Neben der Lyrik, aus der der vorangehende Band eine Auswahl gibt, ist das Märchen, dem dieser und der nächste Band gehören, diejenige Dichtungsgattung, auf deren Gebiet die romantische Bewegung ihre reichste dichterische Ernte gehalten hat. Wie sehr gerade das Märchen, das Novalis darum auch den „Kanon der Poesie" nannte, dem Lebensgefühl und den tiefsten dichterischen Bestrebungen der Romantiker entsprach, das wird auch aus Fragmenten und anderen theoretischen Äußerungen der Frühromantiker, besonders Friedrich von Hardenbergs, deutlich (vgl. Band 3 und die Haupteinleitung in Band 1) und aus der Neigung vieler romantischer Dichtungen anderer Gattungen, Erzählungen und Dramen, in Märchen überzugehen oder Züge des Märchens in sich aufzunehmen. Der „Heinrich von Ofterdingen" (s. Band 6) ist dafür das überzeugendste Beispiel.

Schon Goethe hatte mit seinem „Märchen", das die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" beschließt (s. Bd. 2), dem Feenmärchen des 18. Jahrhunderts, jenem seichten, unwahrhaftigen Gebilde einer im Sinne der Aufklärung pädagogisch gedachten oder auch höfisch-galanten Unterhaltungskunst, eine durchaus neuartige, selbständige und künstlerische Schöpfung entgegengestellt. Doch achtete er die Realität des Lebens zu sehr, als daß er die „luftigen Gestalten" der Phantasie, die er als „Wesen einer eigenen Gattung" freundlich begrüßte, mit einem „Gegenstande", mit den plastischen Erscheinungen seiner Erfahrungswelt hätte verbinden wollen. Immerhin war durch seine Schöpfung die ästhetische Würde des Märchens aufs neue dargetan, und so hatte sie zu einem der Ausgangspunkte für das Märchenschaffen der Romantik werden können. Novalis (das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen in den „Lehrlingen zu Sais" und das Klingsohrmärchen im „Heinrich von Ofterdingen", s. Bd. 5 und 6), L. Tieck („Der Traum. Eine Allegorie", s. Bd. 3) und W. Wackenroder („Ein wunderbares morgenländisches Märchen von einem nackten Heiligen", s. Bd. 3) hatten Goethes Märchenform denn auch übernommen oder weitergebildet. Doch hatten sie sich nicht wie dieser mit einem bedeutungsvollen und doch wieder im letzten Sinne undeutbaren Spiele der Phantasie begnügt, sondern hatten, was in Goethes Dichtung formal noch als Allegorie wirken mochte, aus ihrem eigentümlichen Welterleben und ihrer Weltanschauung heraus zum ideen-

reichen, tiefgründigen Weltbilde umgestaltet und damit auch eine ästhetische Vervollkommnung der Märchenform, die Überwindung der Allegorie durch die Verwendung natürlicher lebendiger Symbole angebahnt, zum Teil schon erreicht. Noch eine andersartige Märchenform hatte damals schon Ludw. Tieck in seiner Märchendichtung „Der blonde Eckbert" (1796, s. Bd. 7) gefunden, deren Idee er 1802 im „Runenberg" (s. Bd. 7) mit starker Steigerung wiederholte. Auch ihm war es um die Darstellung einer Idee zu tun gewesen; doch hatte diese ihren Ursprung bei ihm nicht in weltanschaulichen Betrachtungen, in einem gedanklichen Erleben der Welt, sondern durchaus in der Sphäre eines unmittelbaren Gefühlserlebnisses, im Erlebnis von der grauenerregenden Dämonie der Natur. So sind diese Märchendichtungen Tiecks denn auch durch stark lyrische Motive gekennzeichnet und finden ihre Vollendung erst in der ganz lyrisch empfundenen Musikalität ihres Prosastils.

Damit waren Vorbilder geschaffen, die auch in der sog. Jüngeren Romantik weiterwirkten. Da aber die Ideen dieser Märchen durchaus persönlichen Charakter trugen, nur aus dem Geiste des einen Dichters zu erfassen und nur aus seinem einmaligen Wesen heraus zu erleben waren, wirkte vorerst vor allem die zufällig gegebene Form, die man dann durch eine möglichst getreue, aber doch künstliche und darum unechte Nachahmung mit dem Geiste des jeweiligen Vorbildes zu füllen suchte. So sind die bigotten Nachdichtungen von Tiecks Naturmärchen entstanden, die dessen eigene Schwester Sophie Bernhardi und Karoline Fouqué unternahmen; daher erklären sich auch die unglücklichen Allegorien, die der junge Chamisso („Adelberts Fabel") und der vielverspottete Graf Loeben schrieben. Eine neue Märchenkunst konnte also nicht von den Formen, wie sie die Ältere Romantik überliefert hatte, ihren Ausgang nehmen, sondern mußte aus einem neuen Märchengeiste geboren sein, der diese Formen seinem eigenen Wesen anzupassen und dienstbar zu machen wußte. War aber einmal der hohe ästhetische Wert des Märchens erkannt, so konnten auch die Märchenschätze nicht verborgen bleiben, die aus früherer Zeit dem deutschen Volke eigen waren, und die, als Volksgut, nicht einmalige, ganz persönliche Erlebnisse und Erkenntnisse eines Menschen aussprachen, sondern einer allen zugänglichen und allen vertrauten Gesamtstimmung, einem natürlichen Gesamtlebensgefühle entstammten. Aus dem Gesamtgeiste dieser Dichtungen konnte sich dann sowohl die jeweilige Märchenidee als auch die jeweilige Märchenform herausheben und zum persönlichen Eigentume des Dichters werden, ohne daß die große Einheit aller Märchendichtungen, die Verbundenheit aller in ebendiesem Gesamtgeiste verlorenging. Und so hat denn die Jüngere Romantik ihr Märchenschaffen mit der Erneuerung des Volksmärchens begonnen.

Zwar hatte sich auch schon die deutsche Aufklärung in Zeiten, da der Modegeschmack nach Märchen verlangte, einiger Stoffe des Volksmärchens bemäch-

tigt; doch hatte sie diese, da sie keine Verbindung mit dem Volke besaß und eine solche Verbindung auch nicht suchte, in ihrem Wesen nicht geachtet und auch nicht erkannt, sondern hatte sie nur als Versatzstücke für ihre besonderen pädagogisch oder erotisch gestimmten Unterhaltungsschriften verwandt und ihren eigentümlichen Charakter damit völlig vernichtet. So war die Sammlung des J. K. A. Musäus zustande gekommen, die sich zwar mit dem Titel „Volksmärchen der Deutschen" schmückte, den Begriff des Märchens aber schon in der Einleitung zum ersten Bande (1782) im bekannten Sinne der Aufklärung bestimmte: „Wozu dient dieser Unrat? Mährchen sind Possen, Kinder zu schweigen und einzuschläfern, nicht aber, das verständige Publikum damit zu unterhalten." Die Stimme Herders, der sich für den Wert des Volksmärchens wie aller volksmäßigen Überlieferung aussprach, und der Beifall, den Goethe diesen Äußerungen zollte, verhallten ungehört, und die wenigen Ansätze zu einer wirklich sinngemäßen Märchenerzählung (so bei Jung-Stilling, dessen Erzählung von „Jorinde und Joringel" die Brüder Grimm später fast wortgetreu in ihre Märchensammlung aufnehmen konnten) blieben verborgen. So hatte denn auch Tieck, obwohl er in der mangelhaften Überlieferung den kostbaren Kern erkannte, noch nicht zum Ursprunge des Märchens, zum Volke selbst, sondern nur zu den Märchenerzählungen eines Perrault und Gozzi zurückgefunden, und wenn er, wie im „Ritter Blaubart" oder im „Gestiefelten Kater" (s. Bd. 8), Stoffe des Volksmärchens verwandte, war es ihm trotz aller Wundergläubigkeit mehr um eine Verspottung der Aufklärung und um die Befreiung der Phantasie und die Entladung von Witz, Satire und Verachtung zu tun gewesen, als um eine einfache, naiv-gläubige Märchenerzählung.

Immerhin hatte Tieck erreicht, daß der Begriff der Volkskunst wieder zu Ehren kam, und dieser Erfolg mußte wenigstens mittelbar auch dem Volksmärchen zugute kommen. So folgte wirklich bald eine Zeit liebevollster Versenkung in diese Schätze volksmäßiger Überlieferung, und die sog. Heidelberger Romantik zeitigte neben der Sammlung der Volkslieder (Arnim-Brentano: „Des Knaben Wunderhorn", 1. Bd. 1805) und der Schrift von Görres „Die teutschen Volksbücher" (1807) auch die Veröffentlichung der ersten bewußt-neuen Erzählung eines Volksmärchens: 1808 erschien Ph. O. Runges Märchen „Von den Machandel-Boom" in Arnims „Zeitung für Einsiedler".

Vielleicht ist Ph. O. Runge unmittelbar von seinem Freunde L. Tieck zur Aufzeichnung der beiden Märchen, die wir von ihm besitzen, angeregt worden; vielleicht auch hat ihn erst Arnims und Brentanos öffentliche Aufforderung im „Reichsanzeiger" (1805) dazu bestimmt. Jedenfalls hat er seine Dichtungen im bewußten Gegensatze zu den Liedern aus „Des Knaben Wunderhorn" in seiner heimischen Mundart erneuert: denn, so schrieb er damals, „an einem rechten Volksliede, Ballade, Mährchen, hangt eine geistige Färbung, wie die Staubfäden

an den Blumen ... es liegt dies wol bisweilen an der Geschichte oder Materie, am gewöhnlichsten aber doch an dem wie? oder wodurch? ... Und sollte man nicht wenn man drauf denkt, den Reiz solcher Sachen festzuhalten, gerade das Flüchtige, ich möchte sagen die Blüthe, in welcher sie einem erscheinen, festzuhalten suchen". Er wollte die Mundart wahren, weil sie ihm den ästhetischen Bedürfnissen einer volksmäßigen Erzählung zu entsprechen schien, in keiner Weise aber etwa philologische Grundsätze zur Geltung bringen. Der Vorwurf, den er den Bearbeitern von „Des Knaben Wunderhorn" machte, soll gerade eine ästhetische Versäumnis beklagen. Denn auch Runges Absicht war nicht, die Mär, die er erlauscht, mit allen Zufälligkeiten und Eigenheiten, die ihr der jeweilige Gewährsmann verliehen hatte, zu überliefern; auch er wollte den Stoff nach seiner eigenen Einsicht formen, um ihm eine möglichst überzeugende Gestalt zu geben, und so war der Widerstreit zwischen dem ästhetischen und dem philologischen Grundsatze schon durch seine Autorität entschieden, ehe er (bei den Brüdern Grimm) zum bewußten Gegensatze ward. Daß sein künstlerisches Empfinden ihn hier nicht täuschte, beweist der Umstand, daß seinen Märchen gerade durch die Mundart jener feste Wirklichkeitsgrund, jene ihrem Wesen durchaus entsprechende Notwendigkeit des Geschehens zuteil wird, denen zufolge auch das Wunder nicht als etwas bewußt Wunderbarliches von der Alltagswelt getrennt erscheint, sondern so natürlich mit der realen Welt verbunden bleibt, daß sich das Staunen über die Möglichkeit des Wunders überhaupt in die bloße Verwunderung über den Reichtum wunderbarer Erscheinungen und Verwandlungen verkehrt. Daß die Brüder Grimm ihm darin bei ihrer Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen" (1. Aufl. 1812) nicht stärker folgten, ist wohl allein aus ihrer geringen mundartlichen Sprachgewandtheit zu erklären: seine künstlerische Auffassung aber erkannten sie an, wenn Jakob Grimm auch nur schmerzlich auf die philologisch-wissenschaftlichen Grundsätze verzichtete.

Doch blieben sich Runge und Wilhelm Grimm auch stets der Grenzen bewußt, die ihrem persönlichen Schaffen gezogen waren, wollten sie die Märchen einmal als Volksmärchen, als traditionelle Gebilde in einer durch die Tradition gefestigten Grundform erhalten. Darum lehnten sie es entschieden ab, die Motive des Volksmärchens als freies Phantasiegut zu behandeln und an die Stelle des dichtenden Volksgeistes ihre eigene, freischaltende Kunsttätigkeit zu setzen, wie es noch Tieck getan hatte. Die Märchen sollten den ihnen eigentümlichen Charakter durchaus bewahren, sollten in ihrem ursprünglichen Ideengehalte unangetastet bleiben, auch weiterhin Zeugen einer frühen, volksmäßigen Naturphilosophie, einer pantheistisch-religiösen Dichtung sein (vgl. W. Grimms Vorrede zur 1. Aufl. der „Kinder- und Hausmärchen"); und schon aus diesem Grunde ist es sinnlos, Runges Märchen „Von den Fischer und syne Fru" eine satirisch-politische Tendenz, ein Menetekel gegen Napoleon I., unterzuschieben. In dieser

Eigenart aber entsprach das Volksmärchen wieder aufs engste den geistigen Bestrebungen der Zeit, die sich ja selbst um eine tiefere, religiös-philosophische Erfassung des Naturlebens bemühte, und dies ermöglichte es ihr wieder, neue Märchendichtungen zu schaffen, die nicht nur die Form, sondern auch Stimmung und Gedanken, wie sie in den Volksmärchen ausgesprochen waren, wiederholten, ehe noch das allgemeine Vorbild durch die Veröffentlichung der Rungeschen oder Grimmschen Märchen gegeben war: so erfand Bettina Brentano (April 1808) ihre Märchendichtung „Der Königssohn", Just. Kerner (1811) sein „Kindermärchen" „Goldener", das dann in seine größere Dichtung „Die Heimatlosen" eingegangen ist.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als wenn auch Clemens Brentano in diese Richtung strebe; auch er sah in den Märchen Runges das Vorbild, und die Brüder Grimm, die er zu ihrer Sammeltätigkeit begeistert hatte, waren bereit, ihm die Veröffentlichung des Märchenwerkes zu überlassen. Bald aber zeigte sich der Gegensatz, der zwischen ihren Zielen bestand. Brentano lehnte die Sammlung der Brüder, diese hinwieder lehnten Brentanos eigene Märchendichtungen ab. Doch handelte es sich dabei von seiten Brentanos nicht, obwohl dieser selbst es glaubte, um eine neue Verteidigung des ästhetischen Prinzips gegen das philologische, sondern um die Behauptung einer durchaus andersartigen Gesamtauffassung vom Wesen des Märchens. Er, der vielleicht am wenigsten die philosophischen Bestrebungen der Romantik teilte, hatte auch nur wenig Sinn für die tieferen geistigen Eigenheiten des Volksmärchens und konnte deshalb auch nur weniger scharf, als es die Brüder Grimm getan, zwischen ihm und dem alten Feenmärchen (Basile) unterscheiden. Für ihn war das Märchen schlechthin ein schönes, unterhaltsames Spiel, das seinen eigenen Neigungen entgegenkam und das er aus seinem eigenen Geiste in schönerer, unterhaltsamerer Gestalt erneuern wollte. Daher erklärt es sich, daß seine Märchen durchaus individuelle, des Dichters eigene Gebilde sind, Zeugen einer unbekümmert schweifenden Phantasie, die den frommen Ernst und den Wunderglauben des Volksmärchens wieder mit den diesem ursprünglich wesensfremden Äußerungen eines satirisch-witzigen Verstandes verbinden. Und doch sind seine Dichtungen so sehr aus der Gesamtstimmung des Volksmärchens erwachsen, daß sie dem Feenmärchen wieder in keiner Hinsicht zu vergleichen sind. In Brentano hat sich die Phantasie von allen engherzigen Bedenken und von allen Grundsätzen einer sich überlegen gebärdenden Vernunft befreit; sie ist gleichsam selbständig geworden und schafft sich aus eigener Laune eine eigene Welt. Die Märchen aber, die so entstanden, strahlen einen solch unbedingten Glauben an die Tatsächlichkeit, ja Notwendigkeit dieser Phantasiewelt aus und sind von so vielen schönen allgemein-menschlichen Empfindungen und einem solchen Wohllaute beseelt, daß es unmöglich ist, sich ihren Reizen zu entziehen.

Einer solch schweifenden Phantasie lag aber auch die Form der Allegorie oder der Parabel nahe: doch hat Brentano sie seinem Wesen gemäß nicht dazu verwandt, in bildlicher Form eine philosophische Anschauung darzustellen, sondern hat eigene, persönliche Lebenserfahrungen und Lebenserkenntnisse durch sie ausgesprochen und ihr dadurch eine stärkere Verhaftung mit der Wirklichkeit verliehen, als es bei seinen Vorbildern der Fall war (s. Bd. 16: „Vom traurigen Untergang zeitlicher Liebe" in der „Chronica"). Als Selbstbekenntnis dieser Art hat dann auch Chamisso (1813) seine Dichtung „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" geschrieben, mit der er seine endgültige Abwendung von seinem frühen, wirklichkeitsfernen, allegorisch-philosophischen Versuch und von den im Tieckschen Geiste gedachten Dramatisierungen alter Volksstoffe vollzog. Jetzt läßt Chamisso seine Mär aus der überzeugenden Wirklichkeitswelt des Alltags erwachsen und schafft damit eine in sich selbständig bestehende Dichtung, die der Deutung nicht erst bedarf. Damit aber gewinnt er die Möglichkeit, Wirklichkeit und Wunder aufs neue in einer dem Volksmärchen abgelauschten Art zu mischen, wie es vor ihm nur Arnim in seiner Erzählung „Isabella von Ägypten" (1812, s. Bd. 18) gewagt hatte. Eine rein allegorisch-philosophische Dichtung findet sich nur noch bei E. T. A. Hoffmann im Salamandermythos des „Goldenen Topfes" (geschr. 1813–14). Hier ist das Vorbild, das das Märchen von Novalis geboten hatte, nicht zu verkennen; und mittelbar wenigstens, durch G. H. Schubert, der seine Gedanken in Goethes Märchen hineindeutete und dessen Gedankengängen Hoffmann wieder folgte, blieb auch der Zusammenhang mit Goethe gewahrt. Doch hat Hoffmann diese Allegorie nicht als eine in sich selbständige Dichtung aufgefaßt, sondern hat sie aus einem dem Märchen Chamissos ähnlichen Wirklichkeitsmärchen erwachsen lassen, so daß sie gleichsam nur auf einer höheren Ebene die Idee der Gesamtdichtung in abstrakterer Form wiederholt. Denn sein eigenstes Gebiet blieb das Wirklichkeitsmärchen, wenn er auch stets mehr als ein abwechselungsreiches, verwunderliches Spiel im Sinne trug und in allen seinen Dichtungen seine eigne Lebensanschauung aussprach, so daß sie stets als ein Stück seiner Lebensbeichte anzusehen sind. Gegen die Nachbildungen der Märchen von „1001 Nacht" und damit allgemein gegen alle des wahren Wirklichkeitsbodens entbehrenden Märchendichtungen hat er sich in den Gesprächen seiner „Serapionsbrüder" scharf ablehnend geäußert. „Ich meine", so heißt es dort, „daß die Basis der Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt sein müsse im Leben, so daß jeder nachzusteigen vermag. Befindet er sich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem phantastischen Zauberreich, so wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in sein Leben hinein, und sei eigentlich der wunderbar herrlichste Teil desselben." Dieser Überzeugung ist er bei allen seinen Märchendichtungen, mögen sie auch einmal in eine vergangene Zeit oder in ein fremdartiges Land versetzt sein, treu

geblieben; seine schönsten Märchen aber hat er unmittelbar aus dem bürgerlichen Leben der Gegenwart erwachsen lassen; ja, er hat es sogar verschmäht, einzelne stoffliche Motive, die eine mehr oder minder bewußte Glaubensbereitschaft voraussetzen und nicht unmittelbar aus den Zusammenhängen eines geschlossenen Geschehens überzeugen, der Volkstradition zu entlehnen. Darum auch beruht der Märchencharakter seiner Dichtungen nicht (wie etwa bei Chamisso) in einzelnen verwunderlichen Situationen oder im Spiel wunderwirkender Gegenstände, sondern allein in einem steten Hinüberwechseln von Verstandes- und Geisteswirklichkeit; das nüchterne Dasein des Alltagsmenschen ist ihm wie dem hochverehrten Novalis nicht das wahre Leben, sondern nur eine Täuschung, in der der Philister befangen ist, dem das innere Auge verschlossen bleibt, während der wahre Mensch, der Dichter und das Kind, kraft seines reinen Gemütes und seiner Sehnsucht der schöneren, reineren, dem Herzen entstammenden Welt, der Welt der Phantasie und des Wunders, teilhaftig wird. In diesem Geiste, der wieder durchaus aus dem Geiste des Volksmärchens geboren ist, sind dann auch die Märchendichtungen von C. W. Salice-Contessa geschrieben, der offensichtlich Hoffmanns Spuren nachging, und noch enger verbindet die Verehrung, die sie den Anschauungen eines Novalis und G. H. Schubert zollten, Hoffmann mit Just. Kerner, der von ihm unabhängig und doch unter gleicher Berücksichtigung der Wirklichkeit als Grundlage des Märchens, wenn auch mit stärkerer Betonung seiner besonderen naturphilosophischen Überzeugung, seine Dichtung „Die Heimatlosen" (geschr. 1812) gestaltete.

In zwei Formen hat also die Jüngere Romantik hauptsächlich das Volksmärchen, das stets mehr oder weniger Ausgangspunkt für ihr eigenes Märchenschaffen wurde, als Kunstmärchen fortgebildet: in der Märchenarabeske Brentanos, die aus dem Motivkreise und der Stimmung des Volksmärchens erwuchs, und im Wirklichkeitsmärchen Chamissos, E. T. A. Hoffmanns und Kerners, das seine Gesamtform und ein dem seinen ähnliches Lebensgefühl bewahrte. Ohne daß der Zusammenhang mit den Märchendichtungen eines Novalis, Tieck und Wackenroder vernichtet ist, erscheint damit das Märchen der Jüngeren Romantik in einer besonderen, nur aus dem stärkeren Einflusse des Volksmärchens zu erklärenden Gestalt. Auch wo die Form der Überlieferung (das Märchen als Allegorie) gewahrt wurde (E. T. A. Hoffmann), ist eine bedeutsame innere Umwandlung vollzogen worden; und dies gilt schließlich auch für das Tiecksche Naturmärchen, das in Fr. de la Motte-Fouqué und in J. v. Eichendorff zwei Weiterbildner fand, die im Kreise der Jüngeren Romantiker gesondert zu nennen sind, weil sie am wenigsten stark eine unmittelbare Beeinflussung durch das Volksmärchen verraten.

Bei Fouqué („Undine", 1811) ist diese Umgestaltung noch mehr äußerlicher Art. Er entdeckte die Dämonie des Wassers und erweiterte so den Stoffbereich, und allein die offensichtliche Freude an dieser Entdeckung, die aus der Dichtung

herauszuhören ist, läßt vergessen, daß ihre Gestalten mehr gedankliche Personifikationen als erlebte Naturgewalten sind und daß es sich in ihr eigentlich auch nur um eine Liebesgeschichte handelt, deren Personen zudem noch das unechte Kleid der Fouquéschen Ritterwelt tragen. Bedeutend stärker und noch immer lebendig sind dagegen die Märchendichtungen Eichendorffs, die auch in ihrem Ideengehalte durchaus neuartig empfunden sind. Auch Eichendorff erlebte in der Natur eine unheimliche, dämonische Gewalt; doch deutete er diese in durchaus christlichem Sinne als Versuchung, welcher der allein seinen Sinnen, der unerlösten Natur im Innern vertrauende Mensch zu seinem Unheil unterliegen muß, die er aber zu vernichten vermag, wenn er sich selbst in sich überwindet („Die Zauberei im Herbste", 1808; „Das Marmorbild", 1817; vgl. auch das Märchen in „Ahnung und Gegenwart", Bd. 17). Ganz getrennt von diesen religiösen Betrachtungen erlebte Eichendorff dann die einfachen ästhetischen Erscheinungen und Wandlungen der Natur, und wie kein anderer hat er den Stimmungszauber des Waldes, die wechselnden Töne einer Landschaft und das Farbenspiel des Himmels zu schildern vermocht. Und aus diesem freudigen Naturerleben heraus hat er dann Dichtungen geschaffen, die von allen überlieferten Märchenstoffen frei sind und auch keineswegs im Sinne von Hoffmanns Wirklichkeitsmärchen auf eine seelische Verwirrung, ein Erleben einer höheren Geisteswelt in der Welt des Alltags oder nach Art Brentanos auf eine Erhöhung der Wirklichkeit in eine Traumwelt zielen, und die doch ganz Märchen sind, weil sich in ihnen die Wirklichkeit selbst wieder als die schöne Wunderwelt der Phantasie und eines unbeirrbaren Glaubens bekundet, wie es auch Eigentümlichkeit der reinsten und tiefsinnigsten Dichtungen des Volksmärchens ist („Die Meerfahrt"; vgl. auch „Aus dem Leben eines Taugenichts", Bd. 18).

Ph. O. Runge

Von den Machandel-Boom

Dat is nu all lang her, woll twee Dusent Johr, do was dar een rick mann, de had eene schoine frame Frou, un se hadden sik beede seer leef, hadden averst kene Kinner, se wünschten sik averst seer welke, un de frou bedt so veel dorum Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen keen, — vor eerem huse was een hoff, darup stund een Machandelboom, unner den stün de Frou eens in'n Winter, un schalt sik eenen appel — un as se sik den appel so schalt, so snet se sik in'n finger, un dat blot feel in den snee — „ach!" sed de frou, un süft so recht hoch up, un sach dat bloot för sik an, un was so recht wehmödig, „had ik doch een Kind so roth as Bloot un so witt as Snee" — un as se dat sed so wurd eer so recht frölich to mode, eer was recht as full dat wat warden, dar ging se to den huse un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand dar was dat groin, un Dree Maand da kemen de Bloimer ut de Erde, un Veer Maand dar drungen sik alle Boimer in dat Holt un de groinen twige weeren all in eenanner wussen dar sungen de Vägelkens dat dat ganze holt schallt, und de Blöten felen von de Boimes dar was de fyfte Maand weg, un se stand unner de Machandelboom de rook so schoin do sprang eer dat hart vör freuden un se feel up eere Knee un kande sik nich laten, un as de seste Maand vörby was dar warden de früchte dik un stark da ward se gans still, un de söbende Maand da greep se na de Machandelbeeren un att se so nidsch, da ward se trurig un krank, dar ging de Achte maan hen, un se reep eeren Mann un weende un sed, „wen ik starve so begrave my unner den Machandelboom", da wurde se gans getrost un freute sik bett de neegte maand vorby was dar kreeg se een Kind so witt as Snee un so root as bloot un as se dat sah so freute se sik so dat se sturv.

Dar begrob eer Man se unner den Machandelboom, un he fung an to weenen so seer, eene Tyd lang, da ward dat wat sachter, un dor he noch

wat weend hat, da heel he up, un noch eene Tyd, do nam he sik wedder eene frou.

Myt de tweete frou kreeg he ene dochter, dat Kind äverst von de eerste frou was een lüttje söhn un was so root as Blood und so witt as snee, wenn de frou eere dochter so an sach so had se se so leef, averst den sach se den lüttjen jung an un dat ging eer so dorcht hart, un eer ducht as stund he eer allen wegen in'n weeg, un dacht den man jümmer wo se eer dochter all dat vormögent towenden woll, un de Böse gav eer dat in dat se den lüttjen jung gans gram wurd un stöd em herüm von een Ek in de anner, un buft em hier un knufft em dar, so dat dat arme Kind jümmer in Angst war, wenn he den ut de schol kam so had he keene ruhige stede.

Eens was de frou up de kamer gan, da kam de lüttje Dochter ok herup und sed, „Mutter giv my eenen appel!" „ja myn Kind" sed de frou un gav eer eenen schoinen appel ut de kist, de kist averst had eenen groten swaren Deckel mit een groot schaarp ysern slott, „mutter!" seed de lüttje Dochter „schall Broder nich ok eenen hebben", dat vördrot de frou, doch sed se „ja wen he ut de school kummt", un as se ut dat finster gewaar wurde dat he kam so was dat recht as wen de Böse äver eer kam, und se grapst to un nam eerer Dochter den appel wedder weg un sed „du sast nich eer eenen hebben as Broder" dar smeet se den appel in de kist und makt de kist to, dar kam de lüttje jung in der dör dar gav eer de Böse [in] dat se früntlich to em sed, „myn Söhn wist du eenen appel heben", und sach em so hastig an, „Mutter!" sed de lüttje jung, „watt sühst du gresig ut, ja giv my eenen appel", dar was eer as sull se em toriten, „kum mit my", sed se un makt den Deckel up „haal dy eenen appel herut", un so as sik de lüttjung henin bükt so reet eer de Böse. Bratsch — sloog se den Deckel to dat de kop af sloog un unner de roden appel feel dar äverleep eer dat in de angst un dacht „kund ik dat von my bringen", dar ging se baben na eere stuve na eeren Dragkasten, un halt ut de bävelste schuuflade eenen witten Dook, un sett den kopp wedder up den hals und band den baalsdook so um dat man niks seen kund, un sett em vör de Dör op eenen stool und gav em den appel in de hand.

Dar kam dar na Marleenken to eere Mutter in de köke de stand by den führ un had eenen Putt mit heet water för sik, den rührt se jümmer um, „Mutter" segd Marleenken „Broder sitt vor de Dör un süht gans witt ut, un het eenen appel in de hand, ik hev em beden he soll my den appel geven averst he antword my nich da ward my gans graulig", „ga noch mahl

hen" ſegd de Mutter „un wenn he dy nich antworden will ſo giv em eens an de Ohren", da ging Marleenken hen un ſed, „Broder giv my den appel" averſt he ſweeg ſtill, dar gav ſe em eens up de Ooren, da feel de kopp herün, daräver vorſchrack ſe ſik un füng an to weenen un to rauren, un leep to eere Mutter un ſed: „ach! Mutter ik heb minen Broder den kopp af ſlagen!" un weend un wul ſik nich tofreden geben, „Marleenken!" ſed de Mutter „wat heſt du dahn — äverſt ſwig man ſtill dat keen minſch markt dat is nu doch nich to ännern, wy willen em in ſuhr koken", dar nam de Mutter den lüttjen jungen un hakt em in ſtücken, ded de in den Putt un kokt em in ſuhr, Marleenken averſt ſtun darby un weend un weend un de tranen ſeelen all in den Putt, un ſe brukten gar keen ſolt.

Dar kam de Vader to huus un ſett ſik to diſch un ſed „wo is den min ſöhn?" dar drog de Mutter eene grote grote ſchöttel up mit ſwart ſuhr, un Marleenken weend un kund ſik nich hollen da ſed de Vader wedder, „wo is den myn ſöhn", „ach" ſegt de Mutter „he is avert Land gahn, na Mütten eer groos Oem, he wull dar wat bliven", „wat deit he den dar? un het my nich mahl adjüs ſegd", „o! he wuld geer hen un bed my ob he dar woll ſechs Weken bliven kun, he is jo woll dar uphaben", „ach", ſed de man, „my is ſo recht trurig, dat is doch nich recht he had my doch adjüs ſeggen ſchullt", mit des fung he an to eeten und ſed Marleenken „watt weenſt du? Broder wart woll wedder kam ach frou" ſed he don „wat ſmekt my dat Eten ſchoin giv my meer", un je meer he ath je meer wuld he hebben, un ſed „gevt my meer gy ſölt nir darof hebben dat is as wen dat all myn weer", un he ath un ath, un de knoken ſmeet he all unner den Diſch, bet he allns up had, Marleenken averſt ging hen na eere Commode un nam ut de unnerſte ſchuuf eeren beſten ſyden Dook, un haalt all de beenken un knoken unner den Diſch herut, un bund ſe in den ſyden Dook, un droog ſe vör de dör un weente eere blödigen tranen, dar led ſe ſe unner den Machandelboom in dat groine graß, un as ſe ſe dar hen legd had ſo was eer mit een mahl ſo recht licht un weente nich meer, do füng de Machandelboom an ſik to bewegen, un de Twyge deden ſik jümmer ſo reecht von een anner un wedder to hope ſo recht as wen ſik eene ſo recht freut un mit de handen ſo deit, myt des ſo ging dar ſo'n Nebel von den Boom un recht in den Nebel da brennt dat as führ, un ut dat führ dar floog ſo'n ſchoinen Vagel herut de ſung ſo herlich un floog hoch in de Luft, un as he weg war dor war de Machandelboom as he vorheer weſt war, un de Dook mit de knoken war weg — Marleenken averſt war ſo

recht licht un vergnoigt, recht as wen de Broder noch leeft, dar ging se wedder gans luſtig in dat hus by Diſch un ath.

De Vagel averſt floog weg un ſett ſik up eenen Goldſmit ſyn huus un ſüng an to ſingen.

Mein Mutter der mich ſchlact't — Mein Vater der mich aß — Mein Schweſter der Marleenichen — Sucht alle meine Beenichen — Und bind't ſi in ein ſeiden tuch — Legts unter den Machandelboom.

Kywitt! kywitt! ach watt een ſchoin fagel bin ik.

De Goldſmidt ſatt in ſyne Warkſtede un maakt eene goldne kede, dar hörd he den Vagel de up ſyn dak ſat un ſung un dat dünkt em ſo ſchoin dar ſtun he up un as he aver den ſüll ging, ſo vörloor he eenen tüffel he ging äver ſo recht midden op de ſtrate eenen tüffel un een ſok an, ſyn ſchortfell had he vör un in de een hand had he de golden kede un in de anner de tang un de ſünn ſcheint ſo hell up de ſtrate dar ging he recht ſo ſtahn un ſach den vagel an „vagel!" ſegd he do, „wo ſchoin kanſt du ſingen ſing my dat ſtück noch mahl" — „Nee" ſegd de vagel „twee mahl ſing ik nich umſünſt, giv my de golden kede ſo will ik dejt noch mahl ſingen", da ſegt de goldſmidt „heſt du de golden kede nu ſing my dat noch mahl", dor kam de vagel un nam de golden ked ſo in de rechte krall, un ging vör den goldſmitt [ſitten] un ſung:

Mein Mutter der mich ſchlact't
Mein vater der mich aß ꝛc.

Dar flog de vagel weg na eenen ſchoſter un ſett ſik up den ſyn Dak un ſang:

Mein Mutter der mich ſchlact't ꝛc.

De Schoſter hörd dat un leep vor ſyn dör, in hemdsarmel un ſach na ſyn dak un muſt de hand vör de oogen holln, dat ſe ſünn em nich blend't, „vagel" ſegd he „wat kanſt du ſchoin ſingen" — da reep he in ſin dör herin, „frou kum mahl herut dar is een vagel, ſü mahl der vagel de kan mahl ſchoin ſingen", da reep he ſin dochter und kinner un geſellen, jung un magd, un keemen all up de ſtraat, un ſegen den vagel an wo he ſchoin weer, un he had ſo recht rode un groine feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de ogen blickten em in kopp as ſteern, „vagel" ſed de Schoſter, „nu ſing my dat ſtück noch mahl", „nee" ſegd de vagel „twee mahl ſing ik nich umſünſt, du muſt my wat ſchenken", „frou" ſed de Mann „ga na den Böhn up den bövelſten

Boord, da ſtan een paar rode Schö, de bring herün", dar ging de frou na un halt de Schö, „da vagel" ſed de Mann, „nu ſing my dat ſtück noch mahl", dar kam de vagel un nam de Schö in de lieke klau un flog wedder up dat dak un ſung:

Mein Mutter der mich ſchlact't ꝛc.

un has he ut ſungen had ſo floog he weg, de kede had he in de rechte un de Schö in de linke klau un he floog wiit weg na eene mähl, un de mähl ging klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe, un in de mähl dar ſeten twintig mählenburſen de hauten eenen ſteen un hakten, hik hak — hik hak — hik hak, un de mähl ging dar to klippe klappe — klippe klappe ꝛc. Dar ging de vagel up eenen Lindenboom ſitten de vor de mähl ſtün un ſung:

Mein Mutter der mich ſchlact't

da hörte een up

Mein Vater der mich aß

da hörten noch tween up un hörten dat

Mein ſchweſter der Marleenichen

dar hörten wedder veer up

Sucht alle meine beenichen
Un bindt ſi in ein ſeiden tuch

und hakten noch man acht

Legt's unter

un noch man fyve

den Machandelboom

un noch man een

Kywitt, kywitt ach watt een ſchoin vagel bin ick.

dar heel de letzte ok up un had dat letzte noch hörd — „vagel" ſegt he „wat ſingſt du ſchoin, laat my dat ok hören ſing my dat noch mahl", „nee" ſegt de vagel „twee mahl ſing ik nich umſunſt, giv my den mählenſteen ſo will dat noch mahl ſingen", „ja" ſegt he „wenn he my alleen hörd ſo ſuſt du em hebben", „ja" ſeden de annern „wenn he noch mahl ſingt ſo ſall he em hebben", dar kam de vagel herün un de Möllers fat'ten all twintig mit böm an un börten den ſteen up hu uh up! hu uh uhp — hu uuh uhp, dar ſtak de

vagel den Hals dör dat lok un nam em üm as eenen kragen un floog wedder up den boom, un sang:

Mein Mutter der mich schlact't ꝛc.

un as he dat ut sungen had da ded he de flünk von eenanner und had in de rechte klau de kede un in de linke de Schö un üm den hals den mählensteen un floog wyt weg na sines Vaders huse. –

In de stuve satt de Vader, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vader sed „ach wat wart my licht, my is recht so goot to mode" – „nee!" sed de Moder „my is so angst so recht as wen een swar gewitter kümmt", Marleenken awerst satt un weend un weend dar kam de vagel anflegen, un so as he sik up dat dack sett – „ach!" segd de Vader „mi is so recht freüdig un de sünn schiint buten so schoin, my is recht as süll ik eenen ollen bekanten wedder seen", – „Nee!" sed de frou „my ist so angst, de teene klappern my un dat is my as führ in de adern" un se reet sik eer lifken up un so meer, awerst Marleenken satt in een ek un weende un had eeren platen vor de oogen un weende den platen gans meßnatt, dar sett sik de vagel up den Machandelboom un sung:

Mein Mutter der mich schlact't

dar heel de Mutter de ooren to un kneep de ogen to un wuld nich seen un hören aver dat bruste eer in de ooren as de aller starkst storm un de ogen brennten eer un zacken as blitz

Mein Vater der mich aß

„Ach Moder" sed de Mann „dar is een schoin vagel, de singt so herlich, de Sünn schiint so warm un dat räkt as luter zinnemamen"

Mein schwester der Marleenichen

dar led Marleenken den kopp up de knee un weende in eens weeg, de Mann äverst sed „ik ga herut, ik mut den vagel dicht by sehn", „ach ga nich" sed de frou „my is as bevt dat ganze huus un stün in flammen", aver de Mann ging herut un sach den vagel an.

Sucht alle meine Beenichen
Un bindt si in ein seiden tuch
Legts unter den Machandelboom
Kywitt, kywitt ach watt een schoin vagel bin ick.

Mit den leet de vagel de golden kede falle, un se feel den Man jüst um den Hals, so recht hier herüm dat se recht so schoin past, dar ging he herin un sed „sü wad is dat vor een schoin vagel, hat my so ne schoine goldne kede schenkt, un süht so schöne ut", de frou aver was so angst un feel langst in de stuve hen un de Müz feel eer von den Kopp — dar sung de vagel widder:

Mein Mutter der mich schlact't

„ach dat ik dusend fuder unner de Eerde weer, dat ik dat nich hören sull"

Mein Vater der mich aß

dar feel de frou vor doot nedder

Mein schwester der Marleenichen

„ach" sed Marleenken „ik will ook herut gan un sehn op de vagel my wat schenkt", dar ging se herut,

Sucht alle meine beenichen
Un bindt si in ein seiden tuch

dar smeet he eer de Schö herün

Legts unter den Machandelboom
Kywitt, kywitt ach watt een schoin vagel bin ick.

Dat was eer so licht un frohlich, dar truk se de neien roden Schö an un danst und sprüng herin „ach" segd se „ik was so trurig as ik herut ging un nu is my so licht, dat is mahl een herlichen vagel, het my een paar rode Schö schenkt", „nee" se de frou un sprang up un de har stunden eer to barge as führs flammen, „my is as sull de welt unner gan, ik will ok herut op my lichter warden sull", nu as se ut de dör kam — bratsch! — smeet eer de vagel de mählensteen up den kop dat se gans tomatscht [wurr], de Vader un Marlenken hörden dat un gingen herut, dar ging een damp un flam un führ up von de sted, un as dat vorby was, da stand de lüttje Broder un he nam sinen Vader un Marleenken by de hand un weeren all dree so recht vergnoigt, un gingen in dat huus bi disch un eeten.

Von den Fischer un syne Fru

Dar was mal eens een Fischer un syne Fru, de wahnten tosahmen in'n P=pott, dicht an de See, un de Fischer ging alle Dage hen un angelt. So ging, un ging he hen, lange Tyd.

Dar satt he eens an 'n See by de Angel un sach in dat blanke Water, un sach un sach jümmer an de Angel; dar ging de Angel to Grunde deep ünner, un as he se heruttrekt, so haalt he eenen grooten Butt herut. Dar sed de Butt to em: „Ik bid dy, dat du my lewen lest; ik bin keenen rechten Butt, ik bin een verwünschter Prins. Sett my wedder in dat Water, un laat my swemmen!" — „Nu", sed de Mann, „du bruckst nich so veele Worde to maken; eenen Butt, de spreken kann, häd ik do woll swemmen laten." Dar sett he em wedder in dat Water, un de Butt ging furt weg to Grunde und eenen langen Stripen Bloot hinner sí.

De Mann awerst ging to syne Fru in'n P=pott, un vertellt eer, dat he eenen Butt fangen häd, de häd te em seyd, he wer een verwünschter Prins, dar häd he em wedder swemmen laten. „Hest du dy den nix wünscht?" sed de Fru. „Nee", sed de Mann, „wat schull ik my wünschen?" — „Ach", sed de Fru, „dat is de ävel, jümmer in P=pott to wanen, dat is so stinkig un drackig hier. Ga du no hen, un wünsch ne lüttje Hütt!"

Den Mann was det nich so recht, doch ging he hen na den See; un as he dar kam, dar was de See gans geel un grön, da ging he an det Water stan und sed:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See!
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

Dar kam de Butt answemmen un sed: „Na, wat will se denn?" — „Ach", sed de Mann, „ik hev dy doch fungen hot; nu seyd myne Fru, ik häd my doch wat wünschen sullt; se mag nich meer in P=pott wahnen, se wöll görn een Hütt hebben." — „Ge man hen", seyd de Butt, „se is all drin."

Dar ging de Mann hen, un syne Fru stund in eene Hütt in de Dör, un sed to em: „Kum man hoin! Sü, nu is dat doch veel beter." Un dar was ne Stuve un Kamer un eene Köck drin, un der achter was een lütje Garn mit allerley Grönigkeeten un een Hof, da weeren Honne und Eenden.

„Ach", seyd de Mann, „nu will we vergnögt lewen." — „Ja", seyd de Fru, „wi will et versöken."

So ging dat nu woll een acht edder vertein Doag, dar sed de Fru: „Mann, de Hütt wart my to eng, de Hoff un Garn is to lütt; ik will in een groot steenern Slott wahnen. Ga hen tum Butt, he sull uns een Slott schaffen!" — „Ach Fru", sed de Mann, „de Butt het uns erst de Hütt gewen; ik mag nu nich all wedder kam, den Butt mag et vordreeten." — „Ne watt", sed de Fru, „de Butt kann dat recht good un deit dat geern; ge du man hen!"

Dar ging de Mann hen, un syn Hart was em so schwer. As he averst by de See kam, was dat Water gans vigelet un grau und dunkelblau, doch was dat noch still. Dar ging he stan und sed:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See!
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

„Na, watt will se denn?" sed de Butt. „Ach", sed de Mann gans bedräft, „myne Fru will in een stenern Slott wahnen." — „Ga man hen! Se steit vor de Dör", sed de Butt.

Dar ging de Mann hen, un syne Fru stund vor eenen groten Pallas. „Sü, Mann", sed se, „watt is dat nu schoin!" Mit das gingen se tosamen hein; dar weeren so veel Bedenten, un de Wende weeren alle blank, un goldne Stöhl un Dischen weeren in de Stuve; un ochter datt Slott was een Garn un Holt, woll eene halve Myl lang, darin weeren Hirschen, Reh un Haasen, un op de Hoff Köh un Perdeställ'. „Ach", seyd de Mann, „nu willn wy ok in dat schöne Slott blywen un tofreden syn." — „Dat willn my uns bedenken", seyd de Fru, „un willent beslapen." Mit der gingen se to Bed.

Den annern Morgens waakt de Fru up, dat was all Dag, da stöt se den Mann mit den Ellenbogen in de Syde un sed: „Mann, stah up! Wy motten König waren äver all dat Land." — „Ach Fru", sed de Mann, „wat wulln wy König waren! Ik mag nich König syn." — „Na, dann will ik König syn", seyd de Fru, „ge hen tun Butt! Ik will König syn." — „Ach Fru", sed de Mann, „wo kannst du König syn! De Butt mucht dat nich don." — „Mann", seyd de Fru, „ge stracks hen! Ik möt König sin."

Dar ging de Mann hen, un was gans bedröft, dat syne Fru König waren wöllt. Un as he an de See kem, was se all gans schwartgrau, un dat Water geert so von unnen up; dar ging he stan und sed:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

„Na, wat will se denn?" sed de Butt. „Ach", sed de Mann, „myne Fru will König waren." — „Gah hen, se is'd all", sed de Butt.

Dar ging de Mann hen, un as he na den Pallas kam, da weeren dar so vele Soldaten, un Pauken, un Trumpeten, un syne Fru satt up eenen hogen Tron von Gold un Diamanten un had eene goldne Kron up; un up beeden Syden by eer stunden ses Jungfruen, jümmer eene eenen Kops lüttjer as de annre. „Ach Fru", seyd de Mann, „bist du ein König?" — „Ja", seyd de Fru, „ik bin König." Un as he eer da sone Wyl anseen häd, sed he: „Ach Fru, watt lett datt schoin, wenn du König best! Nu wyll'n wy ok nich meer wünschen." — „Nee, Mann", sed se, „my durt dat all to lang, ik kann dat nich meer uthallen. König bin ik, nu mut ik ok Kayser waren." — „Ach Fru", sed de Mann, „watt wust du Kayser waren?" — „Mann", sed se, „ga tum Butt! Ik wull Kayser syn." — „Ach Fru", sed de Mann, „Kayser kann he nich maken, ik mak den Butt dat nich seggen." — „Ik bin König", sed de Fru, „un du syst man min Mann. Ga glik hin!"

Dar ging de Mann weg, un as he so ging, so dacht he: Dat geit un geit nich goot; Kayser is to unverschaamt, de Butt wart am Ende möde. Mit des kam he an de See; dat Water was gans schwart un dik, un dar ging so een Keekwind äwer hen, dat dat sik so kavwelt. Dar ging he stan un sed:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

„Na, wat will se denn?" sed de Butt. „Ach", sed de Mann, „[se] will Kayser waren." — „Ga man hen", sed de Butt, „se is't all."

Dar ging de Mann hen, un as he dar kam, so satt syne Fru up eenen sehr hogen Tron, de was von een Stück Gold, un hat eene grote Krone up, de was woll twee Ellen hoch. By eer up de Syden, dar stunden de Traban-

ten, jümmer een lüttjer as de anner, von den allergrötsten Riesen bett to den lüttsten Dwark, de was man so lang as myn lüttje Finger. Vör een do stunden so veele Fürsten un Graven. Da ging de Mann ünner stan, de sed: „Fru, syst du nu Kayser?" — „Ja", sed se, „ik sy Kayser." — „Ach", sed de Mann, un sach se so recht an, „Fru, wat let dat schoin, wenn du Kayser syst!" — „Mann", sed se „wat steist du dar! Ik bin nu Kayser, nu will ik averst ock Pobst waren." — „Ach Fru", sed de Mann, „watt wist du Pobst waren! Pobst is man eenmal in de Kristenheet." — „Mann", sed se „ik mutt hüt noch Pobst waren." — „Nee, Fru", sed he, „te Pobst kenn de Butt nich maken, dat geit nich goot." — „Mann, watt seek! Kann de Butt Kayser maken, kann he ok Pobst maken. Ge furt hen!"

Dar ging de Mann hen, un em was gans flau, de Knee un de Woden zudderten em; un buten ging de Wind, un dat Water was, as kookt, de Schepe schooten en de Noot un dansten un sprungen up de Bülgen; doch was de Hemmel in de Midde noch so een bitten blu, äverst an de Syden dar toog dat so recht root op, as een schwer Gewitter. Dar ging he recht vörtogt sten und sed:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

„Na, watt will se denn?" sed de Butt. „Ach", sed de Mann, „myne Fru will Pobst waren." — „Ga man hen", sed de Butt, „se ist all."

Dar ging he hen, un as he dar kam, satt syne Fru up eenen Tron, de was twee Myle hoch, un hod 3 grote Kronen up, un um eer was so veele geestliche Staat, un up de Syden bey eer standen twee Lichte, dat grötste so dick un groot as de allergrötste Torn, bet to dat lüttste Köckinglicht. „Fru", sed de Mann, un sech se so recht an, „syst du nu Pobst?" — „Ja", sed se, „ik sy Pobst." — „Ach Fru", sed de Mann, „wat let dat schoin, wenn du Pobst syst! Fru, nu was tofreden! Nu du Pobst syst, kannst nu nix meer waren." — „Dat will ik my bedenken", sed de Fru.

Dar gingen se beede to Bed; awerst se was nich tofreden, un de Girichheet leet eer nich slapen. Se docht jümmer, wat se noch woll waren willt. Mit des ging de Sünn up; su dacht se, as se se ut den Fenster so herupkamen sach: Kunn ick nich ock de Sünn upgan laten? Dar wurd se recht so grimmig un stod eeren Mann an: „Mann, ga hen tun Butt! Ik will waren as de

lewe Gott.“ De Mann was noch meist in Slap, averst he verschrack sy so, dat he ut dem Bedde feel. „Ach Fru“, sed he, „sla en dy un blive Pobst!“ — „Nee“, sed de Fru, „ik sy nich tofreden un kann dat nich uthallen, wenn ik de Sünn un de Mohn upgehen se un kann se nich upgehn laten; ik mut waren as de lewe Gott.“ — „Ach Fru“, sed de Mann, „dat kann de Butt nich; Kayser un Pobst kann he maken, awerst dat kann he nich.“ — „Mann“, sed se, un sach so recht gresig ut, „ik will waren as de lewe Gott. Geh straks hen tum Butt!“

Dar fur dat den Mann in de Gleeder, un he bevt vor Angst. Buten averst ging de Storm, dat all Boime un Felsen umweigten, un de Himmel was gans swart, un dat donnert un blitzt; dar sah man in de See so swarte hoge Wellen as Berge, un hödden baben all eene witte Kron von Schuum up. Da seed he:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich [so], as ik woll will.“

„Na, wat will se denn?“ sed de Butt. „Ach“, sed de Mann, „se will waren as de lewe Gott.“ — „Geh man hen! Se sitt all wedder im P-pott.“ — Dar sitten se noch hüt up dissen Dag.

Bettina Brentano

[Der Königssohn]

Es war einmal ein König, der hatte ein herrliches Land, und seine Burg stand auf einem hohen Berg, von wo aus er weit sehen konnte. Hinter der Burg waren schöne Gärten zu seiner Lust erbaut, die waren mit herrlichen Flüssen umgeben und mit dichten Wäldern, die ganz mit wilden Tieren erfüllt waren. Löwen, Tiger hatten ihre Wohnung da, wilde Katzen saßen auf den Bäumen, Füchse und Wölfe sprangen im Dickicht umher, weiße Bären und auch mit goldnem Fell schwammen oft paarweis über die Flüsse und kamen in des Königs Garten. Auf dem Gipfel der Bäume nisteten die Stoßadler, Geier und Falken. Es waren diese Wälder ein wahres Reich der Tiere, welches des Königs seines begrenzte, und war als ihr Eigentum angesehen. Der König aber nahm ein Weib, um ihrer Schönheit willen und daß er Kinder bekomme. Da sie mit dem Segen ging, da freute sich das Volk, daß sie sollten einen Thronerben haben, und sie ehrten das Weib darum sehr hoch; die Zeit des Gebärens verstrich aber, ohne daß sie eines Kindes genesen wäre. Da ward der König traurig, weil er glaubte, sein Gemahl sei krank und müßte bald sterben, aber sie nahm Speis' und Trank zu sich wie ein gesundes Weib. Aber sie ging sieben Jahr' eines hohen Leibs. Der König ärgerte sich an ihrer Mißgestalt und glaubte, daß sie sich an Gott versündigt habe, weil er sie so hart strafe. Er ließ ihre Kammer von der seinigen trennen, und sie mußte in der hintern Seite der Burg wohnen. Hier trug sie langsam und traurig ihre schwere Bürde durch die einsamen Gärten und sah die wilden Tiere aus dem Wald an das jenseitige Ufer des Flusses kommen, um sich zu tränken. Wenn es dann um die Frühlingszeit war, und es kamen die alten Leuen oder Tiger mit ihren Jungen und tränkten sie, da wünschte sie oft in schwerer Verzweiflung, auch ein reißendes Tier zu sein, im Walde ihre Nahrung mit wütigem Kampf dem Leben zu entreißen, wenn sie nur ihre Kindlein mocht' ernähren. „Aber so", sprach sie,

„muß ich mit schwerem Tritt und schwerem Jammer hier durch die Gärten wandlen, ich seh' euch jährlich eurer Frucht genesen, und wie ihr eure Jungen in eurer wilden, unwirschen Natur erzieht; aber ich, die Fürstentochter, die Königin, soll keinen meines edlen Stammes erziehen, soll unglücklich sein und vor dem Könige, meinem Gemahl, verhaßt."

Als sie einsmals auf einem einsamen Ort unter einer Palme saß, fühlte sie Schmerzen, und sie gebar einen Sohn, der gleichsam die Kräfte eines siebenjährigen Knaben zu haben schien, denn während er zur Welt kam, hatte sich eine wilde Bärin über den Fluß gewagt, und als er kaum frei war, jagte er dieser nach, er kriegte sie beim Fell, das Tier schwamm zurück und trug ihn mit sich in den Wald. Da schrie die Königin mit gewaltiger Mutterstimme: „Mein Sohn, mein einzig geborner, ist in dem Wald und wird von den wilden Tieren gefressen!" Die Wachen des Königs kamen herbei und stürzten durch die Flüsse nach den Wäldern, mit Streitkolben, mit Pfeil und Bogen, und wollten ihres Herrn Sohn wieder haben. Aber da die Tiere merkten, daß man mit Gewalt in ihr Gebiet einfalle, kamen sie aus den Wäldern an das Ufer, um sich zu wehren. Die Bären setzten sich aufrecht und streckten ihre Tatzen aus, die Leuen fletschten ihre Zähne und wedelten mit den Schweifen, die Tiger liefen auf und ab am Ufer mit feurigen Blicken, die Wölfe heulten, die Elefanten wühlten die Erde auf und stürzten Felsen ins Wasser, die Vögel flogen aus ihren Nestern, machten die Luft schwer und hielten ein greuliches Geschrei, also daß keiner der kühnen Ritter es wagte, ans Ufer zu steigen. Sie schwammen also zurück zur verlaßnen Königin, weil sie doch glaubten, der Königssohn sei verloren. Da sie aber zu ihr kamen, fanden sie, daß sie im Gebären war und noch sechs Kindlein zur Welt brachte, von welchen eins immer fröhlicher und stärker schien als das andere. Man trauerte daher nicht viel um den verlornen Sohn, sie wurde mit den sechs Säuglingen als eine glorreiche Mutter vor den König gebracht, der sie mit Ehrenbezeugung und Freuden aufnahm.

Da wuchsen die Kindlein, die Königin pflegte ihrer mit großer Geduld und gab ihnen Nahrung, aber wenn es Abend wurd', daß sie sie zur Ruhe gelegt hatte, da ging sie hinter die Burg auf den Fleck, wo sie gesessen und die Bärin ihr das Kind geholt. Sie lief am Wasser hin, ob sie ihren Sohn wohl möcht' aus den Gebüschen locken, sie bekümmer' sich auch im Herzen ganz wenig um die andern Kinder, denn allein um diesen, und konnte nicht glauben, daß er sei umgekommen; also wie ein Schäfer sich mehr bekümmert

um das eine Lamm, welches verloren, denn um die ganze Herde, und glaubt, daß dieses Lamm das beste und einzige war. Sie fürchtet sich auch nicht mehr vor den wilden Tieren, wenn sie die in der Nacht heulen hört, und wenn sich eins in den Garten verlauft, da lauft sie ihm nach und fragt nach ihrem Kind; die wollen sie aber nicht verstehen. Da wird sie ungeduldig und verzweifelt, sie droht und bittet und kriegt die Bären beim Fell, sagt: „Ihr habt mir meinen Sohn gestohlen!" Die wollen sich aber nichts drum kümmern und tun nach ihrer Art, sie kennen die Frau an ihrem Ansehen und tun ihr nichts zuleid'. Wenn sie dann wieder in die Burg kömmt, so wischt sie ihre Tränen ab und beugt ihr Gesicht auf die Kinder, die unruhig sein, und verbirgt so ihre Tränen und spricht: „Meine arme Kinder sein unruhig und frieren, ich muß sie wärmen und muß sie nähren, daß sie wieder ruhig werden"; also daß sie ihre Traurigkeit den ganzen Tag vor den Leuten verbirgt und ihr Gesicht nicht gegen das Tageslicht wendet, denn sie schämt sich, daß sie allein mehr Lieb' zu dem verlornen Sohn spürt denn zu den andern. Doch erzieht sie dieselben mit großer Geduld und Weisheit am Tag; aber am Abend, wenn die Kinder schlafen, forscht sie ihrem Sohn nach. Da redet sie die großen Raubvögel an, die in den hohen Lüften schweben, herüber- und hinüberfliegen, ihren Jungen Speis' zu bringen, da spricht sie oft: „O ihr beflügelten Tier', wenn ich so wie ihr könnt' in der Luft schweben und in die Gebüsch' herunterblicken, meinen Sohn suchen! o, sagt mir doch, ob er noch lebet oder ob ihr ihn tot gesehen habt?" Wenn die Vögel nun unverständlich schreien in der Luft, so meinet sie etwas zu verstehn und streicht das Haupthaar zurück, um besser zu hören. Da glaubte sie oft, die Vögel rufen ihr zu, daß er noch lebe und bald zu ihr komme. Sie gibt sich Müh', das Geschrei auszulegen, sie redet auch selbst die Bienlein und summende Käfer an, die über dem Wasser schweben, die schwärmen um sie her, brummen und summen ein jedes nach seiner Art, fliegen dann wieder fort. — O arme Königin, es wird dir kein wildes, unverständiges Tier Rat geben, die wissen nicht, was Menschenklag' ist. Denn die Menschen verfolgen sie und haben ganz keine Gemeinschaft mit ihnen, sie trachten ihnen nach dem Leben, um ihr Fell, oder um ihr Fleisch zu essen, aber nie hat sich ein Mensch an sie gewendet, um Trost bei ihnen zu holen. Es hat aber manch edel Wild geklagt um die Freiheit, die ihm der Mensch listig geraubt hat, daß es hat müssen Sklavendienste tun, das es doch nicht schuldig war zu tun und auch keine Natur dazu hat, und muß trocken Heu für seine Dienste fressen, da

es doch hat können im Wald frisch' Laub fressen, und muß um sein Maul lassen einen Zaum binden und sich mit einer Peitsche regieren lassen. Darum trauen sie auch dem Menschen nicht und gehen ihm aus dem Weg; wenn sie sich aber nicht zu helfen wissen, dann packen sie oft den Menschen an und zerreißen ihn auf eine greuliche Art, bloß um ihre Freiheit oder ihre Jungen zu erhalten.

Nun wurden aber die Kinder recht groß und auch zu aller Weisheit gut erzogen, sie hatten sehr einträchtige Gesinnungen und ließen sich in allem auf eine edle Weise an. Der König wußte nicht, welchem er die Kron' sollt' lassen, denn man konnt' nicht sagen, welcher früher geboren war, oder daß einer weniger tauglich sei zum Herrschen. Ließ er sie in Spielen um den Preis werben, so kam es oft, daß alle den gleichen Preis gewannen oder daß ein jeder in einer besondern Art vorzüglich war. Der König konnt' auch keinen mehr lieben, denn es war ein jeder schön, und ihr Wesen war zu vergleichen mit dem Hals eines edlen Federspiels, wenn es in der Sonne steht: dreht es sich so, da spiegelt sich die rote oder grüne Farbe am herrlichsten, dreht es sich wieder anders, so strahlt wieder eine andre, oder geht es auf und ab und bewegt die Flügel, so wechseln die Farben schnell wie der Blitz, eine so schön wie die andre, man weiß nicht, welche am schönsten; oder auch waren sie wie der Regenbogen, wo alle Farben schön vereint stehen und sich über den weiten Himmel spannen, daß eine immer aus der andern hervorgeht. Der König aber hatte nicht das Recht, sein Land zu teilen oder ihm mehr denn einen Herrn zu geben; er ließ daher eine Krone machen aus lauterem Gold, die die Häupter seiner sechs Kinder umfaßte, und er sagte ihnen: „Solang euer Sinn so rein bleibt wie dies Gold, und daß ihr so einig seid, daß ihr eure Häupter all' mögt in diesen Ring fassen und euch liebend küssen, so mag ich wohl sagen: mein Land hat nur einen Herrn, und obwohl viele Leiber, hat es doch nur einen Geist."

Da ließ er ein großes Fest bereiten, an welchem das Volk sollt' die neuen Könige sehen. Es versammelten sich alle Edle am Hof; da war unter freiem Himmel ein großer Thron von Gold, darauf saßen die Königssöhne, und setzte ihnen der König die Kron' auf die Häupter. Die stille, einsame Mutter war in vollem Schmuck und Pracht, mit goldnen Schleiern und Mänteln angetan, und es war ein Jauchzen zu ihr; man nennt sie die glorreich' Mutter und spielt ihr vor auf allen Instrumenten eine herrliche Musik zu ihrem Lob; sie aber verbirgt ihr Angesicht hinter den Schleier und weint

44280

bittere Tränen um ihr verlornes Kind. Da steigen die Söhne herab von ihren Sitzen, fallen auf ihre Knie und begehren der Mutter Segen. Da steht sie auf und erteilt mit ihrer rechten Hand den Segen ihren Kindern, die linke Hand hält sie aber aufs Herz und gedenkt ihres Sohnes.

Die wilden Tiere hatten das Frohlocken gehört durch das ganze Land und waren unruhig geworden, sie schwammen über die Flüss' zu großen Scharen. Da brachten die Wachen die greuliche Botschaft, alles floh in seine Wohnung, die Mutter nur wollt' nicht weg, denn sie hatte keine Furcht. Die Söhne wollten ihre Mutter nicht verlassen, da sie auf ihr Flehen nicht weichen wollte, um sie zu beschützen. Die Schar der Tiere kam heran, und mitten unter ihnen ein schönes Antlitz, das aufrecht zum Himmel blickt, und schien ein Mensch zu sein, nur daß er schöner und edler war; er reitet auf der Leuen und Tiger Rücken, er springt anmutig von einem zum andern. Da das die Mutter sieht, so spricht sie: „Es ist mein Sohn", und geht mit mutigem Wesen ihm entgegen, sie legt sich an seine Brust und sie spürt einen Felsstein sich von ihrem Herzen wälzen. Die Tiere kennen die Frau an ihrem Ansehn und tun ihr nichts zuleid', der Jüngling hatt' aber keine menschliche Sprach', er konnte nur seinen Willen durch Zeichen kundtun. Daher nimmt er die Kron' und dreht sie siebenfach um sein Haupt, auch riß er mit seiner starken Hand einen Ölbaum aus dem Erdboden und gab den sechs Brüdern einem jeden einen Zweig, sich selbst behielt er den Stamm, welches heißen soll: „Ich bin der Herr! aber ihr sollt in Frieden mit mir leben." Und er ward ein König über Tiere und Menschen im Geist, sonder Sprache.

17338

Jakob und Wilhelm Grimm

Die wunderliche Gasterei

Auf eine Zeit lebte eine Blutwurst und eine Leberwurst zusammen, und die Blutwurst bat die Leberwurst zu Gast. Wie es Essenszeit war, ging die Leberwurst ganz vergnügt zu der Blutwurst, als sie aber in die Haustüre trat, sah sie allerlei wunderliche Dinge, auf jeder Stiege der Treppe, deren viele waren, immer etwas anderes, da war ein Besen und eine Schippe, die sich miteinander schlugen, dann ein Affe mit einer großen Wunde am Kopf und dergleichen mehr.

Die Leberwurst war ganz erschrocken und bestürzt darüber, doch nahm sie sich ein Herz, ging in die Stube und wurde von der Blutwurst freundschaftlich empfangen. Die Leberwurst hub an, sich nach den seltsamen Dingen zu erkundigen, die draußen auf der Treppe wären, die Blutwurst tat aber, als hörte sie es nicht, oder als sei es nicht der Mühe wert, davon zu sprechen, oder sie sagte etwa von der Schippe und Besen: „es wird meine Magd gewesen sein, die auf der Treppe mit jemand geschwätzt", und brachte die Rede auf etwas anderes.

Die Blutwurst ging darauf hinaus und sagte, sie müsse in der Küche nach dem Essen sehen, ob alles ordentlich angerichtet werde und nichts in die Asche geworfen. Wie die Leberwurst derweil in der Stube auf- und abging und immer die wunderlichen Dinge im Kopf hatte, kam jemand, ich weiß nicht, wer's gewesen ist, herein und sagte: „ich warne dich, Leberwurst, du bist in einer Blut- und Mörderhöhle, mach dich eilig fort, wenn dir dein Leben lieb ist." Die Leberwurst besann sich nicht lang, schlich die Tür hinaus und lief, was sie konnte, sie stand auch nicht eher still, bis sie aus dem Haus mitten auf der Straße war. Da blickte sie sich um und sah die Blutwurst oben im Bodenloch stehen mit einem langen, langen Messer, das blinkte, als wärs frisch gewetzt, damit drohte sie und rief herab:

„hätt' ich dich, so wollt' ich dich!"

Katz und Maus in Gesellschaft

Eine Katze und eine Maus wollten zusammenleben und Wirtschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sicherern Ort wußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einstmals aber trug die Katze Gelüsten darnach und ging zur Maus: „hör, Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt' heut allein Haus." – „Ja, ja", sagte die Maus, „geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen roten Kindbetterwein tränk' ich auch gern ein Tröpfchen." Die Katze aber ging geradeswegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustiert haben", sagte die Maus, „wie hat denn das Kind geheißen?" – „Hautab", antwortete die Katze. – „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört."

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen tun und allein die Wirtschaft treiben." Die Maus sagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heimkam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pate getauft worden?" – „Halbaus" – „Halbaus? was du sagst! den Namen hab ich gar noch nicht gehört, der steht gewiß nicht im Kalender."

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergessen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?" – „Hautab, Halbaus", sagte die Maus, „es sind kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam, doch geh nur hin." Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?" – „Ganzaus" – „Ganzaus! ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen", sagte die Maus; „Ganz-

aus? was soll der bedeuten? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!" damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „komm, wir wollen zum Vorrat gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben." Wie sie aber hinkamen, war alles leer — „Ach!" sagte die Maus, „nun kommt's an den Tag, du hast alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist, erst Haut ab, dann Halb aus, dann" — „Schweig still", sagte die Katze, „oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst." — „Ganz aus" hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Katz' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

Vom treuen Gevatter Sperling

Es war einmal eine Hirschkuh, die war mit einem jungen Hirsch ins Kindbett gekommen und bat den Fuchs, Gevatter zu stehen. Der Fuchs aber lud noch den Sperling dazu, und der Sperling wollte noch den Haushund, seinen besondern lieben Freund, einladen. Der Hund aber war von seinem Herrn ans Seil gelegt worden, weil er einmal von einer Hochzeit ganz betrunken nach Haus gekommen war. Der Sperling meinte, das hat nicht viel auf sich, pickte und pickte am Seil einen Faden nach dem andern los, so lang, bis der Hund frei war. Nun gingen sie zusammen zum Gevatterschmaus, machten sich auch recht lustig, denn da war alles vollauf; der Hund aber versah's und übernahm sich wieder im Wein; als sie aufstanden, war ihm der Kopf so schwer, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, doch taumelte er noch ein Stück Wegs nach Haus fort, endlich aber fiel er hin und blieb mitten auf der Straße liegen. Eben kam ein Fuhrmann daher und wollt' geradezu über ihn wegfahren. „Fuhrmann, tu's nicht", rief der Sperling, „es kostet dein Leben!" Der Fuhrmann aber hörte nicht darauf, knallte mit der Peitsche und trieb die Pferde gerade auf den Hund, daß die Wagenräder ihm die Beine zerbrachen. Fuchs und Sperling schleppten den Gevatter heim, der Herr sah ihn an und sprach: „der ist ja tot", und gab ihn dem Fuhrmann, der sollt ihn begraben. Der Fuhrmann dachte, die Haut ist zu brauchen, lud ihn auf und fuhr fort. Der Sperling aber flog nebenher und

rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben! Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Dann setzte er sich dem einen Pferde auf den Kopf und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Der Fuhrmann ward bös über den kleinen Vogel, der ihn zum Narren hatte, griff nach seiner Hacke und holte aus; der Sperling aber flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf sein Pferd auf den Kopf, daß es tot hinfiel. Er mußte es liegen lassen und mit den zwei andern weiterfahren; da kam der Sperling zurück, setzte sich einem Pferde auf den Kopf und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Der Fuhrmann lief herbei: „jetzt krieg ich dich!" schlug und traf wieder bloß das Pferd, daß es tot liegenblieb. Nun war ihm noch eins übrig. Der Sperling wartete nicht lange, setzte sich auf den Kopf desselben und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Der Fuhrmann aber war schon so zornig, daß er sich gar nicht besann, sondern gleich zuschlug: da waren nun alle seine drei Pferde totgeschlagen, und er mußte den Wagen stehenlassen. Bös und giftig ging er nach Haus und setzte sich hinter den Ofen; aber der Sperling war hinter ihm drein geflogen, saß vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Der Fuhrmann griff nach der Hacke, schmiß das Fenster ein, aber den Sperling traf er nicht. Der Vogel hüpfte nun herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Dieser, toll und blind vor Wut, schlägt den ganzen Ofen ein, und wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgerät, Spieglein, Stühle, Bänke, Tisch und zuletzt die Wände seines Hauses. Da packt er endlich den Vogel: „jetzt hab ich dich!" nimmt ihn in den Mund und schluckt ihn hinunter. Der Sperling aber im Leibe des Fuhrmanns fängt an zu flattern, flattert wieder herauf, dem Fuhrmann in den Mund, streckt den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben!" Da gibt der Fuhrmann seiner Frau die Hacke: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde tot." Die Frau schlägt fehl, dem Mann auf den Kopf, daß er gleich tot hinfällt, der Sperling aber fliegt auf und davon.

Die weiße Taube

Vor eines Königs Palast stand ein prächtiger Birnbaum, der trug jedes Jahr die schönsten Früchte, aber wenn sie reif waren, wurden sie in einer Nacht alle geholt, und kein Mensch wußte, wer es getan hatte. Der König aber hatte drei Söhne, davon ward der jüngste für einfältig gehalten und hieß der Dummling; da befahl er dem ältesten, er solle ein Jahr lang alle Nacht unter dem Birnbaum wachen, damit der Dieb einmal entdeckt werde. Der tat das auch und wachte alle Nacht, der Baum blühte und war ganz voll von Früchten, und wie sie anfingen reif zu werden, wachte er noch fleißiger, und endlich waren sie ganz reif und sollten am andern Tage abgebrochen werden; in der letzten Nacht aber überfiel ihn ein Schlaf, und er schlief ein, und wie er aufwachte, waren alle Früchte fort, und nur die Blätter noch übrig. Da befahl der König dem zweiten Sohn ein Jahr zu wachen, dem ging es nicht besser, als dem ersten; in der letzten Nacht konnte er sich des Schlafes gar nicht erwehren, und am Morgen waren die Birnen alle abgebrochen. Endlich befahl der König dem Dummling ein Jahr zu wachen, darüber lachten alle, die an des Königs Hof waren. Der Dummling aber wachte, und in der letzten Nacht wehrt' er sich den Schlaf ab, da sah er, wie eine weiße Taube geflogen kam, eine Birne nach der andern abpickte und forttrug. Und als sie mit der letzten fortflog, stand der Dummling auf und ging ihr nach; die Taube flog aber auf einen hohen Berg und verschwand auf einmal in einem Felsenritz. Der Dummerling sah sich um, da stand ein kleines graues Männchen neben ihm, zu dem sprach er: „Gott gesegne dich!" — „Gott hat mich gesegnet in diesem Augenblick durch diese deine Worte", antwortete das Männchen, „denn sie haben mich erlöst, steig du in den Felsen hinab, da wirst du dein Glück finden." Der Dummling trat in den Felsen, viele Stufen führten ihn hinunter, und wie er unten hinkam, sah er die weiße Taube ganz von Spinnweben umstrickt und zugewebt. Wie sie ihn aber erblickte, brach sie hindurch, und als sie den letzten Faden zerrissen, stand eine schöne Prinzessin vor ihm, die hatte er auch erlöst, und sie ward seine Gemahlin und er ein reicher König und regierte sein Land mit Weisheit.

Das arme Mädchen

Es war einmal ein armes, kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, es hatte kein Haus mehr, in dem es wohnen, und kein Bett mehr, in dem es schlafen konnte, und nichts mehr auf der Welt, als die Kleider, die es auf dem Leib trug, und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein Mitleidiger geschenkt hatte; es war aber gar fromm und gut. Da ging es hinaus, und unterwegs begegnete ihm ein armer Mann, der bat es so sehr um etwas zu essen, da gab es ihm das Stück Brot; dann ging es weiter, da kam ein Kind und sagte: „es friert mich so an meinem Kopf, schenk mir doch etwas, das ich darumbinde", da tät es seine Mütze ab und gab sie dem Kind. Und als es noch ein bißchen gegangen war, da kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an, da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin, endlich kam es in Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkele Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben, und gab es hin. Da fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Taler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, hatte es doch eins an, aber vom allerfeinsten Linnen, da sammelte es sich die Taler hinein und ward reich für sein Lebtag.

Marienkind

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne, große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen." Der Holzhacker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm

es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; eh sie aber wegging, rief sie das Mädchen und sagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Türen des Himmelreichs, zwölf darfst du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet.“ Das Mädchen versprach, ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Türe und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Türen aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Tür aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an dem Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwnd die Türe zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören.

Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „hast du auch nicht die dreizehnte Türe geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Türe aufgeschlossen hatte: „hast du es gewiß nicht getan?“ „Nein“, sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldnen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war, und sprach: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig, im Himmel zu sein.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen, und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, soweit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab,

da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, ging es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß, und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim, und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „sag jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Tür aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst, bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Türe nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sei eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Tür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räte laut, die Königin sei eine Menschenfresserin, und drangen darauf, daß sie für ihre gottlosen Taten gerichtet werde; der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahr brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie mögte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räte nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sei eine Menschenfresserin, das sei gewiß, und weil

sie stumm war, konnte sie sich nicht verteidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Türe im Himmel aufgeschlossen habe, wie hab' ich so bös' getan, das zu leugnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblick, da tat sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

Sneewittchen (Schneeweißchen)

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel, da saß eine schöne Königin an einem Fenster, das hatte einen Rahmen von schwarzem Ebenholz, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote in dem Weißen so schön aussah, so dachte sie: hätt' ich doch ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie dieser Rahmen. Und bald darauf bekam sie ein Töchterlein, so weiß wie der Schnee, so rot wie das Blut und so schwarz wie Ebenholz, und darum ward es das Sneewittchen genannt.

Die Königin war die schönste im ganzen Land und gar stolz auf ihre Schönheit. Sie hatte auch einen Spiegel, vor den trat sie alle Morgen und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

da sprach das Spieglein allzeit:

„Ihr, Frau Königin, seid die schönste Frau im Land."

Und da wußte sie gewiß, daß niemand schöner auf der Welt war. Snee-

wittchen aber wuchs heran, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, daß es selbst die Königin an Schönheit übertraf, und als diese ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

sagte der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen ist noch tausendmal schöner als Ihr!"

Wie die Königin den Spiegel so sprechen hörte, ward sie blaß vor Neid, und von Stund an haßte sie das Sneewittchen, und wenn sie es ansah und gedacht, daß durch seine Schuld sie nicht mehr die schönste auf der Welt sei, kehrte sich ihr das Herz herum. Da ließ ihr der Neid keine Ruhe, und sie rief einen Jäger und sagte zu ihm: „führ' das Sneewittchen hinaus in den Wald an einen weiten abgelegenen Ort, da stich's tot, und zum Wahrzeichen bring mir seine Lunge und seine Leber mit, die will ich mit Salz kochen und essen." Der Jäger nahm das Sneewittchen und führte es hinaus, wie er aber den Hirschfänger gezogen hatte und eben zustechen wollte, da fing es an zu weinen und bat so sehr, er möcht' ihm sein Leben lassen, es wollt' nimmermehr zurückkommen, sondern in dem Wald fortlaufen. Den Jäger erbarmte es, weil es so schön war, und gedachte: die wilden Tiere werden es doch bald gefressen haben, ich bin froh, daß ich es nicht zu töten brauche, und weil gerade ein junger Frischling gelaufen kam, stach er den nieder, nahm Lunge und Leber heraus und bracht' sie als Wahrzeichen der Königin mit, die kochte sie mit Salz und aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Sneewittchen aber war in dem großen Wald mutterseeligallein, so daß ihm recht angst ward, und fing an zu laufen über die spitzen Steine und durch die Dornen den ganzen Tag: endlich, als die Sonne untergehen wollte, kam es zu einem kleinen Häuschen. Das Häuschen gehörte sieben Zwergen, die waren aber nicht zu Haus, sondern in das Bergwerk gegangen. Sneewittchen ging hinein und fand alles klein, aber niedlich und reinlich: da stand ein Tischlein mit sieben kleinen Tellern, dabei sieben Löfflein, sieben Messerlein und Gäblein, sieben Becherlein, und an der Wand standen sieben Bettlein nebeneinander frisch gedeckt. Sneewittchen war hungrig und durstig,

aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot, trank aus jedem Gläschen einen Tropfen Wein, und weil es so müd war, wollte es sich schlafen legen. Da probierte es die sieben Bettlein nacheinander, keins war ihm aber recht, bis auf das siebente, in das legte es sich und schlief ein.

Wie es Nacht war, kamen die sieben Zwerge von ihrer Arbeit heim und steckten ihre sieben Lichtlein an, da sahen sie, daß jemand in ihrem Haus gewesen war. Der erste sprach: „wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte: „wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte: „wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste: „wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente: „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Darnach sah der erste sich um und sagte: „wer hat in mein Bettchen getreten?" Der zweite: „ei, in meinem hat auch jemand gelegen?" und so alle weiter bis zum siebenten, wie der nach seinem Bettchen sah, da fand er das Sneewittchen darin liegen und schlafen. Da kamen die Zwerge alle gelaufen und schrieen vor Verwunderung und holten ihre sieben Lichtlein herbei und betrachteten das Sneewittchen, „ei du mein Gott! ei du mein Gott!" riefen sie, „was ist das schön!" Sie hatten große Freude an ihm, weckten es auch nicht auf und ließen es in dem Bettlein liegen; der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum. Als nun Sneewittchen aufwachte, fragten sie es, wer es sei und wie es in ihr Haus gekommen wäre; da erzählte es ihnen, wie seine Mutter es habe wollen umbringen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und wie es den ganzen Tag gelaufen und endlich zu ihrem Häuslein gekommen sei. Da hatten die Zwerge Mitleiden und sagten: „wenn du unsern Haushalt versehen, und kochen, nähen, betten, waschen und stricken willst, auch alles ordentlich und reinlich halten, sollst du bei uns bleiben, und soll dir an nichts fehlen; abends kommen wir nach Haus, da muß das Essen fertig sein, am Tage aber sind wir im Bergwerk und graben Gold, da bist du allein; hüt dich nur vor der Königin und laß niemand herein."

Die Königin aber glaubte, sie sei wieder die allerschönste im Land, trat morgens vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

da antwortete der Spiegel aber wieder:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier:
aber Sneewittchen, über den sieben Bergen,
ist noch tausendmal schöner als Ihr!"

Wie die Königin das hörte, erschrak sie und sah wohl, daß sie betrogen worden und der Jäger Sneewittchen nicht getötet hatte. Weil aber niemand, als die sieben Zwerglein, in den sieben Bergen war, da wußte sie gleich, daß es sich zu diesen gerettet hatte, und nun sann sie von neuem nach, wie sie es umbringen könnte, denn so lang der Spiegel nicht sagte, sie wär' die schönste Frau im ganzen Land, hatte sie keine Ruh. Da war ihr alles nicht sicher und gewiß genug, und sie verkleidete sich selber in eine alte Krämerin, färbte ihr Gesicht, daß sie auch kein Mensch erkannte, und ging hinaus in das Zwergenhaus. Sie klopfte an die Tür und rief: „macht auf, macht auf, ich bin die alte Krämerin, die gute Ware feilhält." Sneewittchen guckte aus dem Fenster: „was habt ihr denn?" — „Schnürriemen, liebes Kind", sagte die Alte, und holte einen hervor, der war von gelber, roter und blauer Seide geflochten: „willst du den haben?" — „Ei ja", sprach Sneewittchen und dachte, die gute alte Frau kann ich wohl hereinlassen, die meint's redlich; riegelte also die Türe auf und handelte sich den Schnürriemen. „Aber wie bist du so schlampig geschnürt", sagte die Alte, „komm, ich will dich einmal besser schnüren." Sneewittchen stellte sich vor sie, da nahm sie den Schnürriemen und schnürte und schnürte es so fest, daß ihm der Atem verging und es für tot hinfiel. Darnach ward sie zufrieden und ging fort.

Bald darauf ward es Nacht, da kamen die sieben Zwerge nach Haus, die erschraken recht, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, als wär es tot. Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es so fest geschnürt war, schnitten den Schnürriemen entzwei, da atmete es erst, und dann ward es wieder lebendig. „Das ist niemand gewesen als die Königin", sprachen sie, „die hat dir das Leben nehmen wollen, hüte dich und laß keinen Menschen mehr herein."

Die Königin aber fragte ihren Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen bei den sieben Zwergelchen
ist tausendmal schöner als Ihr!"

Sie erschrak, daß das Blut ihr all zum Herzen lief, da sie sah, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. Darnach sann sie den ganzen Tag und die Nacht, wie sie es doch noch fangen wollte, und machte einen giftigen Kamm, verkleidete sich in eine ganz andere Gestalt und ging wieder hinaus. Sie klopfte an die Tür, Sneewittchen aber rief: „ich darf niemand hereinlassen"; da zog sie den Kamm hervor, und als Sneewittchen den blinken sah und es auch jemand ganz Fremdes war, so machte es doch auf und kaufte ihr den Kamm ab. „Komm, ich will dich auch kämmen", sagte die Krämerin, kaum aber stak der Kamm dem Sneewittchen in den Haaren, da fiel es nieder und war tot. „Nun wirst du liegenbleiben", sagte die Königin, und ihr Herz war ihr leicht geworden, und sie ging heim. Die Zwerge aber kamen zu rechter Zeit, sahen, was geschehen, und zogen den giftigen Kamm aus den Haaren, da schlug Sneewittchen die Augen auf und war wieder lebendig und versprach den Zwergen, es wollte gewiß niemand mehr einlassen.

Die Königin aber stellte sich vor ihren Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen bei den sieben Zwergelchen
ist tausendmal schöner als Ihr!"

Wie das die Königin wieder hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn: „so soll das Sneewittchen noch sterben, und wenn es mein Leben kostet!" Dann ging sie in ihre heimlichste Stube, und niemand durfte vor sie kommen, und da machte sie einen giftigen, giftigen Apfel, äußerlich war er schön und rotbäckig, und jeder, der ihn sah, bekam Lust dazu. Darauf verkleidete sie sich als Bauersfrau, ging vor das Zwerghaus und klopfte an. Sneewittchen guckte und sagte: „ich darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's bei Leibe verboten." — „Nun, wenn Ihr nicht wollt", sagte die

Bäuerin, „kann ich Euch nicht zwingen, meine Äpfel will ich schon loswerden, da, einen will ich Euch zur Probe schenken." – „Nein, ich darf auch nichts geschenkt nehmen, die Zwerge wollen's nicht haben." – „Ihr mögt Euch wohl fürchten, da will ich den Apfel entzweischneiden und die Hälfte essen, da den schönen roten Backen sollt Ihr haben"; der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß nur die rote Hälfte vergiftet war. Da sah Sneewittchen, daß die Bäuerin selber davon aß, und sein Gelüsten darnach ward immer größer, da ließ es sich endlich die andere Hälfte durchs Fenster reichen und biß hinein, kaum aber hatte es einen Bissen im Mund, so fiel es tot zur Erde.

Die Königin aber freute sich, ging nach Haus und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

da antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, seid die schönste Frau im Land!"

„Nun hab' ich Ruhe", sprach sie, „da ich wieder die schönste im Lande bin, und Sneewittchen wird diesmal wohl tot bleiben."

Die Zwerglein kamen abends aus dem Bergwerken nach Haus, da lag das liebe Sneewittchen auf dem Boden und war tot. Sie schnürten es auf und sahen, ob sie nichts Giftiges in seinen Haaren fänden, es half aber alles nichts, sie konnten es nicht wieder lebendig machen. Sie legten es auf eine Bahre, setzten sich alle sieben daran, weinten und weinten drei Tage lang, dann wollten sie es begraben, da sahen sie aber, daß es noch frisch und gar nicht wie ein Toter aussah, und daß es auch seine schönen roten Backen noch hatte. Da ließen sie einen Sarg von Glas machen, legten es hinein, daß man es recht sehen konnte, schrieben auch mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und seine Abstammung, und einer blieb jeden Tag zu Haus und bewachte es.

So lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, war noch so weiß als Schnee und so rot als Blut, und wenn's die Äuglein hätte können auftun, so wären sie so schwarz gewesen wie Ebenholz, denn es lag da, als wenn es schlief. Einmal kam ein junger Prinz zu dem Zwergenhaus und wollte darin übernachten, und wie er in die Stube kam und Sneewittchen in dem Glassarg liegen sah, auf das die sieben Lichtlein so recht ihren Schein warfen, konnt' er sich nicht satt an seiner Schönheit

sehen und las die goldene Inschrift und sah, daß es eine Königstochter war. Da bat er die Zwerglein, sie sollten ihm den Sarg mit dem toten Sneewittchen verkaufen, die wollten aber um alles Gold nicht; da bat er sie, sie möchten es ihm schenken, er könne nicht leben, ohne es zu sehen, und er wolle es so hochhalten und ehren, wie sein Liebstes auf der Welt. Da waren die Zwerglein mitleidig und gaben ihm den Sarg, der Prinz aber ließ ihn in sein Schloß tragen und ließ ihn in seine Stube setzen, er selber saß den ganzen Tag dabei und konnte die Augen nicht abwenden; und wenn er aus mußte gehen und konnte Sneewittchen nicht sehen, ward er traurig, und er konnte auch keinen Bissen essen, wenn der Sarg nicht neben ihm stand. Die Diener aber, die beständig den Sarg herumtragen mußten, waren bös darüber, und einer machte einmal den Sarg auf, hob Sneewittchen in die Höh und sagte: „um so eines toten Mädchens willen werden wir den ganzen Tag geplagt", und gab ihm mit der Hand einen Stumpf in den Rücken. Da fuhr ihm der garstige Apfelgrütz, den es abgebissen hatte, aus dem Hals, und da war Sneewittchen wieder lebendig. Da ging es hin zu dem Prinzen, der wußte gar nicht, was er vor Freuden tun sollte, als sein liebes Sneewittchen lebendig war, und sie setzten sich zusammen an die Tafel und aßen in Freuden.

Auf den andern Tag ward die Hochzeit bestellt und Sneewittchens gottlose Mutter auch eingeladen. Wie sie nun am Morgen vor den Spiegel trat und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

da antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr!"

Als sie das hörte, erschrak sie, und es war ihr so angst, so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Doch trieb sie der Neid, daß sie auf der Hochzeit die junge Königin sehen wollte, und wie sie ankam, sah sie, daß es Sneewittchen war; da waren eiserne Pantoffeln im Feuer glühend gemacht, die mußte sie anziehen und darin tanzen, und ihre Füße wurden jämmerlich verbrannt, und sie durfte nicht aufhören, bis sie sich zu Tod getanzt hatte.

Die drei Raben

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhnlein, die spielten eines Sonntags unter der Kirche Karten. Und als die Predigt vorbei war, kam die Mutter nach Haus gegangen und sah, was sie getan hatten. Da fluchte sie ihren gottlosen Kindern, und alsobald wurden sie drei kohlschwarze Raben und flogen auf und davon.

Die drei Brüder hatten aber ein Schwesterchen, das sie von Herzen liebte, und es grämte sich so über ihre Verbannung, daß es keine Ruh mehr hatte und sich endlich aufmachte, sie zu suchen. Nichts nahm es sich mit auf die lange Reise, als ein Stühlchen, worauf es sich ruhte, wann es zu müd geworden war, und nichts aß es die ganze Zeit, als wilde Äpfel und Birnen. Es konnte aber die drei Raben immer nicht finden, außer einmal waren sie über seinen Kopf weggeflogen, da hatte einer einen Ring fallen lassen; wie es den aufhob, erkannte ihn das Schwesterchen für den Ring, den es einsmals dem jüngsten Bruder geschenkt hatte.

Es ging aber immer fort, so weit, so weit, bis es an der Welt Ende kam, und es ging zur Sonne, die war aber gar zu heiß und fraß die kleinen Kinder. Darauf kam es zu dem Mond, der war aber gar zu kalt und auch bös, und wie er's merkte, sprach er: „ich rieche, ich rieche Menschenfleisch." Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm gut und saßen alle jeder auf Stühlerchen, und der Morgenstern stand auf und gab ihm ein Hinkelbeinchen: „wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du nicht in den Glasberg kommen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder!" Da nahm es das Hinkelbeinchen, wickelte es wohl in ein Tüchelchen und ging so lange fort, bis es an den Glasberg kam, das Tor war aber verschlossen. Und wie es das Beinchen hervorholen wollte, da hatte es das Beinchen unterweges verloren. Da wußte es sich gar nicht zu helfen, weil es gar keinen Schlüssel fand, nahm ein Messer und schnitt sich das kleine Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Da kam ein Zwerglein entgegen und sagte: „mein Kind, was suchst du hier?" „ich suche meine Brüder, die drei Raben."

„Die Herren Raben sind nicht zu Haus", sprach das Zwerglein, „willst du aber hierinnen warten, so tritt ein, und das Zwerglein brachte drei Tellerchen getragen und drei Becherchen, und von jedem Tellerchen aß Schwester-

chen ein bißchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlücklein, und in das letzte Becherchen ließ es das Ringlein fallen. Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sagte das Zwerglein: „die Herren Raben kommen heim geflogen.“ Und die Raben fingen jeder an und sprachen: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“ Wie der dritte Rab aber seinem Becherchen auf den Grund kam, da fand er den Ring und sah wohl, daß Schwesterchen angekommen war. Da erkannten sie es am Ring, und da waren sie alle wieder erlöst und gingen fröhlich heim.

Clemens Brentano

Myrtenfräulein

Im sandigen Lande, wo nicht viel Grünes wächst, wohnten einige Meilen von der porzellanenen Hauptstadt, wo der Prinz Wetschwuth residierte, ein Töpfer und seine Frau mitten auf ihrem Tonfeld neben ihrem Töpferofen, beide ohne Kinder, einsam und allein. Das Land war ringsum so flach wie ein See, kein Baum und kein Busch war zu sehen, und es war gar betrübt und langweilig. Täglich beteten die guten Leute zum Himmel, er möge ihnen doch ein Kind bescheren, damit sie eine Unterhaltung hätten, aber der Himmel erhörte ihre Wünsche nicht. Der Töpfer verzierte alle seine Gefäße mit schönen Engelsköpfen, und die Töpferin träumte alle Nacht von grünen Wiesen und anmutigen Gebüschen und Bäumen, bei welchen Kinder spielten; denn wornach das Herz sich sehnt, das hat man immer vor Augen.

Einstens hatte der Töpfer seiner Frau zwei schöne Werke auf ihren Geburtstag verfertigt, eine wunderschöne Wiege von dem weißesten Ton, ganz mit goldnen Engelsköpfen und Rosen verziert, und ein großes Gartengefäß von rotem Ton, rings mit bunten Schmetterlingen und Blumen bemalt. Sie machte sich ein Bettchen in die Wiege und füllte das Gartengefäß mit der besten Erde, die sie selbst stundenweit in ihrer Schürze dazu herbeitrug, und so stellte sie die beiden Geschenke neben ihre Schlafstelle, in beständiger Hoffnung, der Himmel werde ihr ihre Bitte gewähren; und so betete sie auch einst abends von ganzer Seele:

„Herr, ich flehe auf den Knieen,
Schenke mir ein liebes Kind!
Fromm will ich es auferziehen,
Ist's ein Mägdlein, daß es spinnt
Einen klaren, reinen Faden
Und dabei hübsch singt und betet;

Ist's ein Sohn durch deine Gnaden,
Daß er kluge Dinge redet
Und ein Mann wird treu von Worten,
Stark von Willen, kühn von Tat,
Der geehrt wird allerorten,
Wie im Kampfe, so im Rat.
Herr, bereitet ist die Wiege,
Gib, daß mir ein Kind drin liege!
Ach, und sollte es nicht sein,
Gib mir doch nur eine Wonne,
Wär's auch nur ein Blümelein,
Das ich in der lieben Sonne
Könnte ziehen, könnte pflegen,
Daß ich mich mit meinem Gatten
Einst im selbsterzognen Schatten
Unter ihm ins Grab könnt' legen!"

So betete die gute Frau unter Tränen und ging zu Bett. In der Nacht war ein schweres Gewitter, es donnerte und blitzte, und einmal fuhr ein heller Glanz durch die Schlafkammer. Am andern Morgen war das schönste Wetter, ein kühler Wind wehte durch das offne Fenster, und die gute Töpferin lag in einem süßen Traum, als sitze sie unter einem schönen Myrtenbaum bei ihrem lieben Manne. Da säuselte das Laub um sie, und sie erwachte, und siehe da, ein frisches, junges Myrtenreis lag neben ihr auf dem Kopfkissen und spielte mit seinen zarten, im Winde bewegten Blättern um ihre Wangen. Da weckte sie mit großen Freuden ihren Mann und zeigte es ihm, und sie dankten beide Gott auf ihren Knieen, daß er ihnen doch etwas Lebendiges geschenkt hatte, das sie konnten grünen und blühen sehen. Sie pflanzten das Myrtenreis mit der größten Sorgfalt in das schöne Gartengefäß, und es war täglich ihr liebstes Geschäft, das junge Stämmchen zu begießen und in die Sonne zu setzen und vor bösem Tau und rauhen Winden zu schützen. Das Myrtenreis wuchs zusehends unter ihren Händen und duftete ihnen Fried' und Freude ins Herz.

Da kam einstens der Landesherr, Prinz Wetschwuth, in diese Gegend mit einigen Gelehrten, um neue Porzellanerde zu entdecken; denn es wurden in seiner Hauptstadt Porzellania so viele Häuser davon gebaut, daß diese Erde in der Nähe der Stadt selten geworden war. Da er in die Wohnung

des Töpfers eintrat, ihn um seinen Rat zu fragen, ward er bei dem Anblick des Myrtenbäumchens so durch dessen Schönheit hingerissen, daß er alles andere vergaß und in lauter Verwunderung ausrief: „O wie lieblich, wie reizend ist diese Myrte! Ihr Anblick hat für mein Herz etwas ungemein Erquickendes, ich möchte immer in der Nähe dieses Baumes leben — nein, ich kann ihn nicht entbehren, ich muß ihn besitzen, und müßte ich ihn mit einem Auge erkaufen!" Nach diesem Ausruf fragte er sogleich den Töpfer und seine Frau, was sie für die Myrte verlangten. Diese guten Leute erklärten auf die bescheidenste Weise, daß sie den Baum nicht verkaufen wollten, und daß er das Liebste sei, was sie auf Erden hätten. „Ach", sagte die Töpferin, „ich könnte nicht leben, wenn ich meine Myrte nicht vor mir sähe; ja, sie ist mir so lieb und wert, als wäre sie mein Kind, und kein Königreich nähme ich für diese meine Myrte." Da der Prinz Wetschwuth dies hörte, ward er sehr traurig und begab sich nach seinem Schlosse zurück. Seine Sehnsucht nach der Myrte war so groß, daß er in eine Krankheit fiel und das ganze Land um ihn bekümmert wurde. Da kamen Abgesandte zu dem Töpfer und seiner Frau und forderten sie auf, die Myrte dem Prinzen zu überlassen, damit er nicht vor Sehnsucht sterben möchte. Nach langen Unterhandlungen sagte die Frau: „Wenn er die Myrte nicht hat, so muß er sterben, und wenn wir die Myrte nicht haben, so können wir nicht leben; will der Prinz nun die Myrte haben, so muß er uns auch mitnehmen, wir wollen sie ihm überbringen und ihn anflehen, daß er uns als treue Diener in sein Schloß aufnehme, damit wir die geliebte Myrte dann und wann sehen und uns an ihr erfreuen können." Das waren die Abgesandten zufrieden, sie schickten gleich einen Reiter in die Stadt mit der frohen Nachricht, die Myrte werde ankommen, der Prinz solle Mut fassen. Nun stellte der Töpfer das Gefäß mit der Myrte auf eine Tragbahre, über welche die Frau ihre schönsten seidenen Tücher gebreitet hatte, und sie trugen beide, nachdem sie ihre Hütte verschlossen hatten, den geliebten Baum nach der Stadt, wohin sie von den Abgesandten begleitet wurden. Von der Stadt kam ihnen der Prinz selbst in einem Wagen entgegen und hatte ein goldenes Gießkännchen in der Hand, womit er die geliebte Myrte begoß, bei deren Anblick er sich sichtbar erholte. Vier weißgekleidete, mit Rosen geschmückte Jungfrauen kamen mit einem rotseidenen Traghimmel, unter welchem die Myrte nach dem Schloß getragen wurde. Kinder streuten Blumen, und

alles Volk war froh und warf die Mützen in die Höhe. Nur neun Fräulein in der Stadt waren nicht bei der allgemeinen Freude zugegen, denn sie wünschten, daß die Myrte verdorren möchte, weil der Prinz, ehe er die Myrte gesehen hatte, sie oft besuchte und jede von ihnen gehofft hatte, einst Beherrscherin der Stadt Porzellania zu werden. Seit aber von der Myrte die Rede war, hatte er sich nichts mehr um sie bekümmert; drum waren sie auf den unschuldigen Baum so erbittert, daß sich an diesem Freudentage keine von ihnen erblicken ließ. — Der Prinz ließ die Myrte an das Fenster seiner Stube stellen und gab dem Töpfer und seiner Frau eine Wohnung im Schloßgarten, aus deren Fenster sie die Myrte immer erblicken konnten, womit die guten Leute dann auch wohl zufrieden waren.

Der Prinz war bald wieder ganz gesund; er pflegte den Baum mit einer unbeschreiblichen Liebe und Sorgfalt; auch wuchs dieser und breitete sich aus zu aller Freude. Einstens setzte sich der Prinz abends neben dem Baume auf sein Ruhebett. Alles war ruhig im Schloß, und er entschlummerte in tiefen Gedanken. Da nun die Nacht alles bedeckt hatte, hörte er ein wunderbares Säuseln in seinem Baum und erwachte und lauschte; da vernahm er eine leise Bewegung in seiner Stube herum, und ein süßer Duft breitete sich umher. Er war stille, stille und lauschte immer fort; endlich, da es ihm wieder so wunderbar in der Myrte säuselte, begann er zu singen:

„Sag, warum dies süße Rauschen,
Meine wunderschöne Myrte,
O mein Baum, für den ich glühe?"

Da sang eine liebliche leise Stimme wieder:

„Dank will ich für Freundschaft tauschen
Meinem wunderguten Wirte,
Meinem Herrn, für den ich blühe!"

Da war der Prinz über die Stimme so entzückt, daß es nicht auszusprechen ist; aber bald ward seine Freude noch viel größer, denn er bemerkte, daß sich jemand auf den Schemel zu seinen Füßen setzte, und da er die Hand darnach ausstreckte, ergriff eine zarte Hand die seinige und führte sie an die Lippen eines Mundes, welcher sprach: „Mein teurer Herr und Prinz, frage nicht, wer ich bin; erlaube mir nur, dann und wann in der Stille der Nacht zu deinen Füßen zu sitzen und dir zu danken für die treue Pflege, welche du mir in der Myrte bewiesen; denn ich bin die Bewohnerin dieser Myrte;

aber mein Dank für deine Zuneigung ist so gewachsen, daß er keinen Raum mehr in diesem Baume hatte, und so hat es mir der Himmel vergönnt, in menschlicher Gestalt dir manchmal nahe zu sein." Der Prinz war entzückt über diese Worte und pries sich unendlich glücklich durch dies Geschenk der Götter. Sie unterhielten sich einige Stunden, und sie sprach so weise und klug, daß er vor Begierde brannte, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen; das Myrtenfräulein aber sagte zu ihm: „Lasse mich erst ein kleines Lied singen, dann kannst du mich sehen", und sie sang:

„Säusle, liebe Myrte!
Wie still ist's in der Welt!
Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,
Treibt schon die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin:
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Dazu säuselte die Myrte, und die Wolken trieben so langsam am Himmel hin, und die Springbrunnen plätscherten so leise im Garten, und der Gesang war so sanft, daß der Prinz entschlief, und als er kaum nickte, erhob sich das Myrtenfräulein leise, leise vom Schemel und begab sich wieder in die Myrte.

Als der Prinz am Morgen erwachte, erblickte er den Schemel leer zu seinen Füßen, und er wußte nicht, ob das Myrtenfräulein wirklich bei ihm gewesen war, oder ob er nur geträumt habe; aber da er das Bäumchen ganz mit Blüten übersät sah, die in der Nacht aufgegangen waren, ward er der Erscheinung immer gewisser: nie ward die Nacht so sehnsüchtig erwartet als von ihm; er setzte sich schon gegen Abend auf sein Ruhebett und harrte. Endlich war die Sonne hinunter, es dämmerte, es ward Nacht. Die Myrte säuselte, und das Myrtenfräulein saß zu seinen Füßen und erzählte ihm so schöne Sachen, daß er nicht genug zuhören konnte; und als er sie wieder bat, Licht anzünden zu dürfen, sang sie ihm wieder ein Liedchen:

„Säusle, liebe Myrte,
Und träum im Sterneschein!
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut schon ein.

Still ziehn die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Da schlummerte der Prinz wieder ein und erwachte am Morgen wieder mit gleicher Überraschung und erwartete die Nacht wieder mit gleicher Sehnsucht. Aber es ging ihm auch diesmal wie in der ersten und zweiten Nacht: sie sang ihn immer in den Schlaf, wenn er sie zu sehen verlangte. Sieben Nächte ging dies so fort, während welchen sie ihm so vortreffliche Lehren über die Kunst zu regieren gab, daß seine Begierde, sie zu sehen, nur noch größer ward. Er ließ daher am andern Tage an die Decke seiner Stube ein seidenes Netz befestigen, welches er ganz leise niederlassen konnte, und so erwartete er die Nacht. Als das Myrtenfräulein wieder zu seinen Füßen saß und ihm die tiefsinnigsten Lehren über die Pflichten eines guten Fürsten gegeben hatte, wollte sie ihm wieder das Schlaflied singen, aber er sprach zu ihr: „Heute will ich einmal singen", und sie gab es nach vielen Bitten zu; da sang er folgendes Liedchen:

„Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, laß uns lauschen!
Selig, wer in Träumen stirbt.
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied singt!
O, wie selig kann der fliegen,
Dem der Traum den Flügel schwingt,
Daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt:
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt."

Und dies Lied wirkte so durch die sanfte Weise, in welcher er es sang, daß das Myrtenfräulein zu den Füßen des Prinzen entschlummerte; da ließ er das Netz nieder über sie und zündete seine Lampe an, und — o Himmel — was sah er? Die wunderschönste Jungfrau, welche jemals gelebet, im Antlitz wie der klare Mond so mild und rein, Locken, wie Gold um die Stirne spielend, und auf dem Haupt ein Myrtenkrönchen; sie hatte ein grünes Gewand an, mit Silber gestickt, und ihre Hände gefaltet wie ein Engelchen.

Lange betrachtete er seine Freundin und Lehrerin mit stummem Erstaunen, dann konnte er seine Freude nicht mehr fassen, er brach in lauter Jubel aus und rief: „O Tugend, o Weisheit, wie schön ist deine Gestalt, wer kann leben ohne dich, wenn er dich einmal erblickte!" Dann ergriff er ihre Hand und steckte ihr seinen Siegelring an den Finger und sprach: „Erwache, o meine holdselige Freundin, nimm meinen Thron und meine Hand und verlasse mich nie wieder!" Da erwachte das Myrtenfräulein, und als es das Licht erblickte, errötete es über und über und blies die Lampe aus. Dann klagte sie, daß er sie gefangen habe, und sagte: „Daraus wird gewiß Unglück kommen"; aber der Prinz bat sie so sehr um Vergebung, bis sie ihm verzieh und versprach, die Fürstin seines Landes zu werden, wenn ihre Eltern es erlaubten; er sollte nur alle Anstalten zur Hochzeit machen und dann ihre Eltern fragen, bis dahin sollte er sie aber nicht wiedersehen. Der Prinz willigte in alles ein und fragte sie, wie er sie rufen solle, wenn er alle Anstalten getroffen habe, und sie sagte: „Befestige eine kleine Silberglocke an die Spitze meines Bäumchens, und sobald du klingelst, werde ich dir erscheinen." Nun zerriß sie das Netz, der Baum rauschte, und fort war das Myrtenfräulein.

Der Tag war kaum angebrochen, als der Prinz auch schon alle seine Minister und Räte zusammenberief und ihnen bekanntmachte, daß er sich nächstens zu vermählen gedenke, und daß sie alle Anstalten zu dem prächtigsten Hochzeitsfeste treffen sollten, das jemals im Lande gewesen. Die Räte waren sehr erfreut darüber und fragten ihn untertänig um den Namen der Braut, damit sie ihren Namenszug bei der Illumination anbringen könnten. Da sagte der Prinz: „Der erste Buchstab ihres Namens ist M, und es sollen beim Feste überall Myrtenzweige hingemalt werden, wo es sich schickt." Da wollten die Herrn ihn schon verlassen, als plötzlich eine Botschaft kam, daß ein wildes Schwein in dem fürstlichen Tiergarten toll geworden wäre und in dem darin befindlichen gläsernen Lusthause alles chinesische Porzellan zertrümmert habe; es sei äußerst nötig, es sogleich zu erlegen, damit es nicht andre Schweine beiße und auch toll mache, welche dann leicht die ganze Stadt Porzellania über den Haufen werfen könnten. Da durfte der Prinz nicht länger zaudern; er befahl seinen Räten, einstweilen die Hochzeit zuzubereiten, und zog mit seinen Jägern hinaus auf die Jagd.

Als der Prinz aus dem Schloß ritt, lagen die neun bösen Fräulein,

welche sich nicht mit gefreut hatten, als die Myrte so feierlich in die Stadt gebracht wurde, sehr schön geputzt am Fenster, in der Hoffnung, der Prinz werde sie bemerken und grüßen; aber vergebens, wenn sie sich gleich so weit herauslegten, daß sie leicht hätten auf die Straße fallen können; der Prinz tat nicht, als wenn er sie bemerkte. Hierüber aufgebracht, kamen sie zusammen und faßten den Entschluß, sich zu rächen. Die Geschichte mit dem toll gewordenen wilden Schwein war auch nur von ihnen ausgesprengt, damit der Prinz, der sich gar nicht mehr sehen ließ, über die Straße reiten sollte. Sie hatten das chinesische Porzellan in dem Lusthaus durch ihre Diener zerschlagen lassen. Als sie eben versammelt waren, trat der Vater der ältesten, der einer der Minister war, herein und machte den Damen bekannt, sie möchten sich zum Hochzeitsfest des Prinzen vorbereiten; der Prinz werde eine Prinzessin M. heuraten, auch sei von vielen Myrtenverzierungen bei der Illumination die Rede. Kaum waren sie wieder allein, als sie ihrem ganzen Zorn den Lauf ließen; denn sie hatten sich alle neun eingebildet, den porzellanenen Thron zu besteigen. Sie ließen sich einen Maurer kommen; der mußte ihnen einen unterirdischen Gang bis in die Stube des Prinzen machen; denn sie wollten sehen, wen er dort versperrt habe. Als der Gang fertig war, beredeten sie noch ein zehntes junges Fräulein, der sie jedoch ihr Vorhaben verschwiegen, mitzugeben, welche es auch tat, doch nur aus Neugier und nicht aus bösem Willen; sie nahmen sie aber nur mit, um sie dort zurückzulassen, als habe sie alles getan. Hierauf begaben sie sich in einer Nacht, mit Laternen versehen, durch den Gang in die Stube des Prinzen und suchten alles durch, sehr verwundert, nichts Besonders darin zu finden außer der Myrte. An dieser ließen sie nun all ihren Grimm aus, rissen ihre Zweige und Blätter ab, und als sie auch den Wipfel herunterrissen, klingelte das Glöckchen, und das Myrtenfräulein, welches glaubte, es sei dies das Zeichen zu ihrer Hochzeit, trat plötzlich in dem schönsten Brautkleide aus der Myrte. Anfangs verwunderten sich die bösen Geschöpfe, aber bald waren sie einig, dieses müßte die künftige Fürstin sein, und somit fielen sie über sie her und ermordeten sie auf die unbarmherzigste Weise, indem sie das arme Myrtenfräulein mit ihren Messern in viele kleine Stücke zerhackten; jede nahm sich einen Finger von dem armen Myrtenfräulein mit; nur das zehnte Fräulein hatte nicht mit geholfen und nur immer gejammert und geweint, wofür sie sie dann einsperrten und nun auf demselben Wege entwichen.

Als der Kammerherr des Prinzen, welchem dieser bei Lebensstrafe befohlen hatte, die Myrte täglich zu begießen und täglich die Stube aufzuräumen, als wenn der Prinz da wäre, zu seiner Verrichtung hereintrat, war sein Entsetzen unbeschreiblich, da er das zerfleischte Myrtenfräulein in dem Blute an der Erde herumliegen und den Myrtenbaum zerknickt und entblättert sah. Er wußte nicht, was dies sein konnte, denn er wußte von dem Myrtenfräulein nichts; da erzählte ihm das junge Fräulein, welches weinend in einer Ecke saß, alles. Sie nahmen unter bittern Tränen alle Glieder und Knochen der Unglücklichen zusammen und begruben sie unter dem zerstörten Myrtenbaum in das Gefäß, so daß alles einen kleinen Grabhügel bildete; sodann wuschen sie den Boden so rein, wie sie konnten, und begossen den Baum mit dem blutvermischten Wasser, räumten die Stube auf, schlossen sie zu und flohen in großer Angst miteinander; doch nahm das Fräulein eine Locke der unglücklichen Gemordeten zum Andenken mit.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zu der Hochzeit beinah fertig, und der Prinz, der das wilde Schwein vergebens aufgesucht hatte, kehrte nach der Stadt zurück. Sein erster Gang war zu dem guten Töpfer und seiner Frau, welchen er seine ganze Geschichte mit dem Myrtenfräulein erzählte und sie um die Hand ihrer Tochter bat. Die guten Leute waren vor Entzücken fast außer sich, als sie vernahmen, daß in ihrem Myrtenbaum ihnen eine Tochter erwachsen sei, und wußten nun, warum sie denselben so ungemein liebgehabt hatten. Freudig willigten sie in die Bitte des Prinzen ein und begleiteten ihn in das Schloß, um ihre wunderbare Tochter zu sehen. Als sie nun zusammen in das Zimmer traten, wo die Myrte stand, sahen ihre Augen ein trauriges Schauspiel: — am Boden noch viele blutige Spuren, und der geliebte Baum entblättert und verletzt, neben ihm aber ein Grabhügel. Der Prinz rief, der Töpfer rief, die Töpferin rief: „O meine geliebte Braut! O mein teures Kind, mein einziges liebes Töchterchen! O wo bist du, laß dich sehen vor deinen unglücklichen Eltern!" Aber nichts rührte sich, und ihre Verzweiflung war unbegrenzt. Die drei armen Unglücklichen saßen nun ganze Tage und begossen den Myrtenbaum mit ihren Tränen, und das ganze Land ward bestürzt und traurig.

Unter solchen Schmerzen pflegten und warteten der Prinz und der Töpfer nebst seiner Frau den kranken Myrtenbaum aufs zärtlichste, und er begann wieder Zweige zu treiben, worüber sie sehr erfreut wurden, und er war schon wieder ganz hergestellt, nur fehlten ihm an dem Wipfel einige Blätter

und an einem seiner beiden Hauptäste die äußersten fünf Sprossen und an dem andern vier, neben welchen der fünfte zu keimen anfing. Diesen fünften Sproß beobachtete der Prinz alle Tage, und wie entzückt war er nicht, als er eines Morgens diesen Sproß ganz erwachsen und den Ring, den er dem Myrtenfräulein gegeben, an demselben wie an einem Finger befestigt sah. Sein Entzücken war unbeschreiblich; denn er glaubte nun, das Myrtenfräulein müsse noch leben. In der nächsten Nacht saß er mit dem Töpfer und der Töpferin bei dem Baum, und sie flehten die Myrte so zärtlich um ein Lebenszeichen an, daß der Baum endlich zu säuseln begann und folgende Worte sang:

„Habt Erbarmen,
An zwei Armen
Fehlen mir neun Fingerlein!
Lieber Prinz, in deinem Reiche
Wachsen jetzt neun Myrtenzweige,
Und sie sind mein Fleisch und Bein.
Habt Erbarmen,
Schafft mir Armen
Wieder die neun Fingerlein!"

Der Prinz und die Eltern waren durch dies traurige Lied sehr gerührt, und der Prinz ließ den andern Tag im ganzen Land bekanntmachen, wer ihm die schönsten Myrtenzweige bringe, den wolle er mit seiner königlichen Hand belohnen. Dieses kam auch zu den Ohren der Mordfräulein, welche die arme Myrte so schrecklich gemartert hatten, und sie waren sehr froh darüber; denn sie hatten die neun Finger des Myrtenfräuleins, jede den ihren, in einen Topf mit Erde vergraben, und es waren kleine Myrtensprosse daraus gewachsen. Sie putzten sich sogleich schön an und kamen eine nach der andern mit ihren Myrtenzweigen ins Schloß; denn sie glaubten, die Worte des Prinzen wollten so viel sagen, als er wolle die Überbringerin der schönsten Myrte heuraten. Der Prinz ließ ihnen die Myrtenzweige abnehmen und versprach, ihnen seinerzeit Antwort sagen zu lassen; sie möchten sich nur zum Feste vorbereiten. Als er nun alle die neun Zweige neben den großen Baum gestellt hatte, sprach die Stimme aus dem Baum:

„Willkomm, willkomm, neun Zweiglein!
Willkomm, willkomm, neun Fingerlein!
Willkomm, willkomm, mein Fleisch und Bein!
Willkomm, willkomm, zum Topf herein!"

Da begrub der Prinz die neun Zweige und die neun Finger unter die Myrte, welche noch denselben Tag die neun fehlenden Sprossen trieb. Nun aber kam noch das jüngste Fräulein, welches nur die Haarlocke genommen und ihr den Ringfinger gelassen hatte, und warf sich dem Prinzen zu Füßen und sagte: „Herr, ich habe keine Myrte und habe auch keine haben wollen, aber diese Locke gebe ich in deine Hand und bitte dich um eine Gnade.“ Der Prinz versprach sie ihr, und sie erzählte ihm, wie die ganze Mordtat geschehen sei, und bat ihn, er möge seinem entflohenen Kammerherrn verzeihen und sie mit demselben vermählen. Da gab ihr der Prinz einen Gnadenbrief für denselben, und sie lief zu ihm in den Wald, wo er sich in einen hohlen Baum versteckt hatte, in den sie ihm täglich zu essen gebracht. Der Kammerherr erfreute sich sehr über sein Glück und kam mit ihr wieder in die Stadt. Als aber der Prinz die Haarlocke auch vergraben hatte, sprach die Myrte:

„Nun bin ich ganz
Im alten Glanz;
Bring mir den Kranz
Und führe mich zum Hochzeitstanz!“

Da ließ der Prinz ein großes Fest vor allem Volke im Schloßgarten ansagen; da alles versammelt war, ward die Myrte unter einen Thronhimmel gestellt, und der schönste Blumenkranz, mit Gold durchwunden, ward ihr von dem Töpfer und der Töpferin aufgesetzt, und als dies kaum geschehen war, trat das Myrtenfräulein, wie die schönste Braut geschmückt, aus dem Baum hervor und ward von ihren Eltern, welche sie noch nie gesehen hatten, unter Freudentränen und dann von dem glücklichen Prinzen als seine Braut herzlich umarmt. Da standen die neun Mordfräulein wie auf heißen Kohlen; der Prinz aber sprach: „Was verdient der, welcher diesem Myrtenfräulein etwas zuleide tut?“ Und einer sagte da nach dem andern irgendeine harte Strafe her, und als die Frage an die neun Fräulein kam, sagten sie alle zusammen: „Daß ihn die Erde verschlinge und seine Hand aus der Erde wachse“; und kaum hatten sie es gesagt, als die Erde sie auch verschlang und über ihnen Fünffingerkraut hervorwuchs. Nun wurde die Hochzeit gehalten, und der Kammerherr hielt mit dem jüngsten Fräulein auch Hochzeit. Es schenkte dem Prinzen der Himmel auch bald ein kleines Myrtenprinzchen, das ward in der schönen Wiege des alten Töpfers gewiegt, und das ganze Land war froh und glücklich.

Der Myrtenbaum aber ward bald so stark und groß, daß man ihn ins freie Feld setzen mußte. Da begehrte die Prinzessin Myrte, daß er bei die ehemalige Hütte ihrer Eltern gesetzt werde; das geschah auch, und die Hütte ward zu einem schönen Landhaus verändert, und endlich ward aus dem Myrtenbaum ein Myrtenwald, und die Enkel des Töpfers und seiner Frau spielten darin, und die beiden guten Leute wurden dort, wie sie gewünscht hatten, unter dem Myrtenbaum begraben. Der Prinz und das Myrtenfräulein ruhen wohl auch schon dort, wenn sie nicht mehr leben sollten, woran ich fast zweifle; denn es ist schon sehr lange her.

Witzenspitzel

Es war einmal ein König von Rundumherum, der hatte unter seinen vielen andern Dienern einen Edelknaben, der hieß Witzenspitzel, und er liebte ihn über alles und überhäufte ihn mit tausend Gnaden und Geschenken, weil Witzenspitzel ungemein klug und artig war und alles, was ihm der König zu verrichten gab, mit außerordentlicher Geschicklichkeit ausrichtete. Wegen dieser großen Gunst des Königs waren alle die andern Hofdiener sehr neidisch und bös auf Witzenspitzel;

Denn wurde seine Klugheit belohnt mit Gelde,
So wurde ihre Dummheit bestraft mit Schelte;
Und erhielt Witzenspitzel vom König großen Dank,
So erhielten sie von ihm großen Zank;
Kriegte Witzenspitzel einen neuen Rock,
So zerschlug der König auf ihnen einen neuen Stock;
Durfte Witzenspitzel des Königs Hand küssen,
So traktierte der König sie mit Kopfnüssen.

Darüber wurden sie nun gewaltig zornig auf Witzenspitzel und brummten und zischelten den ganzen Tag und steckten überall die Köpfe zusammen und überlegten, wie sie den Witzenspitzel sollten um die Liebe des Königs bringen. Der eine streute Erbsen auf den Thron, damit Witzenspitzel stolpern und den gläsernen Zepter zerbrechen sollte, den er dem König immer reichen mußte; der andere nagelte ihm Melonenschalen unter die Schuhe, damit er ausgleiten sollte und dem König den Rock begießen,

wann er ihm die Suppe brachte; der dritte setzte allerlei garstige Mücken in einen Strohhalm und blies sie dem König in die Perücke, wenn Witzenspitzel sie frisierte; der vierte tat wieder etwas anders, und so versuchte jeder etwas, den Witzenspitzel um die Liebe des Königs zu bringen. Witzenspitzel aber war so klug und behutsam und vorsichtig, daß alles umsonst war und er alle Befehle des Königs glücklich zu Ende brachte.

Da nun alle ihre Anschläge nichts fruchten wollten, versuchten sie etwas anderes. Der König hatte einen Feind, mit dem er nie fertig werden konnte, und der ihm alles zum Possen tat. Das war ein Riese, der hieß Labelang und wohnte auf einem ungeheuren Berg, wo er in einem dicken, dunkeln Wald in einem prächtigen Schloß hauste, und hatte außer seiner Frau, die Dickedull hieß, niemand bei sich als einen Löwen Hahnenbang und einen Bären Honigbart und einen Wolf Lämmerfraß und einen erschrecklichen Hund Hasenschreck; das waren seine Diener. Außerdem hatte er auch ein Pferd im Stall, Flügelbein genannt.

Nun wohnte in der Gegend von Rundumherum eine sehr schöne Königin, Frau Flugs, die hatte eine Tochter, Fräulein Flink, und der König Rundumherum, der gern alle andern Länder um sein Land herum auch gehabt hätte, hätte die Königin Frau Flugs gern zu seiner Gemahlin gehabt. Sie ließ ihm aber sagen, daß noch viele andere Könige sie auch gern zur Gemahlin hätten, daß sie aber keinen nehmen wolle als den allergeschwindesten, und daß der, welcher am nächsten Montag, morgens um halb zehn Uhr, wenn sie in die Kirche gehe, zuerst bei ihr wäre, sie zur Gemahlin und mit ihr das ganze Land haben sollte.

Nun ließ der König Rundumherum alle seine Diener zusammenkommen und fragte sie: „Wie soll ich es doch anfangen, daß ich am Montag zuerst in der Kirche bin und die Königin Flugs zur Gemahlin bekomme?“ Da antworteten ihm seine Diener: „Ihr müßt machen, daß Ihr dem Riesen Labelang sein Pferd Flügelbein bekommt; wenn Ihr darauf reitet, kömmt Euch niemand zuvor, und um dieses Pferd zu holen, wird gewiß niemand geschickter sein als der Edelknabe Witzenspitzel, der ja alles zustande bringt.“

So sagten die bösen Diener und hofften schon, der Riese Labelang werde den Witzenspitzel gewiß umbringen. Der König befahl also dem Witzenspitzel, er soll das Pferd Flügelbein bringen. Witzenspitzel erkundigte sich um alles recht genau, wie es bei dem Riesen Labelang beschaffen sei, und dann nahm er sich einen Schiebekarrn und stellte sich einen Bienenkorb

drauf und nahm einen Sack, da steckte er einen Gockelhahn hinein und einen Hasen und ein Lamm und legte ihn auch auf den Karrn; weiter nahm er einen Strick mit und eine große Schachtel voll Schnupftabak, hängte eine Kurierpeitsche um, machte sich ein paar tüchtige Sporen an die Stiefel und marschierte mit seinem Schiebekarrn ruhig fort.

Gegen Abend war er endlich den hohen Berg hinauf, und als er durch den dicken Wald kam, sah er das Schloß des Riesen Labelang vor sich. Und es ward Nacht, und er hörte, wie der Riese Labelang und seine Frau Dickedull und sein Löwe Hahnenbang und sein Bär Honigbart und sein Wolf Lämmerfraß und sein Hund Hasenschreck gewaltig schnarchten; nur das Pferd Flügelbein war noch munter und scharrte mit den Füßen im Stall. Da nahm Witzenspitzel leise, leise seinen langen Strick und spannte ihn vor die Schloßtüre von einem Baum zum andern und stellte die Schachtel mit Schnupftabak dazwischen. Dann nahm er den Bienenkorb und setzte ihn an einen Baum in den Weg und ging in den Stall und band das Pferd Flügelbein los und setzte sich mit dem Sack, worin er den Hahn und das Lamm und den Hasen hatte, drauf und gab ihm die Sporen und trieb es hinaus.

Das Pferd Flügelbein aber konnte sprechen und schrie ganz laut:

„Dickedull und Labelang,
Honigbart und Hahnenbang,
Lämmerfraß und Hasenschreck,
Witzenspitzel reitet Flügelbein weg!"

und dann galoppierte es fort, was gibst du, was hast du!

Da wachte der Labelang und die Dickedull auf und hörten das Geschrei des Pferds Flügelbein; geschwind weckten sie den Bären Honigbart und den Löwen Hahnenbang, den Wolf Lämmerfraß und den Hund Hasenschreck auf, und alle stürzten zugleich aus dem Schloß heraus, um den Witzenspitzel mit dem Pferd Flügelbein zu fangen.

Aber der Riese Labelang und seine Frau Dickedull stolperten in der Dunkelheit über den Strick, den Witzenspitzel vor der Türe gespannt hatte, und perdauz, da fielen sie mit der Nase und den Augen grade in die Schachtel voll Schnupftabak hinein, die er dahin gestellt hatte, und rieben sich die Augen und nieften einmal über das andre Mal, und der Labelang sagte: „Zur Gesundheit, Dickedull!" — „Ich danke", sagte Dickedull; dann

sagte sie: „Zur Gesundheit, Labelang!“ und „ich danke“, sagte Labelang, und bis sie sich den Tabak aus den Augen geweint und aus der Nase geniest hatten, war Witzenspitzel schier aus dem Wald.

Der Bär Honigbart war zuerst hinter ihm drein, als er aber an den Bienenkorb kam, kriegte er Lust zum Honig und wollte ihn fressen; da schnurrten die Bienen heraus und zerstachen ihn so, daß er halbblind ins Schloß zurücklief. Witzenspitzel war schon weit aus dem Wald, da hörte er hinter sich den Löwen Hahnenbang kommen; geschwind nahm er den Gockelhahn aus seinem Sack, und als der auf einen Baum flog und zu krähen anfing, ward es dem Löwen Hahnenbang sehr angst und lief zurück. Nun hörte Witzenspitzel den Wolf Lämmerfraß hinter sich. Da ließ er geschwind das Lamm aus seinem Sack laufen, und dem sprang der Wolf nach und ließ ihn reiten. Schon war er nah an der Stadt, da hörte er hinter sich ein Gebelle, und wie er sich umschaute, sah er den Hund Hasenschreck angelaufen kommen. Geschwind ließ er nun den Hasen aus dem Sack laufen, und da sprang der Hund dem Hasen nach, und er kam glücklich mit dem Flügelbein in die Stadt.

Der König dankte dem Witzenspitzel sehr für das Pferd, die falschen Hofdiener aber ärgerten sich, daß er so mit heiler Haut wiedergekommen war. Am nächsten Montag setzte sich der König gleich auf sein Pferd Flügelbein und ritt zur Königin Flugs, und das Pferd lief so geschwind, daß er viel früher da war und schon mehrere Tänze auf seiner Hochzeit mit der Königin Flugs getanzt hatte, als die andern Könige aus der Gegend erst ankamen. Da er nun mit seiner Königin nach Haus ziehen wollen, sagten seine Diener zu ihm: „Ihro Majestät haben zwar das Pferd des Riesen Labelang, aber wie herrlich wäre es, wenn Sie auch dessen prächtige Kleider hätten, die alles übertreffen, was man bis jetzt gesehen, und der geschickte Witzenspitzel wird dieselben ganz gewiß herbeischaffen, wenn es ihm befohlen.“ Der König bekam gleich eine große Lust nach den schönen Kleidern des Labelang und gab dem Witzenspitzel abermals den Auftrag. Als dieser sich nun auf den Weg machte, dachten die falschen Hofdiener, er würde dieses Mal dem Riesen Labelang gewiß nicht entgehen.

Witzenspitzel nahm diesmal nichts mit als einige starke Säcke und kam abends wieder vor das Schloß des Labelang, wo er sich auf einen Baum setzte und lauerte, bis alles im Schlosse zu Bett sei. Als alles still geworden war, stieg er vom Baum herunter; da hörte er auf einmal die Frau Dicke-

dull rufen: „Labelang, ich liege mit dem Kopf so niedrig, hole mir doch drauß noch ein Bund Stroh!" Da schlupfte Witzenspitzel geschwind in den Bund Stroh, und Labelang trug ihn mitsamt dem Bund in seine Stube, legte ihn unter das Kopfkissen und legte sich dann auch ins Bett.

Als sie ein wenig eingeschlafen waren, streckte Witzenspitzel die Hand aus dem Stroh und raufte den Labelang tüchtig in den Haaren und dann die Frau Dickedull auch, worüber beide erwachten und, weil eines glaubte, das andere habe ihn gerauft, sich einander tüchtig im Bett zerprügelten, während welchem Streit Witzenspitzel aus dem Stroh herauskroch und sich hinter das Bett setzte.

Da sie wieder ruhig eingeschlafen waren, packte Witzenspitzel alle Kleider des Labelang und der Dickedull in seinen Sack und band diesen leise, leise dem schlafenden Löwen Hahnenbang an den Schwanz; dann band er den Wolf Lämmerfraß und den Bären Honigbart und den Hund Hasenschreck, welche alle daherum schliefen, an die Bettlade des Riesen fest und machte die Türe weit, weit auf. Er hatte alles so in der Ordnung, da wollte er aber auch dem Riesen seine schöne Bettdecke noch mitnehmen und zupfte ganz sachte, sachte an dem Zipfel, bis er sie heruntergezogen, wickelte sich hinein und setzte sich auf den Sack voll Kleider, den er dem Löwen an den Schwanz gebunden hatte. Nun wehte die kalte Nachtluft durch die offne Türe der Frau Dickedull an die Beine, sie wachte auf und rief: „Labelang, du nimmst mir die Decke weg, ich liege ganz bloß." Da wachte Labelang auf und rief: „Nein, ich liege ganz bloß! Dickedull, du hast mir die Bettdecke genommen." Darüber fingen sie sich wieder an zu schlagen und zu zanken, und Witzenspitzel fing laut an zu lachen. Nun merkten sie etwas und riefen: „Dieb da! Dieb da! Auf, Hahnenbang! Auf, Lämmerfraß, Honigbart und Hasenschreck! Dieb da! Dieb da!" Da wachten die Tiere auf, und der Löwe Hahnenbang sprang fort; weil er aber den Bündel angebunden hatte, worauf der Witzenspitzel in der Bettdecke gewickelt saß, da fuhr der wie in einem Wagen hinter ihm her und fing einigemal an, wie ein Hahn kikriki, kikriki zu schreien; da kriegte der Löwe eine solche Angst, daß er immer, immer zulief, bis in das Stadttor, wo Witzenspitzel ein Messer herauszog und hinten den Strick abschnitt, so daß der Löwe, der im besten Ziehen war, auf einmal ausfuhr und so mit dem Kopf wider das Tor rannte, daß er tot an die Erde fiel.

Die andern Tiere, welche Witzenspitzel an die Bettstelle des Riesen gebunden hatte, konnten diese nicht zum Tore hinausbringen, weil sie zu breit war, und zerrten die Bettlade so in der Stube herum, daß Labelang und Dickedull herausfielen und aus großem Zorn den Wolf und den Bären und den Hund totschlugen, welche doch gar nichts dafür konnten.

Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadttor getan hatte, hörten, öffneten sie das Tor, und Witzenspitzel brachte dem König die Kleider des Labelang und der Dickedull, worüber dieser vor Freuden aus der Haut fahren wollte, denn niemals waren noch solche Kleider gesehen worden. Es war dabei ein Jagdrock, von den Pelzen aller vierfüßigen Tiere so schön zusammengenäht, daß daran die ganze Geschichte des Reineke Fuchs zu sehen war. Weiter ein Vogelstellerrock, von den Federn aller Vögel der Welt: vorn ein Adler, hinten eine Eule und in der Tasche eine Drehorgel und ein Glockenspiel, welche wie alle Vögel durcheinander sangen. Dann ein Bade- und Fischfängerkleid, aus allen Fischhäuten der Welt so zusammengenäht, daß man einen ganzen Walfisch- und Heringsfang drauf sah. Dann ein Gartenkleid der Frau Dickedull, worauf alle Arten von Blumen und Kräutern und Salat und Gemüs abgebildet war. Was aber alles übertraf, war die Bettdecke; sie war von lauter Fledermauspelzen zusammengenäht und alle Sterne des Himmels mit Brillanten drauf gestickt.

Die königliche Familie wurde ganz dumm von lauter Betrachten und Bewundern. Witzenspitzel wurde geküßt und gedrückt, und seine Feinde platzten bald vor Zorn, daß er wieder so glücklich dem Riesen Labelang entgangen sei. Doch ließen sie den Mut nicht sinken und setzten dem König in den Kopf, jetzt fehle ihm nichts mehr als das Schloß des Labelang selber, dann hätte er alles, was ihm zu wünschen übrig sei, und der König, der ein rechter Kindskopf war und alles haben wollte, was ihm einfiel, sagte gleich zu Witzenspitzel, er sollte ihm das Schloß des Labelang schaffen, dann wolle er ihn belohnen.

Witzenspitzel besann sich nicht lange und lief zum drittenmal nach dem Schloß des Labelang. Da er dahin kam, war der Riese nicht zu Haus, und in der Stube hörte er etwas schreien wie ein Kalb. Da guckte er durchs Fenster und sah, daß die Riesin Dickedull einen kleinen Riesen auf dem Arm hatte, der bleckte die Zähne und schrie wie ein Kalb, während sie dabei Holz hackte.

Witzenspitzel ging hinein und sagte: „Guten Tag, große, schöne, breite, dicke Frau! Wie mögt Ihr Euch nur bei dem allerliebsten Kinde so viele Arbeit machen, habt Ihr denn keine Knechte oder Mägde? Wo ist dann Euer lieber Herr Gemahl?" – „Ach", sagte die Dickedull, „mein Mann Labelang ist ausgegangen, die Herrn Gevattern einzuladen; wir wollen einen Schmaus halten, und nun soll ich alles allein kochen und braten, denn mein Mann hat den Wolf und den Bär und Hund, die uns sonst geholfen, totgeschlagen, und der Löwe ist auch fort." – „Das ist freilich sehr beschwerlich für Euch", sagte Witzenspitzel; „wenn ich Euch helfen kann, soll es mir lieb sein." Da bat ihn die Dickedull, er soll ihr nur vier Stücke Holz klein machen, und Witzenspitzel nahm die Axt und sagte zu der Riesin: „Halte mir das Holz ein wenig!" Die Riesin bückte sich und hielt das Holz. Da hob Witzenspitzel die Axt auf, und – ratsch! – hieb er der Dickedull den Kopf ab, und – ritsch! – dem kleinen Riesen Mollekopp auch, und da lagen sie.

Nun machte er ein großes, tiefes Loch grad vor der Türe des Schlosses und warf die Dickedull und Mollekopp hinein und deckte das Loch oben ganz dünne mit Zweigen und Blättern zu. Dann steckte er in allen Stuben des Schlosses eine Menge Lichter an und nahm einen großen kupfernen Kessel, da paukte er mit Kochlöffeln drauf, und nahm einen blechernen Trichter, darauf blies er die Trompete und schrie immer dazwischen: „Vivat! Es lebe Ihre Majestät, der König von Rundumherum!"

Als Labelang abends nach Haus kam und die vielen Lichter in seinem Schloß sah und das Vivatgeschrei hörte, ward er ganz rasend vor Zorn und rannte mit solcher Wut gegen die Türe, daß er, da er über das mit Zweigen bedeckte Loch laufen wollte, durchfiel und mit großem Geschrei in der Grube gefangen lag, welche Witzenspitzel dann mit Erde und Steinen über ihm zufüllte.

Hierauf nahm Witzenspitzel den Schlüssel des Riesenschlosses und brachte ihn dem König Rundumherum, der sich sogleich mit der Königin Flugs und ihrer Tochter, der Prinzessin Flink, und dem Witzenspitzel nach dem Schloß begab und alles betrachtete. Nachdem sie vierzehn Tage an allen den vielen Stuben, Kammern, Kellerlöchern, Dachluken, Ofenlöchern, Feueressen, Küchenherden, Holzställen und Speisekammern und Rauchkammern und Waschküchen und dergleichen betrachtet hatten und fertig waren, fragte der König den Witzenspitzel, was er zur Belohnung für seine treuen Dienste

haben wollte. Da sagte er: „Die Prinzessin Flink", und die war es auch zufrieden; da wurde Hochzeit gehalten, und Witzenspitzel und die Prinzessin Flink blieben auf dem Riesenschloß wohnen, wo sie bis auf diesen Tag zu suchen sind.

Gockel und Hinkel

In Deutschland in einem wilden Wald lebte ein altes graues Männchen, und das hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen, und das hieß Gackeleia. Ihre Wohnung war in einem alten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts drin, aber viel einzusetzen, nämlich Tür und Tor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet, denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden auch. Gras und Kraut wuchs überall, aus allen Winkeln, und Vögel vom Zaunkönig bis zum Storch nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche verdächtige Vögel, sich da anzusiedeln, aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm gleich allerlei Braten und Fische als Miete bezahlen wollten. Einst aber sprach sein Weib Hinkel: „Mein lieber Gockel, es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miete doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür bezahlen!" antwortete Gockel: „O du unvernünftiges Hinkel, vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? Schickt es sich auch wohl für Leute unsrer Herkunft, von der Miete solches Raubgesindels zu leben? Und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elend heim, daß uns die Verzweiflung zu solch unwürdigen Hilfsmitteln triebe, was doch nie geschehen wird, denn eher wollte ich Hungers sterben: womit würden die räuberischen Einwohner uns vor allem die Miete bezahlen? Gewiß würden sie uns alle unsre lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderische Art zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche uns mit ihrem lieben Gezwitscher unsre wüste Wohnung zu einem anmutigen, herzerfreuenden Aufenthalt machen, willst du doch wohl lieber singen hören, als sie gebraten essen? Würde dir das Herz nicht brechen, eine liebe Nachtigall, eine treuliche Grasmücke, einen fröhlichen Distelfink oder gar das

liebe, treue Rotkehlchen in der Pfanne zu rösten oder am Spieße zu braten, und dann zuletzt, wenn sie alle die Miete bezahlt hätten, nichts als das Geschrei und Geächze der greulichen Raubtiere zu hören? Aber wenn auch alles dieses zu überwinden wäre, bedenkst du dann in deiner Blindheit nicht, daß diese Spitzbuben allein so gerne hier wohnen möchten, weil sie wissen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die schöne alte Glucke Gallina jetzt über dreißig Eiern sitzen, werden diese nicht dreißig Hühner werden, und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen, welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern? Macht schon dreißigmal Dreißig, also neunhundert Hühner, welchen wir entgegensehen. O du unvernünftiges Hinkel! und zu diesen willst du dir Geier und Habichte ins Schloß ziehen! Hast du denn gänzlich vergessen, daß du ein Nachkömmling aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau bist, und kannst du solche Vorschläge einem gebornen, leider armen, leider verkannten Raubgrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! — O du entsetzliche Armut, ist es denn also wahr, daß du auch die edelsten Herzen endlich mit der Last deines leeren und doch schweren Sackes zum Staube niederdrückest?" Also redete der arme alte Raubgraf Gockel von Hanau in edlem, hohem Zorne zu Hinkel von Hennegau, seiner Gattin, welche so betrübt und beschämt und kümmerlich vor ihm stand, als ob sie den Pips hätte.

Hinkel aber sammelte sich und wollte soeben sprechen: „Die Raubvögel bringen aber wohl manchmal junge Hasen"; doch da krähte der alte schwarze, ungemein große Haushahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande saß, in demselben Augenblick so hell und scharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegschnitt, und als er dabei mit den Flügeln schlug und Gockel von Hanau sein zerrissenes Mäntelchen auch auf der Schulter hin und her warf, so sagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Pipswörtchen mehr; denn sie wußte den Hahn und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehn, da sagte Gockel: „O Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu sagen, der ritterliche Alektryo, der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärter, Notarius publicus und Kaiserlich gekrönte Poet meiner Vorfahren, hat meine Rede unterkrähet und somit dagegen protestiert, daß seinen Nachkommen, den zu erwartenden Hühnchen, die gefährlichen Raubvögel zugesellt würden." Bei diesen letzten Worten

bückte sich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Türe und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall.

Im Hühnerstall? Ja — denn im Hühnerstall wohnte Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihr Fräulein Tochter, und in der Ecke lag ein altes Schild voll Stroh, worauf die Glucke Gallina über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der große schwarze Hahn Alektryo nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Vor alten Zeiten war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland, aber die Franzosen, welche es so zu machen pflegen, zerstörten es ganz und gar, als es der Urgroßvater Gockels von Hanau bewohnte, und weil sie außerordentlich gern Hühnerfleisch essen, verzehrten sie ihm alle sein herrliches Federvieh.

Dem Urgroßvater Gockels blieb nichts als sein Erbhahn Alektryo und sein Erbhinkel Gallina, mit welchen er sich im Wald versteckt hatte, und von diesen stammte der Hahn und die Henne gleiches Namens, unseres Gockels ab.

Nach jenem Unfall haben die Vorfahren Gockels sich nie wieder erholt und waren meistens Fasanen- und Hühnerminister bei den benachbarten Königen von Gelnhausen gewesen. Gockel hatte nach dem Tode seines Vaters diese Stelle auch gehabt; weil aber der letzte König ein übermäßiger Liebhaber von Eiern war und keine Brut von Hühnern aufkommen ließ, sondern sie alle als Eier verzehrte, so widersetzte sich Gockel diesem Mißbrauch so lebhaft, daß der erbitterte König ihm seine Stelle als Fasanen- und Hühnerminister nahm und ihm befahl, den Hof zu verlassen. In den elendesten Umständen kam der alte Gockel von Hanau mit seiner Frau Hinkel von Hennegau und Gackeleia, seiner Tochter, auf dem zerstörten Schlosse seiner Vorfahren an, und sein einziger Reichtum war sein Stammhahn Alektryo und sein Stammhuhn Gallina, welche er von seinem Vater ererbt hatte, und die ihn nie verließen; aber er hatte, was mehr wert war als ein Hahn und das Huhn, ein edles, stolzes Herz in seiner Brust und freies, schuldloses Gewissen dazu.

Frau Hinkel von Hennegau folgte zwar ihrem lieben Manne sehr betrübt in das Elend, und sie seufzte oft unterwegs in dem wilden Wald, wenn sie an die Herrlichkeit der Stadt Gelnhausen gedachte, wo immer ein

Haus um das andre ein Bäcker- oder Fleischerladen ist. Traurig dachte sie an die fetten aufgehängten Kälber, Hämmel und Schweine, in deren aufgeschlitzten Leibern dort weiße, reinliche Tücher ausgespannt zu sein pflegten, und an die schön in Reih und Glied auf weißen Bänken aufgestellten, braunglänzenden Brote und gelben Semmeln und schön lackierten Eierwecke, Bubenschenkel genannt. Gackeleia, ihr Töchterchen, das sie an der Hand führte, fragte ein um das andere Mal: „Mutter, gibt es auch Brezeln, wo wir hingehen?" Da seufzte Frau Hinkel, Gockel aber, der ernsthaft und freudig mit dem Hahn auf der Schulter und dem Stabe in der Hand voranschritt, sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia, Brezeln gibt es nicht, die sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, schöne rote Walderdbeeren gibt es die Menge," und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte.

Als Gackeleia diese gegessen hatte, fragte sie wieder: „Mutter, gibt es so schöne braune Kuchenhäschen, wo wir hingehen?" Da seufzte Frau Hinkel wieder, und die Tränen kamen ihr in die Augen, Gockel aber sagte freundlich zu dem Kinde: „Nein, mein Kind Gackeleia, Kuchenhäschen gibt es da nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da lebendige Seidenhäschen und weiße Kaninchen, aus deren Wolle du der Mutter auf ihren Geburtstag ein Paar Strümpfe stricken kannst, wenn du fleißig bist. Sieh, sieh, da läuft einer!" Und somit zeigte er mit seinem Stock auf ein vorüberlaufendes Kaninchen. Da riß sich Gackeleia von der Mutter los und sprang dem Hasen nach mit dem Geschrei: „Gib mir die Strümpfe, gib mir die Strümpfe!" — aber fort war er, und sie fiel über eine Baumwurzel und weinte sehr. Der Vater verwies ihr ihre Heftigkeit und tröstete sie mit Himbeeren, welche neben der Stelle wuchsen, wo sie gefallen war.

Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: „Liebe Mutter, gibt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackne Männer von Kuchenteig mit Augen von Wacholderbeer und einer Nase von Mandelkern und einem Mund von einer Rosine?" Da konnte die Mutter die Tränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia, solche Kuchenmänner gibt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da schöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen und Eier legen und ihre Jungen füttern.

Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen und die süßen wilden Kirschen mit ihnen teilen." Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum, und das Kind ward ruhig.

Als Gackeleia aber nach einer Weile wieder fragte: „Liebe Mutter, gibt es dann dort, wo wir hingehen, auch so wunderschöne Pfefferkuchen wie in Gelnhausen?" und die Frau Hinkel immer mehr weinte, ward der alte Gockel von Hanau unwillig, drehte sich um, stellte sich breit hin und sprach: „O mein Hinkel von Hennegau, du hast wohl Ursache zu weinen, daß unser Kind Gackeleia ein so naschhafter Freßsack ist und an nichts als an Brezeln, Kuchenhasen, Buttermänner und Pfefferkuchen denkt! Was soll daraus werden? Not bricht Eisen, Hunger lehrt beißen. Sei vernünftig, weine nicht, Gott, der die Raben füttert, welche nicht säen, wird einen Gockel nicht verderben lassen, der säen kann; Gott, der die Lilien erhält, die nicht spinnen, wird die Frau Hinkel von Hennegau nicht umkommen lassen, welche sehr schön spinnen kann, und auch das Kind Gackeleia nicht, wenn es das Spinnen von seiner Mutter lernt." Diese Rede Gockels ward von einem gewaltigen Geklapper unterbrochen, und sie sahen einen großen Klapperstorch, der aus dem Gebüsche ihnen entgegentrat, sie sehr ernsthaft und ehrbar anschaute, nochmals klapperte und dann hinwegflog. „Wohlan," sagte Gockel, „dieser Hausfreund hat uns willkommen geheißen; er wohnt auf dem obersten Giebel meines Schlosses, gleich werden wir da sein; damit wir aber nicht lange zu wählen brauchen, in welchem von den weitläufigen Gemächern des Schlosses wir wohnen wollen, so will ich unsre höchste Dienerschaft vorausenden, damit sie uns die Wohnungen aussuchen."

Nun nahm er den großen Stammhahn von der Schulter auf die rechte Hand und die Stammhenne auf die linke und redete sie mit ehrbarem Ernste folgendermaßen an: „Alektryo und Gallina! Ihr stehet im Begriff wie wir, in das Stammhaus eurer Voreltern einzuziehen, und ich sehe es an euern ernsthaften Mienen, daß ihr so gerührt seid als wir. Damit nun dieses Ereignis nicht ohne Feierlichkeit sei, so ernenne ich dich, Alektryo, edler Stammhahn, zu meinem Schloßhauptmann, Haushofmeister, Hofmarschall, Astronomen, Propheten, Nachtwächter und hoffe, du wirst unbeschadet deiner eignen Familienverhältnisse als Gatte und Vater diesen Ämtern gut vorstehn. Das nämliche erwarte ich von dir, Gallina, edles Stammhuhn. Indem ich dich hiermit zur Schlüsseldame und Oberbettmeisterin des Schlosses ernenne, zweifle ich nicht, daß du diesen Ämtern

trefflich vorstehen wirst, ohne deswegen deine Pflichten als Gattin und Mutter zu vernachlässigen. Ist dies euer Wille, so bestätigt mir es feierlich!"

Da erhob Alektryo seinen Hals, blickte gegen Himmel, riß den Schnabel weit auf und krähete feierlichst, und auch Gallina legte ihre Versicherung mit einem lauten, aber rührenden Gegacke von sich; worauf sie Gockel beide an die Erde setzte und sprach: „Nun, Herr Schloßhauptmann und Frau Schlüsseldame, eilet voraus, suchet eine Wohnung für uns aus und empfangt uns bei unserm Eintritt!" Da eilte der Hahn und die Henne, in vollem Laufe, was gibst du, was hast du, in den Wald hinein, nach dem Schlosse zu. Nun ermahnte Gockel auch noch die Frau Hinkel und das Kind Gackeleia zur Zufriedenheit, zum Vertrauen auf Gott und zu Fleiß und Ordnung in dem neu bevorstehenden Aufenthalt auf eine so liebreiche Art, daß Frau Hinkel und das Kind Gackeleia den guten Vater herzlich umarmten und ihm alles Gutes und Liebes versprachen.

Nun zogen sie alle froh und heiter durch den schönen Wald, die Sonne sank hinter die Bäume, es ward so recht stille und vertraulich, ein kühles Lüftlein spielte mit den Blättern, und Frau Hinkel von Hennegau sang folgendes Liedchen mit freundlicher Stimme, wozu Gockel und Gackeleia leise mitsangen:

„Wie so leis die Blätter wehn
In dem lieben, stillen Hain!
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
Jedes sucht, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel
Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Schlau schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um;
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gebrumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den zarten blauen Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Treuer Gott, du bist nicht weit,
Und so ziehn wir ohne Harm
In die wilde Einsamkeit,
Aus des Hofes eitelm Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.
Gute Nacht! Heiapopeia
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia."

Als dies Lied zu Ende war, ward der Wald etwas lichter, und sie sahen den feurigen Abendhimmel durch die leeren Fensterbogen des Schlosses schimmern, an dessen offnem Tore sie standen. Ihr Empfang war feierlich. Der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Tore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vöglein, die in dem verlassenen, baumdurchwachsenen Baue wohnten, und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrschaft verkündigt hatte, waren aus ihren Nestern herausgeschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Holunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten,

welche ihre Blüten vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, daß es schier wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang.

Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen alle willkommen und traten in die alte, zerfallene Kapelle, wo sie sich an dem Altar neben die wilden Waldblumen niederknieten, ganz nahe dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau, und Gott für ihre glückliche Reise dankten und ihn um Schutz und Hülfe anflehten. Während ihrem Gebet waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knien erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüsseldame, an der Türe, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie taten dies, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den wohlerbauten, ganz erhaltnen Hühnerstall zu, der eine große Türe hatte; als Alektryo über die Schwelle schritt, bückte er sich tief mit dem Kopf, als befürchte er, mit seinem hohen roten Kamme oben anzustoßen, da die Türe doch für einen starken Mann hoch genug war; aber dieses war im Gefühle seines Adels, denn alle hohen Adeligen und alle gekrönten Häupter pflegen es so zu machen.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen gingen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten. Gockel macht von grünen Zweigen einen Besen und fegte mit Hinkel den Boden rein; dann machten sie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel seinen Mantel und Hinkel ihre Schürze breitete und sich darauf schlafen legten, Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen beiden. Der Hahn und die Henne nahmen auch ihren Platz ein, und von der Reise ermüdet, entschliefen sie alle bald.

Gegen Mitternacht rührte sich Alektryo auf seiner Stange, und Gockel, der vor allerlei Gedanken, was er alles vornehmen wolle, seine Familie zu ernähren, nicht fest schlief, ward munter und sah umher, was vorging. Da bemerkte er an der Türe, durch welche der Mond schien, eine lauernde große Katze; sie tat auf einmal einen Sprung herein, und in demselben Augenblick hörte Gockel ein Gepfeife und fühlte, daß ihm etwas in den weiten Ärmel seiner Jacke lief. Der Hahn und die Henne flatterten schreiend wegen der Katze herum, Gockel sprang auf und trieb die Katze hinaus, trat an die Türe und zog die Tierchen, die ihm in den Ärmel geschlüpft waren, hervor. Da erkannte er zwei weiße Mäuschen von außerordentlicher Schönheit.

Sie waren nicht scheu vor ihm, sondern setzten sich auf die Hinterbeine und zappelten mit den Vorderpfötchen, wie ein Hündchen, das bittet, was dem alten Herrn sehr wohl gefiel. Er setzte sie in eine Pudelmütze, legte sich wieder nieder und diese neben sich, mit dem Gedanken, die guten Tierchen am folgenden Morgen seinem Töchterchen Gackeleia zu schenken, welche, sehr ermüdet wie ihre Mutter, nicht erwacht war.

Als Gockel wieder eingeschlafen war, machten sich die zwei Mäuschen aus der Pudelmütze heraus und unterhielten sich miteinander. Die eine sprach: „Ach, Sissi, meine geliebte Braut, da hast du es nun selbst erlebet, was dabei herauskömmt, wenn man des Nachts so lange im Mondschein herumgeht. Habe ich dich nicht gewarnt?" Da antwortete Sissi: „O Pfiffi, mein werter Bräutigam, mache mir keine Vorwürfe, ich zittere noch am ganzen Leibe vor der schrecklichen Katze, und wenn sich ein Blatt regt, fahre ich zusammen und meine, ich sehe ihre feurigen Augen." Da sagte Pfiffi wieder: „Du brauchst dich nicht weiter zu ängstigen, der gute Mann hier hat der Katze einen so großen Stein nachgeworfen, daß sie vor Angst schier in den Bach hineingesprungen ist." „Ach," sagte Sissi, „ich fürchte mich nur auf unsre weitere Reise; wir müssen wohl noch acht Tage laufen, bis wir zu deinem Königlichen Herrn Vater kommen, und da jetzt einmal eine Katze uns ausgekundschaftet hat, werden sie an allen Ecken auf uns lauern." Da erwiderte Pfiffi: „Wenn nur eine Brücke über den Fluß wäre, der eine halbe Tagreise von hier durch den Wald zieht, so wären wir bald zu Haus; aber nun müssen wir die Quelle des Flusses umgehn." Als sie so sprachen, hörten sie eine Eule drauß schreien und krochen bang tiefer in die Mütze. „Auch noch eine Eule!" flüsterte Sissi. „O, wäre ich doch nie aus der Residenz meiner Mutter gewichen!" Und nun weinte sie. Der Mäusebräutigam war hierüber sehr traurig und überlegte her und hin, wie er seine Braut ermutigen und vor Gefahren schützen soll. Endlich sprach er: „Geliebte Sissi, mir fällt etwas ein; der gute Mann, der uns in seine Pudelmütze gebettet hat, würde uns vielleicht sicher nach Haus helfen, wenn er unsere Not nur wüßte. Lasse uns leise an seine Ohren kriechen und ihm recht flehentlich unsre Sorgen vorstellen; rede in deinen süßesten Tönen zu ihm, dann kann er nicht widerstehen, aber ja recht leise, damit er nicht aufwacht, denn nur im Schlafe verstehen die Menschen die Sprache der Tiere."

Sissi war sogleich bereit und kroch an das linke Ohr Gockels, und Pfiffi

an das rechte, und ziſchelten ihm mit ihren feinſten Stimmchen zu. Pfiffi ſang, nachdem er ſich auf die Hinterbeine geſetzt und ſeinen Schweif quer durch das Maul gezogen hatte, um eine rührendere Stimme zu bekommen:

„Ich bin der Prinz von Speckelfleck
Und führe heim die ſchönſte Braut;
Die Katze bracht' ihr großen Schreck,
Sie bangt um ihre Sammethaut.
Ach, Gockel, bring uns bis zum Fluß
Und bau uns drüber einen Steg,
Daß ich mit meiner Braut nicht muß
Den Quell umgehn auf weitem Weg!
Gedenken wird dir's immerdar
Ich und der hohe Vater mein;
Iſt's auch nicht gleich, vielleicht aufs Jahr,
Stellt Zeit zu Dank und Lohn ſich ein.
Doch was braucht's da viel Worte noch?
Hart wird es mir, der edlen Maus,
Vor deinem großen Ohrenloch
Zu betteln, mir, die ſtets zu Haus
Als erſtgeborner Königsſohn
Gefürchtet und befehlend ſitzt
Auf einem Parmeſankästhron,
Der ſtolze Buttertränen ſchwitzt.
Sag dir hiermit, erwähl dein Teil,
Nimm mich und meine Braut in Schutz,
Schaff uns nach Haus geſund und heil,
Sonſt biete ich dir Fehd und Trutz!
Wenn uns die Katze auch nicht beißt,
Maulleckend nur die Zähne bleckt,
Miauend meine Braut erſchreckt,
Woran viel liegt, was du nicht weißt,
Krümmt ſie uns nur ein einzig Haar,
Faßt uns ein wenig nur am Schopf,
Vielmehr, frißt ſie uns ganz und gar,
So kömmt die Tat auf deinen Kopf.
Wonach du dich zu achten haſt.
Gegeben vor dem Ohrenloch
Des Wirtes, auf der dritten Raſt
Von unſrer Brautfahrt, da ich kroch

In seinen Ärmel vor der Katz
Nebst meiner Braut aus großem Schreck,
Und in der Pudelmütze Platz
Er uns gemacht.
Prinz Speckelfleck,
Punktum, Streusand, und halte still,
Ins Ohr beiß ich dir mein Sigill."

Nach dieser ziemlich unhöflichen Rede biß Speckelfleck dem ehrlichen Gockel ins Ohr, daß er mit einem lauten Schrei erwachte und um sich schlug. Da flohen die beiden Mäuse in großer Angst wieder in die Pudelmütze. „Nein, das ist doch zu grob, einen ins Ohr zu beißen!" sagte Gockel. Da erwachte Frau Hinkel und fragte: „Wer hat dich denn ins Ohr gebissen? Du hast gewiß geträumt." „Ist möglich", sagte Gockel, und sie schliefen wieder ein.

Nun sprach Sissi zu Pfiffi: „Aber um alle Welt, was hast du nur getan, daß der Mann so bös geworden?" Da wiederholte ihr Pfiffi seine ganze Rede, und Sissi sagte mit Unwillen: „Ich traue meinen Ohren kaum, Pfiffi, kann man unvernünftiger und plumper bitten als du? Die niedrigste Bauernmaus würde sich in unsrer Lage anders benommen haben. Alles ist verloren, ich bin ohne Rettung in die Krallen der Katze hingegeben durch deine übel angebrachte Hoffart. Ach, mein junges Leben! O hätte ich dich niemals gesehen!" usw. Pfiffi war ganz verzweifelt über die Vorwürfe und Klagen seiner Braut und sprach: „Ach, Sissi, deine Vorwürfe zerschneiden mein Herz; ich fühle, du hast recht; aber fasse Mut, gehe an das linke Ohr und wende alle deine unwiderstehliche Redekunst an; das linke Ohr geht zum Herzen, er erhört dich gewiß. O ich Unglücklicher, daß ich in die verwünschten königlichen Redensarten verfallen bin!" Da erhob sich Sissi und sprach: „Wohlan, ich will es wagen." Leise, leise schlüpfte sie an das linke Ohr Gockels, nahm eine rührende Stellung an, kreuzte die Vorderpfötchen über die Brust, schlang den Schweif wie einen Strick um den Hals, neigte das Köpfchen gegen das Ohr und flüsterte so fein und süß, daß das Klopfen ihres bangen Herzchens schier lauter war als ihre Stimme:

„Verehrter Herr, ich nahe dir
Bestürzt, beschämt und herzensbang;
Ich weiß, mein Bräutigam war hier
Und ziemlich grob vor nicht gar lang.

Auch war sein Siegel sehr apart,
Mit Recht hast du ihn angeschnarrt.
Weil er verwöhnt, von Not entfernt,
Als einziger Prinz verzogen ward,
Hat er das Bitten nicht gelernt;
Drum, edler Mann, nimm's nicht so hart!
Wie Grobsein ihm, sei Höflichsein
Dir leicht, weil du erzogen fein.
Er meint's gewiß von Herzen gut,
Doch kömmt beim Sprechen er in Zug,
So regt sich sein erhabnes Blut,
Und er wird gröber als genug.
Bedenk, der Kinder Pfeife klingt,
Wie ihrer Eltern Orgel singt.
Doch reut's ihn immer hinterdrein,
Und in der Pudelmütze sitzt
Jetzt krumm das arme Sünderlein
Und seufzt und wimmert, daß es schwitzt,
Und schimpft, daß ihm die Hofmanier
So grob entfuhr zur Ungebühr.
Bekennet hat er mir, der Braut,
Die ihn erst tüchtig zappeln ließ,
Ihm tüchtig wusch die grobe Haut,
Die Nas ihm auf den Fehler stieß
Und endlich, nach manch bitterm Ach,
Dich zu versöhnen ihm versprach.
Doch, daß ich selbst mich nicht vergeß,
Vergönne jetzt in Demut mir
Zu sagen, daß ich, was Prinzeß
Bei Menschen ist, bin als ein Tier,
Und zwar als kleine weiße Maus.
So schütt ich nun mein Herz dir aus.
Prinzeß Sissi von Mandelbiß
Fleht dich um Ritterdienste an;
Du weißt aus dem Äsop gewiß,
Was für die Maus ein Löw getan,
Und wie ihm dankbar half die Maus
Dann wieder aus dem Netz heraus.
Auch meinem Bräutigam und mir
Hilf sicher in das Mausereich.

Die Katz, das ungeheure Tier,
Macht mich vor Schreck ganz totenbleich!
O, hättest du ein bißchen nur
Von Mausgeschmack und Mausnatur!
O, wüßtest du, wie weiß und zart,
Wie lieblich ich an Leib und Seel,
Gar nicht nach andrer Mäuse Art,
Ja, unter allen ein Juwel,
Du littest lieber selbst den Tod,
Als du mich ließ'st in Katzennot.
Die Äuglein sind wie Diamant,
Die Zähnlein Perl und Elfenbein,
Mein Leib ist zierlich und gewandt,
Die Pfötchen rosenrot und klein,
Das Mäulchen pfiffiglich gespitzt,
Ich schweig vom Teil, auf dem man sitzt;
Die Öhrlein sind zwei Blumen zart,
Die Nase einer Blüte gleich;
Wie Blütenfäden ist mein Bart
So rein, so fein, so weiß und weich.
Und wie Frau Catalani singt,
Mein Stimmlein bei den Mäusen klingt.
Man hat mich drum als Gegensatz
Oft Mausalani auch genannt;
Weil Kata etwas klingt wie Katz,
Hat man das Wort so umgewandt,
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle denkt.
Verleugne nicht dein Zartgefühl,
Laß rühren dich durch meinen Sang!
Denn lockender als Flötenspiel,
Als Harfen- und als Geigenklang
Fleht er aus meiner Brust heraus:
Beschütz die kleine weiße Maus!
Bei deiner hohen Adelspflicht,
Die dich zum Schutz der Damen weiht,
Beschwör ich dich, verlaß mich nicht!
Vielleicht ist ja der Tag nicht weit,
Daß ich dir wieder helfen kann,
Doch danach fragt kein Edelmann.

Wer, mich zu retten, einen Stein
Der Katze in die Rippen warf,
Wer zugab, daß der Liebste mein
An meiner Seite schlummern darf
In seiner Pudelmütze warm,
Der schützt mich auch mit starkem Arm!
Erlaub nun, daß dir als Sigill
Der Wahrheit ohne Hinterlist
Hier einsamlich und in der Still
Das Ohrläppchen demütig küßt,
Was niemals sie noch tat gewiß,
Prinzeß Sissi von Mandelbiß."

Nun küßte sie ganz leise das Ohrläppchen Gockels, und weil er im Schlafe etwas durch die Nase pfiff, glaubte sie, er sage ihr in der Mausesprache die artigsten Sachen und verspreche ihr seine Hülfe für gewiß. Mit leichtem Herzen begab sie sich daher nach der Pudelmütze zurück und verkündigte ihrem Bräutigam den guten Erfolg ihrer Bitten, worauf dieser sie zärtlich umarmte.

Jetzt aber war die Stunde gekommen, da die schwarze Nacht gegen Morgen ergrauet, und Alektryo als ein getreuer Burgvogt streckte dem anbrechenden Lichte seinen Hals entgegen, um es zum erstenmal mit einem krähenden Trompetenstoße hier zu bewillkommen. Da erwachte Gockel und Frau Hinkel, Gackeleia aber schlief fest. Frau Hinkel fragte ihren Mann, warum er denn heute nacht so unruhig gewesen, und wie er nur geträumt habe, daß ihn jemand ins Ohr gebissen. Da zeigte Gockel ihr die weißen Mäuschen in seiner Pudelmütze und erzählte ihr, wie sie vor der Katze, die er verjagt, zu ihm geflohen, und wie er hernach geträumt habe, die eine Maus begehre auf eine unhöfliche Weise Hülfe von ihm und beiße ihn noch dazu ins Ohr, wie aber hernach die andere Maus so artig gebeten und ihm das Ohrläppchen so demütig geküßt habe, daß er ihr versprochen habe, zu helfen. „Und das will ich auch tun," fuhr Gockel fort, „ich will beide sogleich über den nächsten Fluß bringen, wo sie außer Gefahr in ihrer Heimat sind."

Da wollte er aufstehen und sich auf die Reise begeben, aber Frau Hinkel sagte: „Du bist nicht recht klug; dir träumt, du hättest den Mäusen etwas versprochen und willst es ihnen nun im Wachen halten, und deswegen willst du mich hier in der Wildnis mit Gackeleia allein lassen, wo du so nötig bist,

um aufzuräumen und alles in Ordnung zu bringen?" Da sprach Gockel: „Du hast scheinbar ganz recht, aber versprochen muß gehalten werden; ich habe mein Ehrenwort gegeben, und das ist mir so deutlich und gegenwärtig als der Biß in das Ohr." Da erwiderte Hinkel: „Wenn aber der Biß ein Traum war, so war auch das Ehrenwort ein Traum." Gockel sagte hierauf zornig: „Paperlapapp! Ein Ehrenwort ist nie ein Traum, das verstehst du nicht, und den Biß habe ich so deutlich gefühlt, daß ich mit einem Schrei erwachte; das Ohr brennt mir noch." „Laß doch einmal sehen!" sagte Frau Hinkel und erblickte mit großer Verwunderung die Spur von fünf spitzen Zähnchen an Gockels Ohr. Als sie ihm dieses gesagt hatte, ließ er sich keinen Augenblick länger aufhalten, sprang vom Lager auf, nahm das Brot aus seinem Reisesack, schnitt sich ein Stück herunter, das er einsteckte, und sprach zu seiner Frau: „Hinkel, räum einstweilen alles hübsch auf, sieh dich im Schlosse und der Umgegend um und denke dir alles aus, wie du es gern zu unsrer Haushaltung eingerichtet hättest; besonders gebe auf Alektryo und Gallina acht, weil es, wie du gehört hast, Katzen hier gibt; nachmittags hoffe ich wieder hier zu sein." Und nun nahm er seinen Reisestab in die Hand, schob die Pudelmütze, aus der ihm die Mäuschen freundlich entgegenpfifferten, in den Busen und ging mit starken Schritten in den Wald gegen den Fluß hin.

Als er ein paar Meilen gegangen war, ruhte er an einer Quelle, wo er sein Brot mit seinen Reisegefährten teilte. Da er aber endlich an den Fluß kam, ging er auf und ab, eine schmale Stelle zu finden, fand auch endlich einen Ort, wo er den Fluß leicht mit einem Steine überwerfen konnte. Hier nun nahm er sich vor, die Mäuschen überzusetzen; aber keine Brücke, kein Kahn war da; er entschloß sich daher kurz, zog die Pudelmütze hervor und sprach hinein: „Lebt wohl, meine lieben Gäste! Du, Prinz von Speckelfleck, befleißige dich besserer Sitten, und du, Prinzeß von Mandelbiß, bilde dir nicht soviel auf deine Schönheit ein; übrigens bist du ein vortreffliches Tierchen. Lebt wohl, grüßt eure Anverwandten und vergeßt nicht den armen Gockel von Hanau!" Die Mäuschen wußten gar nicht was er wollte, weil er schon Abschied nahm und sie noch diesseits des Flusses waren, auch kein Kahn und keine Brücke weit und breit zu sehen; sie pfifferten ihm daher allerlei Fragen entgegen, aber er verstand kein Wort, ließ sich auch weiter auf nichts ein, sondern wickelte sie in die Pudelmütze fest ein, holte weit aus und warf sie glücklich hinüber in das hohe Gras.

Da sich von dem Falle die Mütze drüben öffnete, schrien die kleinen Tierchen noch immer sehr verwundert, wie er sie nur hinüberbringen wollte, als sie zu ihrer größten Verwunderung sahen, daß sie bereits drüber waren, und fröhlich nach Hause liefen, ihre Abenteuer zu erzählen.

Auf dem Heimwege begegnete Gockel ein paar alten Juden, welche große Naturphilosophen waren; sie führten einen alten Bock und eine alte, magere Ziege an Stricken zur Frankfurter Messe. Sie redeten Gockel an: „Seid Ihr der Besitzer des alten Schlosses hier im Walde?" Gockel: „Ja, ich bin der alte Rauhgraf Gockel von Hanau." Da fragten ihn die Juden, ob er ihnen nicht seinen alten Haushahn verkaufen wollte, sie wollten ihm den Bock dafür geben. Gockel antwortete: „Ich bin kein Schneider; was soll ich mit dem Bock? Ihn etwa zum Gärtner machen? Kann der Bock etwa krähen? Mein Hahn ist kein gewöhnlicher Alletagshahn, er ist ein Wappenhahn, ein Stammhahn; sein Vater hat auf meines Vaters Grab gekräht, und er soll auf meinem Grabe krähen. Lebt wohl!" Da boten ihm die Juden die Ziege, und als er abermals nicht wollte, boten sie ihm den Bock und die Ziege. Gockel aber lachte sie aus und ging seiner Wege. Da riefen sie ihm nach: „In vier Wochen gehen wir wieder vorbei, da wollen wir wieder nachfragen, vielleicht habt Ihr dann mehr Lust, den Hahn zu verkaufen."

Gockel kam gegen Abend nach Haus, und nachdem er von seiner Reise ausgeschlafen hatte, begann er am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterchen Gackeleia sich in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern so gut einzurichten, als es nur immer gehen wollte. Sie legten auf allen fruchtbaren Erdfleckchen zwischen den Mauern Gartenbeete an, ordneten und verbanden alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zusammengestellten Treppen. Hinkel sammelte den Samen von allen Gartengewächsen, die hie und da im verschütteten alten Schloßgärtchen noch übriggeblieben waren, und säte sie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Gackeleia sollte aus Weidenruten Hühnernester flechten und zu einem großen Hühnerkorbe für die jungen Hühnchen, die sie erwarteten, die Weidenruten in den Quell legen, der mitten im Schloßhofe entsprang, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen. Aber sie tat das sehr nachlässig, war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze, guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte

Lust zum Arbeiten, weswegen der alte Haushahn Alektryo sie manchmal mit rechtem Zorn ankrähte, so daß sie heftig erschrak und zu ihrer Arbeit zurücklief, weswegen sie einen rechten Unwillen auf den alten Wetterpropheten kriegte und ihn immer bei der Mutter verklagte. Auch diese hatte keine rechte Liebe zu dem Alektryo; denn wenn sie manchmal über der Gartenarbeit ermüdete und sich auf einen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, fing Alektryo an, der ihr überhaupt immer, wie ein beschwerlicher Haushofmeister, auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu gackern, um sie an die Arbeit zu erinnern. Und als sie einstens so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisch Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausner Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traum sagte: „Ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum!" Da krähte ihr der Alektryo so schneidend dicht in die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum faßte sie noch einen viel größeren Unwill gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo und jagte ihn überall hinweg, wo sie zu tun hatte. Auch hätte sie ihm längst gern den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um drei Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zu der Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnungen gestellt hatte, gar zu nötig.

Gockel brachte meistens den ganzen Tag auf der Jagd zu und kehrte abends, wenn er in der umliegenden Gegend seine Beute gegen Brot, Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse vertauscht hatte, zu den Seinigen zurück. Da kam ihm dann gewöhnlich der alte Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln, krähte und gackerte allerlei, als wollte er Hinkel und Gackeleia verklagen wegen ihrer Nachlässigkeit, und diese verklagten den Hahn wieder, und es ging ein strenges Nachforschen Gockels über alles an, wo dann Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, so daß sie dem Alektryo immer feindseliger wurden. Das alles währte so fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen sie brütend saß. Auf diese Brut setzte Gockel alle seine Hoffnung für die Zukunft und zürnte drum so gewaltig auf Frau Hinkel, als sie die Vorsprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schlosse aufgenommen gewesen wären. Darüber Gockel ihr einen so derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über seine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen sollten, eilte er nach einer nah gelegenen Stadt, Hirse zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl sowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia recht sehr, auf die brütende Gallina achtzuhaben, damit ihr ja niemals etwas mangle. Er ging schon um Mitternacht weg, weil er einen weiten Weg vor sich hatte. Frau Hinkel aber dachte nun einmal recht auszuschlafen und nahte sich dem Hahn Alektryo, der noch auf seiner Stange schlafend saß, ergriff ihn und steckte ihn in einen dunklen Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und sie mit seinem Krähen nicht erwecken möge, worauf sie sich wieder niederlegte und wie eine Ratze zu schlafen begann. Das Töchterlein Gackeleia aber schlief gar nicht lang, denn sie hatte sich lange darauf gefreut, wenn der Vater Gockel einmal länger abwesend sein würde, um sich ein Vergnügen zu machen, das sie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schlosses eine Katze mit sieben Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon gesagt, weil diese immer sehr gegen die Katzen sprachen. Gackeleia aber konnte sich nie satt mit den artigen Kätzchen spielen und brachte alle ihre Freistunden bei denselben zu.

Heute stand sie nun in aller Frühe leise neben der schlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo sie nicht verraten könne; denn sie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack gesteckt. Als sie aber an dem Neste der brütenden Gallina vorüberging, hatte sie eine wunderbare Freude; denn siehe da, alle die Eier waren kleine Hühnchen geworden und piepten um die Henne herum und drängten sich unter ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor. Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, sie wollte es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich ebensosehr als sie selbst über die schönen Hühnchen freuen.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegenkam und um sie herumzuschnurren begann und die kleinen Kätzchen alle hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurimuri, Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes ist nicht größer als eine Maus.“ Als die Katze das hörte, war sie so begierig, die

Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht mauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben."

Gleich lief nun Schurimuri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die Türe auf. Da konnte sich aber Schurimuri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren ebenso schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Wehgeschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich nebst ihren Jungen bald mit ihrer Beute davonmachte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sacke. Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie umfaßte die Kniee der Mutter und schrie immer: „Ach, der Vater, der Vater, ach, was wird der Vater Gockel sagen! Ach, er wird mich umbringen! Mutter, liebe Mutter, hilf der armen Gackeleia!" Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels; denn sie hatte dem Kinde die Katzen verbergen helfen und hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wollte den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden. Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „Komm, Gackeleia, wir wollen dem Vater nacheilen und ihm Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen", und so eilten sie nun beide, den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch in einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank! Ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne junge Hühnchen ausgebrütet." „Ach!" schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber —" „Und alle waren bunt und hatten Büsche auf dem Kopf", unterbrach sie der freudige Gockel.

— „Ach!“ schrie Gackeleia, „ach ja, aber — aber —“ „Was aber?“ sagte Gockel, „was aber weint ihr? Dreißig Hühner, wenn jedes wieder dreißig Eier legt, macht aufs Jahr neunhundert Hühner und immer so fort entsetzlich viel Hühner.“ Da sagte Hinkel: „O du Unglück über Unglück! Alektryo, dein sauberer Haushahn, hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da habe ich ihn in den Sack gesteckt; da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen!“ Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahn vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen. „Ach!“ rief er aus, „nun gebe ich alles verloren; das Glück weichet von meinem Stammhaus, alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hochgeachtet haben. O, hätte ich ihn doch den drei jüdischen Naturphilosophen gestern für den Geißbock und die Ziege verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt!“ Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut habe verkaufen können, machte sie dem Gockel bittre Vorwürfe, der noch immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentnen Adelsbrief aus dem Busen zog und zu seiner Frau sagte: „Hinkel, sieh, was mich immer gezwungen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der buchsbaumenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familienwappen in Wachs abgebildet ist, steht folgender Spruch, der alle meine Vorfahren und auch mich bewogen, von dem Geschlecht des Alektryo unser Glück zu erwarten.“ Und nun las er den Spruch, der auf der Kapsel eingeschnitten stand:

Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank,
Hals ab,
Kropf auf,
Stein kauf,
Brot gab.

Als er kaum die letzten Worte gesprochen, traten die drei Juden, die ihm gestern den Hahn abkaufen wollten, aus dem Gebüsch und sprachen: „Was befehlen der Herr Graf Gockel von Hanau von uns?“ „Wieso!“ sagte Gockel unwillig, „was soll ich begehren?“ „Der Herr Graf haben

uns doch mit Namen gerufen," sagten die Juden alle drei, „denn haben Sie doch Halsab, Kropfauf, Steinkauf gesprochen, und dies sind unsre drei Namen; vielleicht wollen Sie Ihr Wappen auf ein Petschaft stechen lassen, denn wir sind auch Petschierstecher und sehen, daß Sie Ihr Wappen in den Händen haben." „Ach!" sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten; denn der Hahn Alektryo, der drauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen," und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück. „Sehen der Herr Graf," sagten die drei philosophischen Petschierstecher, „wie gut wir es mit Ihnen gemeint, da wir Ihnen den Hahn abkaufen wollten? Haben wir nicht gesagt, Sie würden ihn nächstens vielleicht gern loswerden, wenn ihn nur noch jemand wolle?" — „Wieso, gut gemeint?" sagte Gockel, „wie konntet ihr denn wissen, daß mich der Hahn in solches Leid versetzen würde?" Da erwiderte der eine Jude: „Dies Leid steht ja hell und klar auf der buchsbaumenen Kapsel, unsere Voreltern haben ja selbst dieses Siegel verfertigt und deswegen ihre drei Namen Kopfab, Kropfauf, Steinkauf unter die alte Unglücksprophezeiung geschnitten. Da wir nun hörten, daß der Herr Graf wirklich in Armut geraten ist, wollten wir demselben den Hahn abkaufen, weiteres Unglück von Ihnen abzuwenden, weil Ihre Vorfahren den unsern durch die Verfertigung des Wappens Brot gaben, weswegen auch Brotgab unter die Namen geschrieben wurde." „Das ist wunderbar," erwiderte Gockel, „aber ich sehe in dem Wappenspruch gar keine Unglücksprophezeiung, sondern grad das Gegenteil. Steht nicht in den Worten

Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank,

ganz deutlich ausgesprochen, daß der Hahn selbst für Undank dem Geschlecht der Gockel Glücke bringen werde?"

„Ja," sagte da der zweite Jude, „der Spruch ist wie alle solche Sprüche geheimnisvoll gestellt; wir aber als Petschierstecher müssen dergleichen besser verstehn; es kommt hier nur auf ein paar Strichlein zuviel oder zuwenig an. Sehen der Herr Graf: ein Strichlein über dem ü im Glücke ist zuviel von unsern Vätern hineingeschnitten, und der Spruch heißet eigentlich:

Dem Gockel Hahn
Bringt Glucke selbst
Um, Undank!

Nämlich: der Hahn bringt dem Gockel die Glucke selbst um, o Undank! Und daß dies so heißt, bezeugt die Tatsache, daß der undankbare Hahn auch wirklich die brütende Glucke mitsamt den Küchlein umgebracht."

Durch diese Auslegung war Gockel ganz von der Rede der Juden und seinem Unglück überzeugt. Er bat die Juden, ihm doch den Bock und die Ziege jetzt für den Hahn zu geben, aber das wollten sie nicht mehr und sprachen: „Was soll uns der Hahn? Er ist ein Unglückshahn, er kann uns ein Leid antun, wer wird einen Unglückshahn essen? Und bleibt er leben, er könnte einem ein Unglück ankrähen. Aber lassen ihn der Graf einmal sehen, man kauft keine Katze im Sack, viel weniger einen Hahn!"

Da zog der Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „O Alektryo, Alektryo, welches Leid hast du mir getan!" Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig. Als ihm der eine Jude an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wütend, alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Jude zurückwich und Gockel den Hahn kaum halten konnte! „Schau eins!" sagten die Juden, „das wilde Ungeheuer, es will die Leute fressen, das tut das böse Gewissen. Wer wird ihn kaufen?" Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten ihm endlich die Juden: „Wenn Ihr uns den Hahn nach Hause tragen wollt, so wollen wir Euch neun Ellen Zopfband für ihn geben, daß Ihr auch einen schönen langen Zopf binden könnt, wie sich's einem Grafen gebührt"; und Gockel willigte endlich ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dies still mit angehört und gingen mit schwerem Gewissen nach Haus; denn sie wußten wohl, daß die Juden die Unwahrheit sagten.

Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den drei philosophischen Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen die Juden dicht um ihn, weil der Hahn aber dann immer nach ihnen biß und schrie, sagten sie dem Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen her zu gehen. Gockel hörte, wie immer die drei Juden zueinander sagten: „Kropfauf, Steinkauf, Halsab", und wie sie dann miteinander zankten und immer einer zum andern schrie: „Nein, ich Steinkauf, nein, du Kropfauf, nein, du Halsab", und als Gockel sie fragte, warum sie immer ihre Namen nennend zankten, sagten sie: „Ei, es will keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Tier

ist; wenn du ihn uns gleich schlachten willst, so wollen wir dir seinen Kamm, seine Füße und Sporen und seinen Schwanz geben, die kannst du auf deine Mütze setzen zum ewigen Andenken. Drehe ihm unterm Tragen den Hals ganz leise um!" „Gut", sagte Gockel und faßte den guten Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas sehr Hartes in seinem Kropfe, und der Hahn bewegte sich so heftig dabei, daß die Juden sich sehr fürchteten und zu Gockel sprachen: „Gehe ein wenig weiter hinter uns her!" Das tat Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder und machte sich allerlei Gedanken, was es doch nur sein könnte. Da sagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel, bitt dich drum,
Dreh mir nicht den Hals herum,
Köpf mich mit dem Grafenschwert,
Wie es eines Ritters wert!
Graf Gockel, o bittre Schmach!
Trägt den Juden Hahnen nach."

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung starr stehen, als er den Alektryo reden hörte; aber er besann sich bald eines andern und wollte den Juden nicht mehr den köstlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen und rief den Juden zu, links in das Gebüsch zu treten, jetzt wolle er das grausame Ungeheuer töten. Die Juden sprangen in das Gebüsch, aber da war eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte sie selbst begraben, und plumps! fielen alle drei naturphilosophischen Petschierstecher hinein und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen. Aber der gab keine Antwort und schlich sich in die Nähe der Grube, um zu hören, was die alten Petschierstecher vorbringen würden.

„Ach!" schrie der eine, „da haben wir es: wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; alle Mühe und Arbeit und der köstliche Zauberstein in des Hahnes Kropf ist verloren für uns. Der Gockel muß es gemerkt haben, daß Halsab, Kropfauf, Steinkauf, Brotgab nicht unsre Namen sind, und daß dieser Spruch nichts anders heißt, als man müsse dem Hahn den Hals ab- und den Kopf aufschneiden, um den köstlichen Stein aus demselben zu erhalten, der einem nicht nur Brot gibt, sondern alles, was man von ihm begehrt, Jugend, Reichtum, Glück und alle Güter der Welt." Da schrie der andre: „O wehe uns, daß wir jemals etwas von dem Steine in dem Hals des Hahnen erfahren haben! O hätten unsre

Väter doch niemals in dem alten Gockelschloß nach Schätzen gegraben und dort das ganze Geheimnis auf dem alten Steine eingehauen gelesen, so hätten wir Ruhe gehabt; jetzt schwebt uns der Stein immer vor Augen, mit dem wir all unser Glück verloren haben." Nun schrie der dritte Petschierstecher: „Unglück über Unglück! Alle Mühe und Arbeit verloren! Wie lange haben wir dem König von Gelnhausen zugesetzt, wieviel Geld haben wir an seine Minister bezahlt, bis sie den Gockel vertrieben und in Armut gebracht, damit wir ihm den Hahn leicht abkaufen könnten! Haben unsre Eltern doch allein das Petschierstechen gelernt, um das Wappen des alten Gockels in die Hände zu kriegen und den Spruch auf der Kapsel zu lesen; wieviel Arbeit und Kopfbrechens hat uns die Naturphilosophie nicht gekostet, um den Spruch ganz zu verstehen! Alles, alles ist verloren, und Gockel wird uns dazu noch auslachen, daß wir in dem Loche sitzen! Wenn wir nur aus dem Loche wären! Und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren sieben Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina mitsamt der Brut fressen sollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? Ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr den Pelz doch abziehen können und sie als einen Hasen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können! Ich will mein Geld für die Katze!" Über dies Geschrei mußte Gockel lachen; da glaubte der eine Petschierstecher, einer seiner Gesellen habe ihn ausgelacht, und schlug nach ihm; der schrie und sagte, der andre sei es gewesen; da schlug dieser nach ihm, und daraus entstand eine allgemeine Prügelei unter den dreien, worüber Gockel mit seinem Hahn Alektryo die Grube verließ und nach seinem Schlosse in tiefen Gedanken zurückging.

Er hatte gar vieles erfahren, die Lüge der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia, die Anwesenheit einer alten Schrift auf Stein in seinem Schloß, das Geheimnis von dem Zauberstein in des Hahnen Kropf und die ganze Betrügerei der naturphilosophischen Petschierstecher. Alles dieses machte ihn gar tiefsinnig und betrübt; er drückte den edlen Hahn Alektryo ein Mal um das andre an sein Herz und sagte zu ihm: „Nein, du geliebter, ehrwürdiger, kostbarer Alektryo, und wenn du den Stein der Weisen und Salomons Petschaft in deinem Kropf hättest, du sollst darum durch meine Hand nicht sterben, und ehe Gockel nicht verhungert, sollst du auch nicht umkommen." Nach diesen Worten wollte er dem Alektryo ein bißchen Brot geben, der schüttelte aber den Kopf und sprach gar traurig:

„Alektryo ist in großer Not,
Gallina tot, dreißig Hühnchen tot,
Alektryo will mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es ein edler Ritter wert.
Nur eine Bitte sei gewährt:
Will haben ein ehrlich Halsgericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und der Katze das Stäblein bricht.
Alektryo ist ein armer Tropf,
Schneid du ihm ab den edlen Kopf
Und nimm den Stein ihm aus dem Kropf!"

„O Alektryo," sprach Gockel mit Tränen, „ein schreckliches Gericht soll über die Katze ergehen, deine verstorbene Gallina und deine dreißig Jungen sollen gerächt werden, und was noch von ihnen übrig ist, soll in einem ehrlichen Grabe bestattet werden; aber du, du mußt bei mir bleiben." Der Hahn aber wiederholte immer die nämlichen Worte, daß er in jedem Falle sterben wollte, und wenn Gockel ihn nicht schlachten wollte, so werde er sich zu Tode hungern; Gockel werde schon auf dem alten Stein alles beschrieben finden und dann kurzen Prozeß machen. Kurz, er blieb immer bei seiner Meinung und begehrte, daß Gockel ihm den Kopf mit dem Grafenschwert abhauen solle.

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Haus kam, und Frau Hinkel und die kleine Gackeleia schliefen schon; denn sie erwarteten den Gockel heute nicht zurück, weil sie glaubten, er sei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerst schlich sich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderische Katze mit ihren Jungen lag; Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff sie alle zusammen und steckte sie in denselben Sack, in welchem der arme Alektryo gefangengelegen hatte.

Ach, wie trauerte der arme Gockel und Alektryo, als sie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Nest der Katze herumliegen sahen! Sie weinten bittre Tränen miteinander, und Alektryo trug, mit seinem Schnabel herumsuchend, alle die Beinchen und Federn der Gallina und ihrer Jungen auf einen Haufen.

Nun führte der Hahn den alten Gockel in die wüste Schloßkapelle und begann vor dem Altar heftig mit den Füßen in der Erde zu scharren. Gockel verstand ihn und fing an diesem Orte zu graben an. Da entdeckte

er einen großen Marmorstein, auf welchem geschrieben stand, daß vor langen Zeiten ein Vorfahre Gockels von Hanau den Edelstein aus dem Ringe Salomonis besessen habe; als aber die Feinde das Schloß verwüstet hätten, habe der Hahn, welcher immer bei der Familie ernährt werde, den kostbaren Stein verschluckt, damit ihn die Feinde nicht eroberten. Der fromme Gockel aber habe darum den Hahn nicht schlachten wollen, weil es ein heiliges Gesetz sei bei der Familie, den Hahnen nie zu ermorden, bis er selbst den Tod begehre.

Als Gockel diese Schrift gelesen, sagte er zu Alektryo: „Da kannst du selbst lesen, lieber Alektryo, daß ich dich nicht umbringen darf; aber sage, wie ist denn der edle Zauberstein an dich gekommen?" Da erwiderte ihm Alektryo:

„Urgroßvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Großvater ein;
Großvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Herr Vater ein;
Herr Vater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn ich, der Alektryo, ein;
Alektryo sterbend speit aus den Stein,
Da kehrt er zu Gockel, dem Herren sein.
Gallina tot und Küchelchen tot,
Alektryo frißt mehr kein Brot,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es eines edlen Ritters wert.
Die Prophezeiung auf deinem Siegel steht,
Ist aus, an mir in Erfüllung geht."

„Wohlan," sagte Gockel, „so will ich dann morgen früh allhier ein strenges Halsgericht halten, und soll dir eine strenge Genugtuung für den Tod der Gallina und deiner Jungen gegeben werden. Dann aber will ich an dir tuen, was du begehrst." Nun setzte sich Gockel auf die Stufen des Altars, um noch ein wenig zu schlummern, Alektryo aber trug alle Gebeine und Federn der Gallina und ihrer Jungen in die Kapelle und legte aus den Gebeinen einen kleinen Scheiterhaufen auf dem ausgegrabenen Steine zusammen und stopfte die Federn alle in die Mitte desselben.

Als aber der Morgen zu grauen begann, flog der Alektryo auf die höchste Mauer des Schlosses und krähte dreimal so laut und heftig in die Luft hinein, daß sein Ruf wie der Schall einer Gerichtstrompete von allen

Wänden widerschallte und alle Vögel erwachten und die Köpfe aus dem Nest steckten, um zu hören, was er verkünde. Und da sie hörten, daß er sie zu Recht und Gericht gegen die mörderische Katze vor den Rauhgrafen Gockel von Hanau rief, fingen sie gewaltig an, mit tausend Stimmen ihre Freude über diesen Ruf zu verkünden. Sie machten sich alle auf, schüttelten sich die Federn und putzten sich die Schnäbel, um ihre Klagen vorzubringen, und flogen alle in den Raum der Kapelle, wo sie sich hübsch ordentlich in Reih und Glied in die leeren Fenster, auf die Spitzen der zerbrochenen Säulen und auf die Mauervorsprünge und auf die hie und da drin wachsenden Büsche setzten und die Eröffnung des Gerichts erwarteten.

Als die Vögel alle versammelt waren, trat Alektryo vor die Stalltüre, worin Hinkel und Gackeleia noch schliefen, und indem er gedachte, daß hier der Mord an der frommen Gallina geschehen, krähte er mit solchem Zorne in den Stall hinein und schlug dermaßen mit den Flügeln dazu, daß Frau Hinkel und Gackeleia mit einem gewaltigen Schrecken erwachten und beide zusammen ausriefen: „O weh! O weh! Da ist der abscheuliche Alektryo schon wieder; er ist gewiß dem Vater im Walde entwischt, wir müssen ihn nur gleich fangen." Nun sprangen sie beide auf und verfolgten den Alektryo, mit ihren Schürzen wehend; er aber lief spornstreichs in die Kapelle hinein, und wie erschraken Hinkel und Gackeleia, als sie daselbst auf den Stufen des Altars den Gockel mit finsterm Angesicht, das große, rostige Grafenschwert in der Hand haltend, sitzen sahen! Sie wollten ihn eben fragen, wie er wieder hierher gekommen sei, aber er gebot ihnen zu schweigen, und wies ihnen mit einer so finstern Miene einen Ort an, wo sie ruhig stehenbleiben sollten, bis sie vor Gericht gerufen würden, daß sie sich verwundert einander ansahen.

Der Hahn Alektryo ging immer sehr traurig und in schweren Gedanken mit gesenktem Kopfe vor Gockel auf und ab wie ein Mann, der in traurigen Umständen sehr tiefsinnige, verwickelte Dinge überlegt. Ja, er sah ordentlich aus, als lege er die Hände auf den Rücken. Auch Gockel sah einige Minuten still vor sich hin, und alle Vögel rührten sich nicht. Nun stand Gockel auf und hieb mit seinem Grafenschwert majestätisch nach allen vier Winden mit dem Ausruf:

„Ich pflege und hege ein rechtes Gericht,
Wo Gockel von Hanau das Urteil spricht
Und über den Mörder den Stab zerbricht."

Nach diesen Worten flog Alektryo auf die Schulter Gockels und krähte dreimal sehr durchdringlich. Frau Hinkel wußte gar nicht, was dies alles bedeuten sollte, und schrie in großen Ängsten aus: „O Gockel, mein lieber Mann, was machst du? Ach, ich Unglückliche, er ist närrisch geworden." Da winkte ihr Gockel nochmals, zu schweigen, und sprach:

„Wer kömmt zu Rüge, wer kömmt zu Recht?"

Da trat Alektryo hervor und sprach mit gebeugtem Haupt:

„Alektryo klagt, dein Edelknecht!"

Ach, wie fuhr das der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia durch das Gewissen, als sie hörten, daß der Hahn reden konnte; sie zitterten, daß nun alles gewiß herauskommen würde. Da sprach Gockel:

„Alektryo, was ward dir getan?"

Da trat Alektryo zu den Gebeinen der Gallina und sprach:

„Ach, Herr, schau diese Gebeinlein an!
Das war mein Weib und meine Brut,
Die Katze zerriß sie und trank ihr Blut.
Des schrei ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig herrjemine!"

Bei diesen Worten krähte er wieder gar betrübt, und Gockel sagte:

„Alektryo, du mein edler Hahn,
Ich hörte, du hättest es selbst getan.
Nun bringe du mir auch Zeugen bei,
Daß deine Klage wahrhaftig sei!"

Da antwortete Alektryo:

„Weil ich die Faulen zu früh erweckt,
Ward vor Tag in den Sack gesteckt;
Ich hab nur gehört, hab nicht gesehn,
Wie das grausam Unglück geschehn.
Aber ich bitte alle die lieben Vögelein,
Sie sollen meine treuen Zeugen sein."

Nach diesen Worten fingen alle die Vögel an, so gewaltig durcheinander zu zwitschern, zu schnarren und zu klappern, daß Gockel sprach:

„Halt ein, hübsch still, macht kein Geschrei!
Ich will euch vernehmen nun nach der Reih.
Zuerst Frau Schwalbe, die früh aufsteht,
Mein Zeugenruf an dich ergeht."

Da flog die Schwalbe heran und sprach:

„Es ist wirklich, gewiß, sicherlich geschehn,
Ich will's immer und ewig nimmermehr wieder sehn,
Wie die wilde Kätzin und ihre Kätzchen
Sprengten mit zierlichen Sprüngen und Sätzchen
Und rissen ripps, rapps die Küchlein und ihr Mütterlein treu
Gripps, grapps in viele, viele klein winzige Fetzen entzwei.
Ich blieb drüber im Schrecken
Schier im zierlichsten Gezwitscher stecken.
Ich bin im Begriffe gewesen,
Meinen Kindern, wie üblich, ein Kapitel aus der Bibel
Von Tobiä Schwälblein explizierend zu lesen,
Da geschah das himmelschreiende, grimmige Übel.
Als ich, wie's schicklich ist, mit witziger List meine Geschichte
Und Hirngespinste, die figürlichen, manierlichen Traumgedichte,
Meinen Kindern so ziemlich klimperklärlich im Schimmer
Des glitzernden Frühlichts rezitierte, ist, was ich nimmer
Sehen will, geschehen, die verzweifelte, verzweifelte Misse —
Misse — Missetat. Sieh, es ist die liebe, fleißige, emsige,
Pickende, kritzende, kratzende Gickel, Gackel, Gallina nicht mehr
Das liebe, zierliche, von weißen Weidenzweigen gewickelte,
Gezwickelte, von piependen, pickenden, trippelnden Kügelchen
Wimmelnde Nest ist zerrissen und lee, lee, lee, leer.
Ach, ich will mit denen, die drum wissen, das böse Gewissen
Teilen für immer und ewiglich nimmer und nimmer me, me, me, mehr."

Nach dieser sehr beweglichen Aussage der kleinen Schwalbe krähte Alektryo wieder

„So kräh ich dann weh! und aber weh!
Und immer und ewig herrjemine!"

Bei dem Krähen aber ward der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia fast zumute wie dem heiligen Petrus, als der Hahn krähte, da er den lieben Herrn Jesus verleugnet hatte. Gockel sprach nun:

„Hab Dank, Frau Schwalbe, tritt von dem Plan,
Nun komme, Rotkehlchen, und zeuge an!"

Da flog das liebe kleine Rotkehlchen auf einen wilden Rosenstrauch in der Nähe des Altars und sagte:

„Auf des höchsten Giebels Spitze
Sang im ersten Sonnenblitze

Ich mein Morgenliedlein fromm,
Pries den lieben Tag willkomm.
Bei mir saß, gar freundlich lächelnd,
Sich im Morgenlüftchen fächelnd,
Der erwachte Sonnenstrahl;
Unten lag die Nacht im Tal.
Unten zwischen finstern Mauern
Sah ich Katzenaugen lauern,
Und ich dankte Gott vertraut,
Daß ich hoch mein Nest gebaut.
Nun sah ich die Katze schleichen,
Mit den Jungen unten streichen
In den Stall und hört' Geschrei,
Wußt' bald, was geschehen sei.
Denn sie und die Jungen alle
Sprangen blutig aus dem Stalle,
Trugen Hühnchen in dem Maul
Und zerrissen sie nicht faul.
Ach, da war ich sehr erschrecket,
Hab die Flügel ausgestrecket,
Flog ins Nest und deckt' in Ruh
Meine lieben Jungen zu.
Ja, ich muß es eingestehen,
Hab den bösen Mord gesehen,
Und mein kleines Mutterherz
Brach mir schier vor Leid und Schmerz!"

Nach diesen Worten krähte Alektryo wieder:

„So krähe ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig herjemine!"

Nun hörte Gockel noch viele andre Vögel als Zeugen ab, und alle, vom Storch bis zur Grasmücke erzählten, wie sie den Mord durch die Katze gesehen.

Als aber Gockel nun sich zu Frau Hinkel und zu Gackeleia wendete und sie beide fragte, wie sie das hätten können geschehen lassen, da die Gallina doch dicht neben ihrem Ruhebett gebrütet habe, und warum sie gelogen und alles auf den edlen Alektryo geschoben hätten, sanken beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bittern Tränen und versprachen, es niemals wiederzutun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat

den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen. Der gute Hahn aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel aber sagte: „Deine Strafe, Frau Hinkel, soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Angedenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katzen heimlich sich zum Spiele erzogen und durch diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie mit einer Puppe spielen dürfen."

Ach, da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an! Gockel aber befahl dem Hahn, den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würden. Da schrie der Hahn und alle Vögel: „Das ist die Eule, die große alte Eule, die dort drauß in der hohlen, dürren Eiche mit ihren Jungen sitzt." Und sogleich ward die Eule gerufen. Als sie ernsthaft und finster, wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern verlassenes Tier, mit ihren Jungen zu der Kapelle mit schweren Flügeln hereinrasselte und mit dem Schnabel knappte und hu hu schrie und die Augen verdrehte, flohen die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel; Gackeleia verkroch sich schreiend hinter der Schürze ihrer Mutter, welche sich selbst die Augen zuhielt.

Gockel aber legte den Sack, worin die böse Katze mit ihren Jungen stak, in die Mitte der Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin und sprach:

„Ich komme, zu richten und zu rechten
Mit meinen drei Söhnen und Knechten.
Nun höre, du Katz, armer Sünder,
Nun höret, ihr Katzenkinder,
Die ihr seid arme Sünderlein:
Ein Exempel muß statuieret sein.
Nun, Hackaug, Blutklau und Brichdasgnick,
Meine Söhne, macht euer Meisterstück!"

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten; aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und ihr Geschäft zu Haus zu verrichten, was sie auch taten.

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun mit dem Grafenschwert den Kopf abschlagen, sich den Zauberstein aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann

mit den Gebeinen der Gallina und ihrer Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren des Alektryo zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein. Er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen. Dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krähte zum letztenmal mit lauter Stimme, und unterdem schwang Gockel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alektryo mittendurch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel und der tote Hahn daneben.

Alle Anwesenden weinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina, und alle Vögel brachten dürre Reiser und legten sie drum her. Da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldnes Wölkchen durch die Luft davonschweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmütige Seele des verstorbenen Alektryo und des edlen Hahnengeschlechts überhaupt; unter anderm aber sprach er:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgne Herz des Menschen? Wer gibt dem Hahnen Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlaf erweckt, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts! O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Andächtigen wecket er zum Gebet, und den Gelehrten rufet er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geschrei ermutiget das Herz des Kranken. Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte geht wohl, der Löwe, mächtig unter den Tieren, er fürchtet niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich keiner erheben darf — aber dennoch fürchtet der Löwe, der niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und

suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Tier so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Türme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch steht des Hahnen Bild auf dem Deckel des Abcbuches, die Schüler zu mahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger, wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt; um Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist geziert mit Busch und roter Helmdecke, und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse; stark ist seine Brust wie ein Harnisch im Streit, und sein Fuß ist bespornt. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben, und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn; schreitet er durch ein Tor, wo ein Reiter hindurchkönnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen, denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebet der Hahn seine Familie! Dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: Bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herz nicht, die süßen Triebe mitzufühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht. Stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu tun. O welch ein erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Äskulap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kabbalisten

verdenken, daß sie sich Alektryos bemächtigen wollten, da sie an die Seelenwanderung glaubten, und der Hahn des Micyllus sich seinem Herrn selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die inkognito krähte? Ja, wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte!" usw.

Diese schöne Leichenrede ward sehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen; auch alle Vögelein waren sehr gerührt und weinten stille mit. Den ganzen übrigen Tag weinte Frau Hinkel und Gackeleia noch und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und des Alektryo schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönste Ermahnung, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, dachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Zauberstein aus des Hahnen Kropf zu versuchen. Er nahm daher den Stein aus seiner Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mach mich und Frau Hinkel jung!
Trag uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß!
Gib uns Knecht und Magd und Roß,
Gib uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld!
Füll uns Küch und Keller auch,
Wie's bei großen Herren Brauch!
Gib uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach uns reich und herrlich ganz!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach's recht schön, ich bitt dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öftern Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es träte ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm auf-

schlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Hausgeräte, Wagen, Pferde und andere dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich die schönsten heraussuchen mußte. Gockel tat dies mit großem Fleiß und träumte alles so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchgeblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte. Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traum, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen. Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstall über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber, sich auf seinem Lager wendend, bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistere, sondern daß er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „O jemine! was ist das?" In demselben Augenblick rief Frau Hinkel dasselbe, und beide riefen: „Wer ist hier?" und beide riefen: „Ich bin's, Gockel! Ich bin's, Hinkel!" Aber sie wollten's beide nicht glauben, daß sie es wären. Es hatte ihnen beiden dasselbe geträumt, und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten, aber sie fanden gegenseitig ihre Stimme so verändert, daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten.

„Gockel," flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahr alt." „Ach, ich weiß nicht," sagte Gockel, aber ich möchte eine Wette anstellen, daß ich nicht über fünfundzwanzig alt bin." „Aber sage nur, wie kommen wir auf die seidnen Betten?" sagte Frau Hinkel. „So weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Fasanenminister in Gelnhausen warst; und die himmlischen Wohlgerüche umher! Aber ach, was ist das? Der Trauring, der mir immer so lose am Finger hing, daß ich ihn oft nachts im Bettstroh verloren, sitzt mir jetzt so fest, daß ich ihn kaum drehen kann, ich bin gar nicht mehr mager." Diese letzten Worte erinnerten den Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach, das mag alles von meinem gestrigen Wunsch herkommen." Da hörte er auf einem Rosse im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Tür gehn, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn jemand mit einer Laterne nachts über den Hof geht. Er und Hinkel sprangen auf, aber sie fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr

auf der ebenen Erde, sondern auf hohen Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerstalls, an der Stroh und eine alte Hühnerleiter lag, sondern prächtige gemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Silber- und Goldgefäße beleuchtet. Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stürzten sich in die Arme und weinten vor Freude wie die Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum erstenmal gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster hereinfiel. Mit verschlungenen Armen liefen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von der Laterne eines Kutschers mit einer reichen Livree herkam, der in einem großen, geräumigen Hof stand, Haber siebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „Ach Gockel, ach Hinkel, wie jung und schön bist du geworden!"

Da sprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gesprochen; der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen," und da erzählte er der Frau Hinkel alles von dem Ring und zeigte ihr ihn, und ihre Freude war unaussprechlich. Nun liefen sie an ein anderes Fenster und sahen in einen wunderschönen Garten; ein wunderlieblicher Blumenduft strömte ihnen entgegen, die herrlichsten Springbrunnen plätscherten im Mondschein, und die Nachtigallen sangen ganz unvergleichlich dazu.

Nun liefen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus. „Wir sind in Gelnhausen, da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben, oh! zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt, horch, der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es. Ach, was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kömmt und auf einmal unsern gräflichen Palast sieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hofherrn und Hofdamen, die uns so spöttisch nachsahen, da wir ins Elend gingen, was werden sie gedemütigt sein durch unsern Glanz! O Gockel, lieber Gockel, was bist du für ein allerliebster Mann mit deinem Ringe Salomonis!" und da fielen sie sich wieder um den Hals.

Der Tag brach aber an, und sie sahen verwundert den Glanz ihres

prächtigen Schlafgemachs und ihrer schönen, atlassenen, himmelblauen Schlafröcke und ihrer goldenen Nachtmützen. Nun erinnerten sie sich in ihrer Freude erst an Gackeleia, ihr liebes Töchterlein, und eilten nach einem wunderschönen Bettchen, rissen die rotsamtnen, goldgestickten Vorhänge hinweg: da lag Gackeleia, schön wie ein Engel, ach, viel schöner, als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Tränen: „Wach, wach auf, Gackeleia! Ach, alle Freude ist um uns her! Ach, Gackeleia, sieh alle die schönen Sachen an!" Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wiedererkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren Eltern. Ja, alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufriedenstellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit alle der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater Gockel zurück!" Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?" „Gackeleia bin ich," erwiderte das Kind. „So," sagte Gockel, „du bist Gackeleia? Aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer, grober Leinwand an; wie kömmt dann Gackeleia in das schöne buntgeblümte, seidne Schlafröckchen?" „Ach, das weiß ich nicht," antwortete Gackeleia, „aber ich bin doch ganz gewiß Gackeleia, ach, ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich noch so sehr, ich habe gestern gar viel geweint; ich habe großes Unglück angestellt, ich habe die Katze ans Nest der Gallina geführt, ich bin schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht, ach, ich bin gewiß die böse Gackeleia!" Dabei weinte sie und fuhr fort: „O, du bist Gockel nicht, der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den roten Wangen bist Gockel nicht, du bist auch die Mutter Hinkel nicht, du bist ja so geschmeidig und schlank wie ein Reh; die Mutter Hinkel ist ganz breit. Ich will fort ins alte Schloß! ihr habt mich gestohlen!" Und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er dem Kinde sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin!" Da guckte Gackeleia ihn scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leise:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig

Dem ganz alten Gockel ähnlich,
Mach mich wieder wie gewöhnlich!"

Und wie er am Ringe drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „Ach Herr, ja, ja, fast wie der Vater!" Und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „Ach ja, du bist's, du bist's, liebes, gutes, altes Väterchen! Aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht!" Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber der machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „Halt ein, Gockel, nein, das ist doch ganz abscheulich, einen so herunterzubringen; nein, das ist zu arg, so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen, du machst mich viel älter, als ich war!" Und nun begann sie zu weinen und zu zanken und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen, aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie und rief ein Mal über das andre aus: „Ach Mutter, liebe Mutter, du bist's, du bist's, ganz gewiß!" Da sagte Frau Hinkel: „Nun, meinethalben!" und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber sprach: „Ei, ei, Frau Hinkel, ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärst; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen. Sieh, wenn du nun nicht fein ordentlich und fleißig bist oder brummst oder bist neugierig, da drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt." Da sagte Frau Hinkel: „Tue, was du willst, ich habe es nicht gern getan, es hat mich nur so überrascht." Da umarmte sie Gockel und drehte den Ring wieder, und sie wurden beide wieder jung und schön. So erfuhr auch Gackeleia das Geheimnis mit dem Ringe, und Gockel schärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst würde er ihnen gestohlen werden, und dann würden sie um all ihr jetziges Glück kommen und wieder in das Elend nach dem alten Schlosse ziehen müssen. „Jetzt aber," fuhr Gockel fort, „wollen wir vor allem Gott herzlich danken für unsern neuen Zustand, denn ihm gebührt allein die Ehre." Da knieten sie in die Mitte der Stube und dankten Gott von ganzem Herzen.

Aber unterdessen war der Nachtwächter auf den Markt gekommen und hatte das herrliche Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein entsetzliches Geschrei anfing:

„Hört, ihr Herrn, was will ich euch sagen,
Die Glocke hat vier geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das vom Himmel fiel.
Da steht's vor mir ganz lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit;
Ich schau es an, es kömmt mir vor
Wie der alten Kuh das neue Tor.
Wacht auf, ihr Herrn, und werdet munter,
Schaut an das Wunder über Wunder
Und bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und die Fleischer rieben sich die Augen und rissen die Mäuler sperrangelweit auf und staunten das Schloß an und machten ein entsetzliches Geschrei vor Verwunderung. Gockel und Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang alles an. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „Da ist da, das Schloß kann keiner wegdisputieren, aber ob Leute drin sind, die Fleisch essen, das möcht ich wissen!" „Ja, und Brot und Semmeln und Eierwecke," fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort. Da ging aber auf einmal die Schloßtüre auf, und es trat ein großer, bärtiger Türsteher heraus mit einem großen Kragen, wie ein Wagenrad, und einem breiten, silberbordierten Bandelier über die Brust und weiten, gepufften Hosen und einem Federhut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle auseinander, als er mit ernster, drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt; sie meinten, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber:

„Hört einmal, ihr lieben Bürger von Gelnhausen, es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse Ihrer Hoheit des hochgebornen Rauhgrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen macht! Ihre hochgräfliche Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so

ihr Sie also frühe in der Ruhe stört, und wünsche ich, das nicht wieder zu erfahren; das laßt euch gesagt sein." „Mit Gunst," sagte da der Fleischer und zog seine Mütze höflich ab, „wenn's erlaubt ist, zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehemaligen hiesigen Fasanenminister bewohnt?" „Allerdings," erwiderte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem zwei Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Läufern, zwei Heiducken, zwei Kammerhusaren, zwei Kammermohren, zwei Kammerriesen, zwei Kammerzwergen, zwei Türstehern, wovon ich einer zu sein mir schmeicheln kann, zwei Leibkutschern, sechs Stallknechten, zwei Köchen, sechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, sechs Gärtnerburschen, einem Haushofmeister, einer Haushofmeisterin, einem Kapaunenstopfer, einem Hühnerhofmeister, einem Fasanenmeister und noch aller anderem Gesinde, welche alle zusammen täglich hundert Pfund Rindfleisch, hundert Pfund Kalbfleisch, fünfzig Pfund Hammelfleisch, fünfzig Pfund Schweinefleisch, sechzig Würste und dergleichen essen." „Ach!" schrie da der Metzger und kniete beinah vor dem Schweizer nieder, „ich rekommandiere mich bestens als hochgräflicher Hofmetzger." Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Ärmel mit den Worten: „Ihre hochgräflichen Gnaden und die hochgräfliche Dienerschaft werden doch das viele Fleisch nicht so ohne Brot in den Magen hineinfressen; das könnte ihnen unmöglich gesund sein." „Ei behüte!" sagte der Schweizer, „sie brauchen täglich dreißig große Weißbrote, hundertfünfzig Semmeln, hundert Eierwecke, hundert Bubenschenkel und zweihundertsechsundneunzig Zwiebacke zum Kaffee." „O, so empfehle ich mich bestens zum hochgräflichen Hausbäcker," rief der Bäckermeister. „Wir wollen sehen," sprach der Schweizer, „wer heute gleich das beste Fleisch und die besten Semmeln liefern wird." Da stürzten alle die Bäcker und Fleischer nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glasierten die Eierwecke und rissen die Laden auf und stellten alles heraus, daß es eine Pracht war. Aber dies ging nun auf allen Seiten von Gelnhausen so; alle Krämer und alle Krauthändler kamen, sahen, staunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß sie viel Geld verdienen sollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und sahen alles an; alle die Dienerschaft setzte sich in Bewegung, man kleidete sich

an, man wurde frisiert, man putzte Stiefel und Schuh, man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühstückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloß. Die Bürgerschaft, um ihre Freude zu bezeigen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit ihrem Schutzheiligen und schöner Musik; sie standen alle vor dem Schloß, feuerten ihre rostigen Flinten in die Luft und schrien: „Vivat der Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Komtesse Gackeleia. Vivat hoch! und abermals hoch!" Gockel und Hinkel und Gackeleia standen auf dem Balkon am Fenster und warfen Geld unter das Volk, und der Kellermeister wälzte ein Stückfaß Wein aus dem Keller und schenkte jedem ein, der trinken wollte.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon in seinem schönen Lustschloß Kastellowo, auf deutsch Eierburg, denn das ganze Schloß war von lauter ausgeblasenen Eierschalen errichtet, und in die Wände waren bunte Sterne von Ostereiern hineingemauert. Dieses Schloß war des Königs Lieblingsaufenthalt, denn der ganze Bau war seine Erfindung, und alle diese Eierschalen waren bei seiner eignen Haushaltung ausgeleert worden. Das Dach der Eierburg aber ward in Gestalt einer brütenden Henne wirklich von lauter Hühnerfedern zusammengesetzt, und inwendig waren alle Wände eiergelb ausgeschlagen. Grade der Bau dieses Schlosses war schuld gewesen, daß Gockel einstens aus den Diensten des Königs gegangen war, weil er sich der entsetzlichen Hühner- und Eierverschwendung widersetzte und dadurch den König erbittert hatte. Täglich kam nun der königliche Küchenmeister mit einem Küchenwagen nach Gelnhausen gefahren, um die nötigen Vorräte für den Hofstaat einzukaufen. Wie erstaunte er, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfest vor einem nie gesehenen Palast erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte! Aber sein Erstaunen war bald in einen großen Ärger verwandelt, denn wo er zu einem Bäcker oder Fleischer oder Krämer mit seinem Küchenwagen hinfuhr, um einzukaufen, hieß es überall: „Alles ist schon für Seine hochgräfliche Gnaden Gockels von Hanau gekauft." Da nun der königliche Küchenmeister endlich sich mit Gewalt der nötigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widersetzten sich die Bürger, und es entstand ein Getümmel. Gockel, der die Ursache davon erfuhr, ließ sogleich dem Küchenmeister sagen, er möge ohne Sorge sein, denn er wolle Seine Majestät den König und seine ganze Familie und seine ganze

Dienerschaft allerunterthänigst heute auf einen Löffel Suppe zu sich einladen lassen, und er, der Küchenmeister, möchte nur mit seinem Küchenwagen vor seine Schloßspeisekammer heranfahren, um ein kleines Frühstück für den König mitzunehmen. Der Küchenmeister fuhr nun hinüber, und Gockel ließ ihm den ganzen Küchenwagen mit Kibitzeneiern anfüllen und setzte seine zwei Kammermohren obendrauf, welche den König unterrichten sollten, wie man die Kiebitzeneier mit Anstand esse, denn der König hatte sein Lebtage noch keine gegessen.

Mit höchster Verwunderung hörte König Eifraßius die Geschichte von dem Schloß und dem Gockel von dem Küchenmeister erzählen und ließ sich sogleich einhundert von den Kibitzeneiern hart sieden. Als nun die zwei schwarzen Kammermohren in ihren goldbordierten Röcken mit der silbernen Schüssel voll Salz, in welches die Eier festgestellt waren, hereintraten und mit ihrer schwarzen Farbe so schön gegen den weißen Eierpalast abstachen, hatte König Eifraßius große Freude daran. Er ließ seine Gemahlin Eilegia und seinen Kronprinzen Kronovus berufen zum Frühstück und erzählte ihnen das große Wunder vom Palast und Gockel. „Ach," sagte Kronovus, „da ist wohl die kleine Gackeleia, mit welcher ich sonst spielte, auch wieder dabei?" „Natürlich," sprach Eifraßius, „und wir wollen gleich nach diesem Frühstück hineinfahren und uns den ganzen Spektakel ansehen. Aber seht nur die kuriosen Eier, die er uns zum Frühstück sendet! Grün sind sie mit schwarzen Punkten, man nennt sie Kibitkeneier; sie kommen weit aus Rußland und werden so genannt, weil sie in Kibitken, einer Art von Hühnerstall auf vier Rädern, gefunden oder gelegt oder hierher gefahren werden."

Da sprach der eine Kammermohr: „Ich bitte Euer Majestät um Vergebung, man nennt sie Kiebitzeneier, sie werden vom Kiebitz, einem Vogel gelegt, der ungefähr so groß wie eine Taube und grau wie eine Schnepfe ist und wie eine französische Schildwache beim Eierlegen immer „qui vît" schreit; wenn man dann „Gut Freund!" antwortet, so kann man hingehen und ihm die Eier nehmen, worauf er gleich wieder andre legt."

Den König Eierfraß ärgerte es, daß der Mohr ihn in Eierkenntnissen belehren wollte, und sagte zu ihm: „Halt Er sein Maul! Er versteht nichts davon, sei Er nicht so naseweis!" Darüber erschrak der Mohr wirklich so sehr, daß er ganz weiß um den Schnabel wurde. Der andre Mohr sprach nun: „Der Rauhgraf Gockel hat uns befohlen, Euer Majestät zu zeigen,

wie diese Eier jetzt nach der neusten Mode gegessen zu werden pflegen." „Ich bin begierig," sagte der König, „es zu sehen." Da nahm jeder der Kammermohren eins von den Eiern in die flache linke Hand, und so traten sie sich mit aufgehobener Rechte einander gegenüber und baten den König, eins, zwei, drei zu kommandieren. Das tat Eifraßius, und wie er drei sagte, schlug der eine Mohr dem andern so auf das Ei, daß der gelbe Dotter gar artig auf die schwarze Hand herausfuhr. Dem König gefiel dieses über die Maßen, und sie mußten es ihm bei allen hundert Eiern machen, wofür er ihnen beim Abschied beiden den Orden des Roten Ostereis dritter Klasse zur Belohnung um den Hals hängte.

Nun fuhr der König und seine Gemahlin und der Kronprinz sogleich in Gefolge des ganzen Hofstaats nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßtüre entgegentrat. Die Verwunderung über den Reichtum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel; Kronovus und Gackeleia saßen an einem aparten Tischchen und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Musik war an allen Ecken. Beim Nachtisch tranken Eifraßius und Gockel Brüderschaft und Eilegia und Hinkel Schwesterschaft, und Kronovus und Gackeleia sagten zueinander: „Du bist mein König, und du bist meine Königin." Eifraßius zog dann den Gockel in ein Fenster und hing ihm das Großei des Ordens des Goldnen Ostereis mit zwei Dottern um den Hals und borgte hundert Gulden von ihm. Worauf das Ganze mit einem großen Volksfeste beschlossen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen beinah ein Jahr in einer ganz ungemein irdischen Glückseligkeit zu Gelnhausen, und der König war so gut Freund mit ihm und seiner vortrefflichen Küche und seinem unerschöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn seiner großen Freigebigkeit wegen so lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterscheiden konnte, wer der König von Gelnhausen war, Gockel oder Eifraßius. Auch wurde es unter beiden fest beschlossen, daß einstens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an seiner Seite den Thron von Gelnhausen besteigen sollte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und so kamen auch über diese guten Leute noch manche Schicksale, an die sie gar nicht gedacht hatten.

Alles hatte die kleine Gackeleia in vollem Überfluß, nur keine Puppe;

denn Gockel hielt streng auf dem Verbot, das er über sie bei dem Tode des Alektryo hatte ergehen lassen, sie sollte zur Strafe niemals eine Puppe haben. Wenn sie nun um Weihnachten oder am St. Niklastag alle Mägdlein in Gelnhausen mit schönen neuen Puppen herumziehen sah, war sie gar betrübt und weinte oft im stillen, eine solche Sehnsucht hatte sie nach einer Puppe. Merkte der alte Gockel aber, daß Gackeleia, die er über alles liebte, so traurig war, so tat er ihr alles zuliebe, um sie zu trösten, zeigte ihr die schönsten Bilderbücher, erzählte ihr die wunderbarsten Märchen, ja, gab ihr wohl auch manchmal den köstlichen Ring des Salomonis in die Hände, der mit seinem funkelnden Smaragd und den wunderbaren Zügen, die darauf eingeschnitten waren, alle Augen erquickte, die ihn anschauten.

Einstens ging nun Gackeleia einmal in ihrem kleinen Gärtchen spazieren. Da waren die zierlichsten Beete voll schöner Blumen, alle mit Buchsbaum und Salbei eingefaßt, und die Wege waren mit glitzerndem Goldsand bestreut; in der Mitte war ein Springbrünnchen, worin Goldfische schwammen, und über demselben ein goldner Käficht voll der buntesten singenden Vögel; hinter dem Brunnen aber war eine kleine Laube von Rosen und eine kleine Rasenbank. Ein schönes goldnes Gitter umgab das ganze liebe Gärtchen. „Ach," dachte Gackeleia, „wie glückselig wäre ich, wenn ich eine Puppe in meinem schönen Garten spazierenführen könnte! So allein gefällt er mir gar nicht; was hilft es mir auch, wenn ich mir aus meinem Taschentuche durch allerlei Knoten eine Puppe zusammensetze? So ist doch nie eine schöne Gliederpuppe, ganz wie ein Mensch mit einem schönen lackierten Gesicht, und der Vater hat mir selbst diese Puppen verboten."

Während Gackeleia so in schweren Puppensorgen auf ihrer Rasenbank saß, hörte sie auf einmal eine angenehme, summende, aber sehr leise Musik ganz nahe hinter ihr vor dem Garten, der an einem Feldweg lag. Da guckte sie durch die Blätter und sah etwas gar Kurioses. Dicht vor dem Gitter saß ein Mann in einem schwarzen Mantel ohne Kopf an der Erde zusammengehuckt, und unter dem Mantel hervor schnurrte die Musik. Gackeleia legte sich ganz dicht an die Erde, um zu sehen, wo nur in aller Welt die feine Musik herkomme, und wie war sie erstaunt, als sie da unten ein Paar allerliebste Puppenbeinchen in himmelblauen, mit Silber gestickten Pantoffelchen ganz im Takte der Musik herumschnurren sah! Sie wußte gar nicht, was sie vor Neugierde, die Puppe ganz zu sehen, anfangen sollte.

Oft war sie im Begriff, die Hand durchs Gitter zu stecken und den schwarzen Mantel ein wenig aufzuheben, aber die Furcht, weil sie an dieser Gestalt keinen Kopf sah, hielt sie immer wieder zurück. Endlich brach sie sich eine lange Weidenrute ab, steckte sie durch das Gitter und lüftete den Mantel ein wenig. Da schnurrte eine wunderschöne Puppe in den artigsten Kleidern, wie eine Gärtnerin geputzt, unter dem Mantel hervor und rannte grade auf das Gitter des Gartens zu, stieß einigemal an die goldnen Gitterstäbe und würde gewiß zu ihr hineingekommen sein, wenn nicht eine hagere Hand aus dem Mantel sich nach ihr hingestreckt und sie wieder in die Verborgenheit zurückgezogen hätte, wo die kleine Puppe von einer rauhen Stimme sehr ausgeschimpft wurde, daß sie sich unterstanden habe, unter dem Mantel hervorzulaufen.

Gackeleia konnte sich nicht mehr länger zurückhalten und rief ein Mal über das andre Mal: „Ach, du schwarzer Mantel, schimpfe doch die liebe, schöne Puppe nicht so, ach, lasse sie doch ein wenig heraus, zu mir in den Garten!" Da tat sich auf einmal der Mantel auf, und ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart richtete sich vor Gackeleia auf und sprach: „Ich bitte dich sehr um Verzeihung, daß ich meine Puppe hier ein wenig unter meinem Mantel tanzen ließ und auf der Maultrommel dazu spielte; ich habe nicht gewußt, daß mir jemand zusah. Ich wollte nur versuchen, ob sie mir auf der Reise nicht verdorben sei, denn ich will sie hier in Gelnhausen vor Geld auf dem Rathause tanzen lassen. Sieh nur, sie ist ganz artig, jetzt ist sie wie eine Gärtnerin gekleidet und hat einen Harken in der einen Hand und eine Gießkanne in der andern, aber ich habe noch viele andre Kleider für sie. Sieh nur, mein Kind, hier ist ein Schäferkleid und Hut und Stab und ein Lämmchen, und hier ein Jagdröckchen und ein Spieß und ein Hündchen und noch gar viele Kleider, daß ich sie ankleiden kann, wie ich will." Bei diesen Worten zog der Alte allerlei bunte Puppenkleider aus allen Taschen hervor und reichte sie der kleinen Gackeleia durch das Gitter, welche sie mit großer Freude betrachtete. Die kleine Puppe aber guckte dem alten Manne aus dem Ärmel hervor und wackelte immer mit dem Kopf.

„Ach," sagte Gackeleia, „wie allerliebst sind die Kleider! Lieber alter Mann, leih mir doch die Puppe nur einen Augenblick, daß ich sie nur einmal recht betrachte!" Der Alte aber sagte: „Kind, das kann ich nicht; gib mir die Kleider wieder, ich muß machen, daß ich in meine Herberge

komme. Willst du mir aber einen Gefallen tun, so sollst du die Puppe und alle die Kleider von mir zum Geschenke erhalten.“ „Ach, ich darf keine Puppe haben,“ sagte Gackeleia, „und hätte diese doch so gern!“ Da erwiderte der Alte: „Diese darfst du haben, denn es ist keine Puppe, sondern eine Kunstfigur mit einem Uhrwerk im Leibe, und wenn ich das aufziehe, läuft sie wie ein lebendiger Mensch eine halbe Stunde allein herum. Schau nur her!“ Da zog er die Puppe aus dem Ärmel, nahm einen Uhrschlüssel und steckte ihr denselben in eine Öffnung an der Brust und drehte knirr, knirr, knirr, wie man eine Taschenuhr aufzieht, setzte dann die kleine Gärtnerin an die Erde, und sie lief, mit dem Kopfe nickend, immer vor dem Gitter des Gartens herum. „Ach, sie winkt mir,“ rief Gackeleia und patschte in die kleinen Hände, „sie möchte gern zu mir in den Garten. Ach, sage mir doch, alter Mann, was soll ich dir zu Gefallen tun, daß du mir die kleine Puppe gibst?“ „Es ist nur eine Kleinigkeit,“ erwiderte der Alte. „Sieh, mein liebes Kind, ich bin ein sehr betrübter, alter Mann und habe keinen Vater und keine Mutter, keinen Sohn, keine Tochter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Hof und kein Haus, keine Katze und keine Maus, ich habe auf der Welt nichts als diese Puppe, aber ich bin so betrübt, daß sie mich nicht trösten kann; du aber kannst mich trösten, daß ich so lustig werde wie ein Lämmerschwänzchen.“ Bei diesen Worten weinte und wimmerte der alte Mann dermaßen, daß Gackeleia sprach: „Ach, weine nur nicht, ich will dir ja alles tun, was dich trösten kann, wenn du mir die Puppe gibst; sage nur um Gottes willen, was dich trösten kann!“ Da erwiderte der Alte:

„Dein Vater hat ein Ringelein
Mit einem grünen Edelstein,
Der hat gar einen schönen Schein.
Laß mich nur einmal sehn hinein,
So werd ich gleich durch Mark und Bein
Froh wie ein Lämmerschwänzchen sein.
Und dann lass ich mein Püppchen fein
Zu dir ins Gärtchen gleich hinein;
Es bleibt mit allen Kleidern sein
Dann, Gackeleia, dein allein.“

„Ei,“ sagte Gackeleia, „den Ring kenne ich wohl, er hat auch mich manchmal fröhlich gemacht, wenn ich ihn ansehen durfte; warte nur bis

heute nach Tisch, da will ich dir den Ring hieher bringen, wenn der Vater schläft. Aber daß du ja wieder hieher kömmst, wenn ich mit dem Ringe in den Garten komme!" „Ganz gewiß!" sagte der Alte, „ich will dir die Kleider der Puppe gleich hier lassen; du kannst sie alle hübsch glatt streichen, ich habe sie in der Tasche ein wenig zerdrückt." Da gab er ihr die Kleider, ließ die Puppe nochmals vor ihr tanzen und verließ dann mit derselben die kleine Gackeleia, die ihm immer nachrief: „Aber daß du nur auch ganz gewiß kömmst, der Ring soll dich recht anlachen!" „Ja, ja, ganz gewiß!" rief der Alte und verschwand hinter den Hecken. Gackeleia aber setzte sich in ihre Laube, musterte und ordnete alle Kleider der Puppe und dachte schon, wie die kleine Gärtnerin bei ihr zwischen den Blumenbeeten herumlaufen würde, und konnte sich zum voraus vor Freude gar nicht lassen.

Als nach Tisch der Vater Gockel auf seinem Stuhle schlief, saß Gackeleia zu seinen Füßen und hatte seine Hand in der ihrigen und sah in den grünen Stein des Rings, und als sie den Ring berührte und vor sich sagte: „Ach, wenn der Vater nur nicht aufwachte und gar nichts merkte, ach, wenn ich den Ring nur leise von seinem Finger herunter hätte!" da tat der Ring, welcher alle Wünsche desjenigen erfüllte, der ihn berührte, seine Wirkung. Gockel schlief fest und schnarchte, und der Ring fiel in das Händchen der Gackeleia, welche geschwind wie der Wind nach ihrem Gärtchen lief, wo der alte Mann vor Begierde nach dem Ring sein mageres Gesicht mit dem Barte schon wie ein alter Ziegenbock über das Gegitter herüberstreckte. Gackeleia rief ihm entgegen: „Die Puppe her, die Puppe her, hier ist der Ring! Aber gucke geschwind hinein, ich muß gleich wieder mit dem Ring ins Schloß, ehe der Vater aufwacht." Da gab ihr der Alte die Puppe und lehrte sie, wie sie das Uhrwerk aufziehen mußte. Sie gab den Ring hin und tanzte mit Entzücken vor der Puppe her, die überall nachschnurrte, und patschte in die kleinen Hände. Der Alte aber patschte nach in die Hände, und als sie das hörte, fragte sie ihn, ob er schon von dem Anschauen des Ringes getröstet sei. „Ja," erwiderte er fröhlich und gab ihr den Ring wieder und wünschte ihr mit einem häßlichen Gelächter viel Freude mit der Puppe und ging seiner Wege. Nun eilte Gackeleia mit dem Ringe zu Gockel zurück, der noch schlief, und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Ihre Puppe hatte sie mit den Kleidern in ihrer Laube ins Gebüsch versteckt.

Da Gockel aufwachte, erhielt er eine Einladung von dem König, ihn

mit den Seinigen auf der Eierburg zu besuchen. Da lief Gackeleia geschwind nach dem Garten und steckte ihre Puppe und die Kleider zu sich und dachte dem Prinzen Kronovus, wenn sie allein beieinander sein würden, eine große Freude damit zu machen. Hierauf stieg sie mit ihren Eltern auf einen prächtigen Wagen, mit sechs Pferden bespannt, und sie fuhren auf die Eierburg, wo viele Menschen versammelt waren auf einer grünen Wiese, wo getanzt und gespielt wurde um Eier; denn es war Ostern und das große Ordensfest des Ostereierordens. Man lief und sprang um die Wette nach aufgestellten Eiern, man warf mit Eiern nach Eiern, man stieß mit Eiern gegen Eier, und wessen Ei eingeknickt wurde, der hatte verloren. Die Kinder von ganz Gelnhausen suchten Eier, welche der große Königliche Geheime Ober-Hofosterhas in versteckten Winkeln ins hohe Gras gelegt hatte; kurz, die Freude war allgemein. Und soeben reihte sich das Volk in einen großen Kreis, die königlichen Hofmusikanten und die Gelnshausner Stadtpfeifer bliesen einen herrlichen Tanz, nämlich den Eiertanz, welchen die königliche Familie mit der rauhgräflichen in höchsteigner Person tanzen wollte. Ein köstlicher Teppich ward ausgebreitet und auf demselben hundert vergoldete Pfaueneier in zehn Reihen gelegt. Nun trat die Königin Eilegia zu Gockel und verband ihm die Augen mit einem seidnen Tuch, und er tat ihr ebendasselbe; ebenso verbanden sich der König Eifraßius und Frau Hinkel und der Prinz Kronovus und Gackeleia die Augen und wurden nun von den Hofmarschällen auf den Eierteppich geführt, auf welchem sie mit den zierlichsten Schritten und Sprüngen und Wendungen zwischen den Eiern herumtanzen mußten, ohne auch nur eins mit den Füßen zu berühren. Die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit ganz stille zu und bewunderten die Geschicklichkeit der hohen Herrschaften. Aber nicht weit davon in einem Gebüsche saßen ein paar alte Männer, die hatten keine Freude an dem Tanz und guckten alle Augenblicke nach dem Fußsteige aus der Stadt, ob ihr Geselle, der dritte alte Mann, nicht bald komme, und ehe sie sich's versahen, stand er mitten unter ihnen.

„Hast du? Hast du?" schrien sie dem Neuangekommenen mit weit vorgestreckten Hälsen entgegen und machten Finger, so spitz wie Krallen, gegen seine festgeschloßne Faust, und er erwiderte: „Ja, ich habe glücklich den Ring durch Gackeleias Spielsucht ertappt; ich habe ihr einen ganz ähnlichen mit einem falschen grünen Glasstein gegeben, welchen Gockel

jetzt am Finger hat. Jetzt können wir uns an ihm rächen, daß er uns bei dem Hahnenkauf betrogen und uns in die Wolfsgrube hat fallen lassen, wo wir elend verhungert wären, wenn uns die Bauern nicht herausgezogen hätten."

So sprachen die drei Alten, welche niemand anders als die drei naturphilosophischen Petschierstecher waren, die Gockel hatten anführen wollen, und die er angeführt hatte. Sie hatten sich nun doch mit ihrer List in den Besitz des Rings gebracht und wollten jetzt gleich seine Wunderkraft versuchen. Sie faßten alle drei an den Ring und sprachen zu gleicher Zeit die Worte:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mach den Gockel wieder alt,
Zumpig, lumpig, mißgestalt;
Mach Frau Hinkel wieder häßlich,
Zänkisch, ränkisch, griesgram, gräßlich;
Mach die Gackeleia schmutzig,
Ruppig, struppig, zuppig, trutzig!
Nehme ihnen Gut und Geld,
Schloß und Roß und Hof und Feld,
Jag sie wieder Knall und Fall
In den alten Hühnerstall!
Aber uns drei Petschaftstechern
Bau ein Schloß mit goldnen Dächern,
Mache uns zu Hofagenten,
Hoffaktoren, Konsulenten,
Rittern und Kommerzienräten,
Kommissaren und Propheten!
Gib uns Gold und Ehr und Glanz,
Stell uns hoch in der Finanz,
Mach uns schön wie Davids Sohn,
Den scharmanten Absalon!
Mach uns glücklich ganz enorm,
Orden gib und Uniform!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um!
Mach es schön, wir bitten drum."

Während sie so an dem Ring drehten, entstand ein lautes Murren und Lachen und Schimpfen unter dem versammelten Volk. „Ei, seht den

alten Bettler, die alte, schmutzige Bettlerin, das schmutzige, freche Kind! Nein, das ist unverschämt! Jagt sie fort, pratsch, pratsch, wie sie die Eier zertreten!" Und bald ward das Geschrei und Getümmel so allgemein, daß der König Eifraßius und die Königin Eilegia und der Prinz Kronovus ihre Binden von den Augen rissen, und wie erstaunten sie nicht, als sie den Rauhgrafen Gockel und die Frau Hinkel und Fräulein Gackeleia, die vorher so schön und jung prächtig gekleidet gewesen waren, in eine alte, häßliche, zerrissene Bettlerfamilie verwandelt sahen, welche alle Eier auf dem köstlichen Teppich zertreten hatten. Auf ihr unwilliges Geschrei rissen nun auch diese Armen die Binden von den Augen und fingen bitterlich an zu weinen und zu klagen über ihren verwandelten Zustand, denn sie erkannten sich kaum mehr. Gockel griff nach seinem Ring Salomonis und drehte und drehte, aber der falsche, verwechselte Ring vermochte nichts. Da sah er ihn an und erkannte, daß er ausgetauscht war, und schrie laut aus: „O weh mir! Ich bin verloren, ich bin um den Ring betrogen!"

Er wollte eben dem König zu Füßen fallen und ihm sein Unglück klagen, aber dieser stieß ihn von sich, und Eilegia wendete der Frau Hinkel den Rücken und sprach von Bettelgesind. Der Prinz Kronovus allein war noch menschlich gegen Gackeleia; als sie ihm weinend die Hand reichte, gab er ihr einen Taler, den er in der Tasche hatte, und sein Taschentuch, sie solle sich das schmutzige Gesicht waschen, und bat sie, doch geschwind fortzulaufen, denn er sehe den Bettelvogt kommen. Er wolle ihr auch immer sein Taschengeld aufbewahren, und wenn sie Sonnabends am Abend hinten an den Brunnen bei dem Eierschloß kommen wolle, werde sie bei dem Vergißmeinnicht immer ein Ei finden, auf dem „Vivat Gackeleia!" geschrieben sei, und darin solle immer sein Wochengeld für sie stecken. Gackeleia weinte bitterlich über seine Güte und wollte ihn eben herzlich umarmen, da riß der Bettelvogt sie von ihm los und trieb das Kind mit Vater und Mutter unbarmherzig über die Grenze. Der König und seine Familie begaben sich in das Schloß, der seltsamen Geschichte nachzudenken, und das Volk zog nach der Stadt zurück, um Gockels Palast zu plündern; aber es war schon Nacht geworden, und da sie auf dem Markte ankamen, sang ihnen der Nachtwächter entgegen:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zehn Uhr geschlagen,

Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das in Staub zerfiel.
Hier hat's gestanden lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheit;
Der Markt ist leer als wie zuvor,
Die Kuh steht wieder vor dem alten Tor.
Schaut an, ihr Herrn, das große Wunder
Ging schnell, wie es entstanden, unter.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt solch Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Wirklich war auch das herrliche Schloß Gockels und alle seine Gärten und alles, was drin war, mit Mann und Maus verschwunden; auf dem Markt plätscherte der alte Stadtbrunnen, als wenn er von gar nichts wüßte. Die guten Bürger gingen nach Haus, nachdem sie lange in die leere Luft geschaut hatten, und überlegten, wo sie mit allen ihren Semmeln und Braten hin sollten, da der große Hofstaat Gockels nicht mehr bei ihnen einkaufen würde.

Der arme Gockel, die arme Hinkel, die arme Gackeleia zogen wieder, wie ehedem, durch den wilden Wald nach dem alten Schloß, aber sie waren viel trauriger und redeten kein Wort, ja, Frau Hinkel hatte gar die Schürze über den Kopf gehängt, weil sie sich schämte, so häßlich geworden zu sein. Als sie auf einer Höhe angekommen waren, wo man Gelnhausen noch einmal sehen konnte, drehte sich Gockel um und sprach: „Unseliger Ort, wo ich um den köstlichen Ring Salomonis betrogen ward! Abscheulicher, undankbarer Eifraßius, wie schändlich hast du mich in meinem Unglück verstoßen und hast nicht dran gedacht, mir das Geld wiederzugeben, das du in glücklicher Zeit von mir geborgt!"

Frau Hinkel aber rief aus: „O Königin Eilegia, wie manches Backwerk habe ich dir zum Geschenk gemacht, wie viele Eierspeisen habe ich dich bereiten gelehrt, wieviel hundert Ostereier habe ich dir bunt gesotten! Die schönsten Muster zu Hauben und Kleidern habe ich dir mitgeteilt, und nun, da wir den Ring verloren und arm geworden, läßt du Undankbare mich zerlumpt und hungernd über die Grenze führen!"

Nun erhob auch Gackeleia ihre Stimme und sprach: „Ach, du kleines Prinzchen Kronovus, du bist doch der Beste von allen; du hast mir deinen Taler geschenkt und dein Taschentuch, daß ich mich abwischen soll; du willst

mir dein Wochengeld alle Sonnabend an den Brunnen in ein Ei verstecken; ach, du bist doch mein guter Kronovus geblieben und hast die arme, schmutzige Gackeleia nicht von dir weggestoßen. Ach, es tut mir recht leid, daß ich in der Angst vergessen, dir meine herrliche Puppe zum Andenken zu schenken."

Kaum hatte Gackeleia das Wort Puppe ausgesprochen, als Gockel zornig nach ihr blickte und heftig sprach: „Du unseliges Kind! Du hast eine Puppe? Welche Puppe? Woher hast du die Puppe? Ach, ich ahnde die Ursache meines Verderbens!" Und da er hierauf die kleine Gackeleia ergreifen wollte, lief sie vor dem erzürnten Vater nach dem äußersten Rande eines Felsen hin, der über einen schroffen Abhang hinausragte. Frau Hinkel schrie: „Um Gottes willen, das Kind fällt sich zu Tode!" und hielt Gockel beim Arme zurück. Gackeleia aber kniete auf dem äußersten Rande des Felsens und breitete ihre Ärmchen gegen den Vater aus und sprach:

„Vater Gockel, ach, verzeih!
Mutter Hinkel, steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein."

Da bat die Frau Hinkel den Gockel sehr, er solle dem Kind verzeihen, und Gockel sagte: „Sie soll nur alles erzählen, was sie angestellt, ich werde sie nicht umbringen." „Erzähle, Gackeleia," sagte die Mutter, „wo hast du eine Puppe herbekommen?" Da war Gackeleia in großer Angst, denn der Vater riß während der Erzählung an einer Birke, die bei dem Felsen stand, dann und wann ein Zweiglein ab, und es sah so ziemlich aus, als wenn er, wo nicht einen Besen, doch wenigstens eine Rute binden wollte; aber was half alles? Das Kind mußte sprechen:

„An mein Gärtchen kam heut morgen
Ein alt Männchen, ganz voll Sorgen,
Ließ vor mir im Tanz sich drehn
Ach! ein Püppchen, wunderschön."

„Da haben wir es," rief Gockel und riß ein starkes Birkenreis ab, „da haben wir es. Eine Puppe! O, es ist abscheulich!" Gackeleia aber sagte geschwind:

„Nein, kein Püppchen, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,

Eine kleine Gärtnerin,
Jägerin und Fischerin,
Bäurin, Hirtin und so weiter,
Jede hat besondre Kleider."

„Ach, abscheulich!" sagte Gockel, aber Gackeleia fuhr fort:

„Allerliebst, kaum auszusprechen,
Mir wollt' schier das Herz zerbrechen
Nach dem schönen Wunderding;
Als es an zu laufen fing,
Als die Räder in ihm schnarrten,
Wollt' es zu mir in den Garten,
Lief am Gitter hin und her,
Als ob es lebendig wär.
Und ich glaubt' des Alten Schwur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Puppe sei,
Glaubt', daß das nicht Unrecht sei."

„Schöne Ausreden!" sagte Gockel unwillig und riß wieder ein Birkenreis ab. Gackeleia gefiel das gar nicht, und sie sagte:

„Vater Gockel, ich bitt' schön,
Laß das Birkenreis doch stehn,
Ach, ich bin vor Angst verwirrt,
Daß es eine Rute wird."

Da sprach Gockel ernsthaft:

„Gackeleia, glaub du nur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Rute sei,
Denk nichts Arges dir dabei!"

Da sagte Gackeleia:

„Kunstfigur von Birkenreis?
Ach du machst mir gar zu heiß."

Und Gockel sagte:

„Kunstfigur für Kunstfigur,
Rute für die Puppe nur."

Da ward Gackeleia wieder sehr betrübt und schrie wieder ganz erbärmlich:

„Vater Gockel, ach, verzeih!
Mutter Hinkel, steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein."

Frau Hinkel bat sehr, und Gockel sagte: „Ich werde sie nicht umbringen, sie soll nur erzählen, was der Alte weiter gesagt hatte, und was sie ihm für die Kunstfigur gegeben hat." Da fuhr Gackeleia fort:

„Ach, der Alte weinte sehr,
Hätt nicht Vater, Mutter mehr,
Bruder nicht noch Schwesterlein,
Keinen Sohn, kein Töchterlein,
Keinen Vetter, keine Base,
Nichts als eine lange Nase,
Einen Bart, ganz weiß und lang,
War betrübt und angst und bang."

„Der alte Schelm!" rief da Frau Hinkel aus und riß auch ein starkes Birkenreis ab, „der alte Schelm ist schuld, daß ich auch wieder eine so häßliche lange Nase habe." Und Gockel sagte: „Schau, Frau Hinkel, jetzt merkst du auch, was wir ihm zu danken haben, du die Nase und ich den Bart. O, unglückselige Kunstfigur, was sind wir für abscheuliche Figuren durch dich geworden! Aber erzähle weiter, Gackeleia, was wollte er für die Puppe?" Da erwiderte Gackeleia mit großer Angst:

„Für die schöne Kunstfigur
Wollt in deinen Ring er nur
Einmal ein klein bißchen blicken,
Seinen Kummer zu erquicken."

„O du abscheulicher Betrüger!" rief Gockel aus, „o du unseliges, leichtsinniges, spielsüchtiges Kind! Und du zogst mir den Ring im Schlaf ab und gabst dem Schelmen den Ring? Sprich, sprich, hast du das getan? Sprich gleich, oder ich werfe dich gleich vom Felsen!" Da rief Gackeleia wieder in großer Angst:

„Vater Gockel, ach verzeih!
Mutter Hinkel, steh mir bei!

Ja, als Vater Gockel schlief,
Mit dem Ring ich zu ihm lief;
Doch er sah nicht lang hinein,
Gab zurück den Edelstein,
Den ich gleich zurückgebracht,
Eh der Vater aufgewacht.
Ach, ich will's nicht wieder tun,
Einmal ist das Unglück nun
Durch mich böses Kind geschehn.
Werdet ihr die Puppe sehn,
Nein, nicht Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Ganz natürlich nach dem Leben,
Ach, ihr müßt mir dann vergeben!"

Und nun zog sie die Puppe aus ihrer Tasche, zog das Uhrwerk auf, und die kleine Gärtnerin schnurrte so artig zwischen dem Thymian auf dem Felsen herum, daß Gackeleia ihr, in die Hände patschend, nachlief. Da erwischte der alte Gockel das Kind beim Arm und sagte: „Nun habe ich dich, ungehorsames Kind! Habe ich dir nicht tausendmal verboten, meinen Ring ohne meine Erlaubnis nicht anzurühren? Du hast ihn aber dem alten Betrüger gegeben, und der hat ihn mit einem andern vertauscht, der keinen Heller wert ist, und so hast du deine Eltern und dich in Schande und Armut gebracht durch deine Begierde nach einer elenden Puppe."

Da schrie Gackeleia ganz erbärmlich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.
Vater, Vater, laß mich los!
Ach, sie ist durch Stein und Moos
Von dem Fels in vollem Lauf;
Mutter Hinkel, halt sie auf,
Daß sie nicht den Hals zerbricht,
Denn sie kennt die Wege nicht!"

Die kleine Puppe lief auch ganz wie toll den Felsen hinunter, und Frau Hinkel wollte sie aufhalten, aber glitt auf dem glatten Rasen aus und rollte ein ziemlich Stück Weg hinunter. Darüber wurde der alte Gockel noch viel ungeduldiger und sagte: „Nun sieh das Unglück! Deine Mutter bricht noch schier ein Bein über der abscheulichen Puppe. Recht muß sein,

du haſt unverzeihlich gefehlt, jetzt wähle, Gackeleia, entweder kriegſt du hier recht tüchtig die Rute, oder du läßt die Puppe laufen.“ Und da Gackeleia wieder ſchrie:

„Keine Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,“

legte Gockel ſie über das Knie und gab ihr tüchtig die Rute mit den Worten:

„Keine Rute, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,“

und Gackeleia ſchrie:

„Mutter, halt, o jemine,
Halt ſie auf, ſie tut ſich weh!“

und Gockel ſchlug immer zu und ſchrie:

„Fitze, fitze, Domine,
Tut die ganze Woche weh!“

Er hätte auch noch länger zugeſchlagen, aber Frau Hinkel ſchrie ſo erbärmlich, ſie könne nicht wieder herauf, daß Gockel das Kind losließ und hinabging, ihr zu helfen. Kaum aber war Gackeleia los, ſo rüttelte und ſchüttelte ſie ſich über die abſcheuliche Kunſtfigur, die ſie empfunden hatte, und lief ihrer kleinen Kunſtfigur nach, die ſie eben unten im Tal über den Steg eines Baches laufen ſah; aber die Puppe lief, als ob ſie vier Beine hätte, über den Steg und linksum in den Wald hinein, und Gackeleia immer hinter ihr drein.

Gockel hatte indeſſen Frau Hinkel durch einen Umweg wieder auf die Höhe heraufgebracht, und ſie klagten ſich unterwegs einander, wie der Alte, der ſie durch Gackeleias Spielſucht um den köſtlichen Ring des Salomon gebracht, gewiß einer von den alten Petſchierſtechern ſei, die ihn einſt um den Hahn Alektryo hätten betrügen wollen. Als ſie unter ſolchen Reden auf den Fels zurückkamen und die Gackeleia nicht mehr ſahen, riefen ſie nach allen Seiten nach dem Kind, aber nirgends hörten und ſahen ſie etwas von ihr. Da ward ihr Kummer um allen ihren Verluſt in eine große Sorge um ihr Kind verwandelt; ſie liefen hin und her und ſchrien durch den Wald: „Gackeleia! Gackeleia!“ Und wenn das Echo wieder rief: „Eia! Eia!“ glaubten ſie, das Kind antworte, und ſo verirrten ſie ſich immer tiefer in der Wildnis, bis ſie endlich beide, ach, aber

ohne Gackeleia, sich bei ihrem alten Stammschlosse wiederfanden. Die Vögel wachten alle auf und flogen wie alte Bekannte um sie her und grüßten sie, aber Gockel und Hinkel riefen immer:

„Gackeleia, liebe Gackeleia, komm doch nur!
Ja, es ist eine Kunstfigur,
Komm, es soll dir nichts geschehn,
Wenn wir dich nur wiedersehn!"

Aber keine Antwort, von keiner Seite. Da saßen die zwei armen Eltern auf der Schwelle des alten Hühnerstalles nieder und weinten die ganze Nacht bitterlich, und alle Vögelein weinten mit.

Am Morgen aber schnitt sich Gockel einen tüchtigen Knotenstock und gab auch der Frau Hinkel einen und sagte: „Liebe Frau, wir sind arme Leute geworden, aber es gebühret einem Rauhgrafen Gockel von Hanau und einer Rauhgräfin Hinkel von Hennegau nicht, im Unglück zu verzweifeln; lasse uns auf Gott vertrauen und unsere Fräulein Tochter Gackeleia durch die weite Welt suchen, und sollten wir unterwegs Hungers sterben! Geh du links, und ich geh rechts, alle Monate kommen wir hier wieder zusammen und sagen uns, was wir entdeckt haben; dabei können wir zugleich dem Dieb unsers Ringes nachforschen." Frau Hinkel war das zufrieden; sie umarmten sich beide unter bittern Tränen und wanderten dann auf getrennten Wegen, Herr Gockel rechts, Frau Hinkel links. Und wenn sie in die Dörfer oder Städte kamen, sangen sie vor allen Türen:

„Habt ihr nicht ein Kind gesehn?
Ein klein Mägdlein wunderschön,
Blaue Augen, rote Backen,
Zähnchen weiß zum Nüsseknacken,
Und ein roter Kirschenmund
Frisch und froh und dick und rund,
Glänzend wie ein Mandelkern,
Hüpft und spielt und singet gern.
Es hat einen blonden Zopf,
Einen Strohhut auf dem Kopf,
Trägt auch eine alte Juppe
Und läuft hinter einer Puppe
Her und schreit, es sei ja nur
Eine schöne Kunstfigur.

Barfuß läuft es ohne Schuh;
Fragt man es: Wie heißest du?
Sagt es gleich ganz freundlich: Eia,
Ich bin Gockels Gackeleia.
Ach, das Kind hab ich verloren,
Und hab einen Eid geschworen,
Nicht zu ruhn, bis ich das Kind
Gackeleia wiederfind!"

Aber immer sagten die Leute:

„Wir haben so kein Kind gesehn,
Ihr armer Mensch müßt weitergehn,
Da habet Ihr ein Stückchen Brot,
Gott helfe Euch in Eurer Not!"

Da nahmen sie dann das Brot, die armen Eltern, und aßen es mit Tränen und setzten ihren Stab traurig weiter.

So waren sie schon dreimal in dem alten Stammschlosse wieder ohne Gackeleia zusammengekommen, hatten mit großem Jammer in dem alten Hühnerstall geschlafen und sich ihre vergeblichen Nachforschungen einander mitgeteilt. „Ach Gott," sagte Frau Hinkel, „das arme Kind ist gewiß umgekommen, hättest du es doch nicht so hart wegen der Puppe behandelt!" Da erwiderte Gockel: „Und hättest du besser auf sie achtgegeben, so hätten wir den Ring und das Kind nicht verloren; nichts ist leichter zu sagen als: „Hättest du." Lasse uns lieber auf dem Grabe des Alektryo in der Kapelle recht herzlich beten, daß wir das Kind morgen zum vierten Male nicht vergebens suchen mögen." Hierauf gingen sie nach der Kapelle und beteten recht eifrig, legten sich dann auf ihr Mooslager und schliefen einen gar süßen Schlaf und träumten von Gackeleia.

Gegen Morgen hörte Gockel noch halb im Schlafe etwas um sich her rascheln, es war noch sehr dunkel in der Stube, aber er sah etwas an der Erde hinlaufen und verschwinden; er stieß Frau Hinkel an und sagte: „Mir war gerade, als wenn die fatale Puppe der Gackeleia vorübergelaufen wäre." Da sprach eine Stimme:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur."

Gockel meinte, Frau Hinkel habe das gesagt, und verwies ihr, daß auch sie so eigensinnig wie Gackeleia spreche. Frau Hinkel hatte schlaftrunken

die Worte auch gehört und behauptete, er habe es selbst gesagt. Sie wollten eben hierüber zu zanken anfangen, als sie leise an der Türe pochen hörten. Sie fuhren ordentlich vor Schreck zusammen, wer das wohl sein könne, der in dem wüsten, zerstörten Schlosse so leis anpoche. Da es aber zum dritten Male pochte, fragte Gockel laut: „Wer ist drauß?" Und es antwortete eine männliche Stimme: „Ich bitte alleruntertänigst um Verzeihung, Herr Graf, daß ich so früh störe; aber die Leute lassen mir keine Ruhe, sie sagen, daß ich ihnen drei Zentner Käse aus der gräflichen Käsefabrik abliefern soll, nun wollte ich doch den Befehl des Herrn Grafen selbst abholen."

Gockel wußte auf diese Rede gar nicht, wo ihm der Kopf stand. „Drei Zentner Käse," sagte er, „aus der gräflichen Käsefabrik! Hast du gehört, Hinkel?" „Ja," sagte Frau Hinkel, „was kann das sein? Ich weiß nicht, ob ich träume oder wache." Da der Mann aber immer von neuem pochte und um die Erlaubnis bat, den Käse abzuliefern, schrie Gockel heftig: „Bist du, der da pochet, toll oder ein Spötter, der einen armen Greis zum Narren haben will, so nehme dich in acht, oder ich komme mit meinem Knotenstock über dich! Wo habe ich Käse oder eine Käsefabrik? Gehe von dannen und gönne den Armen ihr einziges Gut, die Ruhe und den Schlaf!" Da antwortete die Stimme wieder: „Gnädigster Graf, vergebet mir, daß ich Euch erweckte; ich sehe wohl, daß Ihr den Leuten den Käs nicht abliefern lassen wollet, ich werde sie abweisen."

Nun hörte Gockel draußen auf dem Hofe sprechen und hin und wieder gehen, und seine Verwunderung, was das zu bedeuten habe, wuchs immer mehr. „Ach," sagte er zu seiner Frau, „ich fürchte fast, es ist irgendeine Nachstellung von unseren Feinden, die uns ermorden wollen." „Das wäre entsetzlich!" erwiderte Frau Hinkel und drückte sich in der Angst an ihn. Da pochte es wieder an der Türe, und Gockel rief zwar erschrocken, doch ziemlich laut: „Wer da?"

Da antwortete eine andere Stimme: „Eurer Hochgräflichen Gnaden untertänigster Küchenmeister fragt an, ob er einen Zentner Schinken aus der gräflichen Rauchkammer abliefern darf, welche auf drei Eseln, die vom König Sissi angekommen sind, abgeholt werden sollen."

Gockel wußte nicht, wo ihm der Kopf stand bei diesen Reden. „Warte, ich will dir Schinken geben, du nichtswürdiger Spötter!" rief er aus, indem er aufsprang und nach seinem Stocke suchte. Als er aber ganz klar und deutlich drei Esel vor der Tür wiehern hörte, schrie er und Frau

Hinkel zugleich: „Herrjemine, die Esel sind wirklich da!“ Es war noch dunkel in dem Stalle, der kein Fenster hatte, und dessen verschlossene Türe nur durch einen Spalt einen Schimmer des Tages hineinfallen ließ. Gockel tappte an der Wand nach seinem Knotenstock herum, und plötzlich wurde er von ein Paar zarten Armen herzlich umschlossen, so daß er laut aufschrie: „Um Gottes willen, wer ist das?“ Aber die Unbekannte hörte nicht auf, ihn mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken, und als Frau Hinkel auch dazukam, ging es derselben nicht besser; und da sie sich in diese Liebkosungen gar nicht finden konnten, sagte endlich das unbekannte Wesen mit einer wohlbekannten Stimme zu ihnen: „Ach, kennt ihr denn euer Töchterlein Gackeleia nicht mehr?“ „Du? Gackeleia?“ riefen beide aus. „Nein, das ist nicht möglich, du bist ja eine erwachsene Jungfrau.“ „Ach, groß oder klein,“ antwortete es, „ich bin doch eure Gackeleia,“ und da riß sie die Türe auf, und es fiel zu gleicher Zeit so viel Fremdes und Wunderbares in die Augen des alten Gockels und der Frau Hinkel, daß sie sich einander in die Arme sinken und herzlich weinen mußten. Denn erstens sahen sie wirklich die ganze Gackeleia vor sich, aber nicht mehr als ein kleines Mädchen, sondern als eine blühende, wunderschöne, allerliebst geputzte Jungfrau, und zweitens sahen sie sich selbst beide nicht mehr alt und in Lumpen, sondern als zwei schöne, wohlbekleidete Leute in den besten Jahren, und drittens sahen sie durch die Türe nicht mehr in einen verfallenen, mit Schutt und wildem Unkraut bewachsenen Burghof hinaus, sondern in einen schön geplatten, reinlichen Hof, von schönen Schloßgebäuden und allen Wohnungen und den Ställen umgeben, in der Mitte aber, an einem plätschernden Springbrunnen, sahen sie drei verdrießliche alte Esel mit langen Ohren angebunden, welche die Köpfe zusammendrückten, als ob sie sich schämten. Auch sahen sie allerlei Gesind in schönen Livereien geschäftig auf und nieder gehen, die immer, so oft sie am Hühnerstall vorüberkamen, tiefe Verbeugungen machten und schönen guten Morgen wünschten.

„Ach, was ist das? Es ist nicht möglich! Woher alle diese Wunder?“ rief Gockel aus; da reichte Gackeleia ihm ihre schöne Hand und sah ihm freundlich lächelnd in die Augen, und Gockel schrie mit lautem Jubel aus: „Ach, der Ring! Der köstliche Ring Salomonis ist wieder da, den du durch die Puppe verloren!“ Da sagte aber Gackeleia gleich wieder:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,“

und Gockel sagte: „Meinetwegen, ich will dir die Rute nicht mehr geben, du bist auch zu groß dazu, und alles ist ja wieder gut.“ „Aber wie hast du alles angefangen?“ sagte Frau Hinkel, welche immer um die schöne, prächtige Jungfrau herumgegangen war, sie zu betrachten und zu küssen und zu drücken, „um Gottes willen, Herzwunder Gackeleia, erzähle!“ „Ja, erzähle!“ rief Gockel und drückte sie herzlich an seine Brust.

Gackeleia aber erwiderte: „Lobet mich nicht zu sehr, geliebter Vater, denn all unser neues Glück haben wir allein Euch selbst zu verdanken.“ „Mir?“ fragte Gockel, „das müßte seltsam zugehen. Ach, ich habe ja nichts tun können, als vor den Häusern, nach dir suchend, bettelnd herumzuziehen.“ Da sagte Gackeleia: „Schon gut! Ihr sollt alles hören, folgt mir nur nach einer andern Stube, wir wollen das wiederhergestellte Stammschloß unsrer lieben Vorfahren einmal ein wenig durchmustern, wir werden gewiß ein Plätzchen finden, wo es uns besser gefällt als in dem alten Hühnerstall, in dem wir ohnedies dem Federvieh Platz machen wollen, das gleich wieder hinein muß.“ Da drehte Gackeleia den Ring und sprach:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Fülle gleich den Hühnerstall!
Laß die bunten Hühner all
Gackeln, scharren, glucken, brüten,
Sie vom hohen Hahn behüten!
Alle soll er übersehen,
Stolz mit Spornen einhergehen,
Kamm und Sichelschweif hoch tragen,
Streitbar mit den Flügeln schlagen,
Krähen wie ein Hoftrompeter,
Daß bei seinem Anblick jeder
Ganz mit Wahrheit sagen kann:
Das ist recht ein Rittersmann.
Bringe uns auch schöne Pfauen,
Die bei ihren grauen Frauen
Goldne Augenräder schlagen,
Abends nach der Sonne klagen.
Gib uns dann auch welsche Hahnen,
Zornig-schwarze Indianen,
Solche hoffärtige Gesellen,
Denen rot die Hälse schwellen,

Die sich kollernd neidisch blähen,
Wenn sie rote Farbe sehen,
Aufgespreizt mit Hofmanieren
Um die Hennen her turnieren.
Schenk uns Enten bunt und prächtig,
Weiße Gänse, die bedächtig
Nach dem Wolkenhimmel sehn
Und auf einem Beine stehn
Oder auf der Wiese gackeln,
Bis sie in das Wasser wackeln.
Lasse auch schneeweiße Schwäne,
Rein wie blanke Silberkähne,
Ernst und klar mit edlem Schweigen
Schwimmen in den Spiegelteichen.
Auf dem Dache laß sich drehen
Tauben, schimmernd anzusehen,
Um den Hals mit goldnen Strahlen,
Schöner, als man sie kann malen.
Alles sei recht auserlesen,
Wie's im Paradies gewesen.
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach's recht schön, ich bitt dich drum!"

Kaum hatte Gackeleia dies gesagt, als aus dem Hühnerstall, den sie verlassen hatten, ihnen eine Schar der buntesten Hühner, Pfauen, Puten, Enten, Gänse und Schwanen nachströmte und auf dem Dache alles von Tauben wimmelte. Gockel und Hinkel hatten die größte Freude an den herrlichen Tieren und begaben sich, nachdem sie alle bewundert hatten, in das Schloß.

Freudig und neugierig betrachteten sie eine Reihe von Gemächern und Sälen, welche alle mit dem prächtigsten alten Hausrat versehen waren, und setzten sich endlich in dem obersten Stockwerke auf die Galerie eines Turmes, von welchem sie die Aussicht über die höchsten Gipfel des Waldes hin in die Ferne bis nach den Turmspitzen von Gelnhausen hatten.

„Hier ist es gar schön," sagte Gackeleia, „hier will ich euch alles erzählen, wie ich den Ring wieder erhalten habe, aber wir wollen auch etwas frühstücken." Kaum hatte sie dies gesagt, als ein alter Diener einen großen Korb voll Früchten und kaltem Fleischwerk und feinem Gebackenen und Wein und Milch die Treppe heraufbrachte und, als er alles vor sich nieder-

gesetzt hatte, nochmals fragte, ob die drei Esel mit dem Käse und den Schinken sollten bepackt werden. „Ja," sagte Gackeleia, „und daß nur alles recht gut und ausgesucht sei! Ich werde hernach das Weitere selbst befehlen." Gockel und Hinkel waren sehr begierig nach ihrer Erzählung und baten sie, zu beginnen. Da erzählte sie folgendes:

„Als du mich so hart strafteſt, lieber Vater, fühlte ich vor Angst um meine Puppe — nicht doch Puppe, es ist nur eine schöne Kunstfigur —, also um meine Kunstfigur gar nichts von der Rute; ich erwartete nur mit Sehnsucht den Moment, meiner kleinen Gärtnerin nacheilen zu können, welche bergab lief, wie sie noch nie gelaufen war. Da rief die Mutter um Hülfe; da ließeſt du mich los, und wie ein Pfeil nach dem Ziel stürzte ich meiner Kunstfigur nach. Sie lief über den Steg, in den Wald, durch Distel und Dorn, und ich hatte sie einigemal zum Greifen nah; wie ich aber die Hand ausstreckte, fing sie von neuem so zu rennen an, daß ich ermüdet endlich niedersank und weinend ausrief: ‚Ach, schöne Gärtnerin, wie handelst du so undankbar gegen mich, ich habe dich so lieb, so lieb, daß ich lieber die schimpflichste Strafe über mich ergehen ließ, als dich zu verlassen, und jetzt läufst du vor mir, als wenn ich deine ärgste Feindin wäre!'

„Als ich diese Worte gesprochen hatte, fiel mir auch erst ein, wie sehr weit ich von euch, liebe Eltern, fortgelaufen war; ich sah die Sonne bereits sinken und war außer allem Weg und Steg; mit Verzweiflung rief ich: ‚Vater Gockel! Mutter Hinkel!' Aber alles war vergebens. So sank ich ganz erschöpft in einen tiefen Schlaf und träumte immer von der Figur, und da ich zu ihr sprach: ‚Nicht wahr, du bist keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur?' hörte ich ein feines Stimmchen zu mir sprechen: ‚Eigentlich, meine liebe Gackeleia, bin ich keine Kunstfigur und keine Puppe, sondern ich bin —' hier griff ich mit beiden Händen zu und hatte sie glücklich wieder ertappt; denn ich war über den Worten der kleinen Gärtnerin leise aufgewacht, hatte aber nur durch die Augen geblinzelt, um sie unvermutet zu erwischen.

„‚Nun sollst du mir nicht mehr entwischen,' sagte ich, ‚besonders da ich weiß, daß du reden kannst; nun habe ich dich noch einmal so lieb, warte, ich will dir etwas zu essen geben.' Da stopfte ich ihr einige Brotkrumen in den Mund und hörte sie knuppern und beißen. Dann bat ich sie wieder, sie solle mir doch eigentlich sagen, wer sie sei, aber sie war stumm wie zuvor und sagte kein Wort. Ich war schier unwillig über sie, band sie mit meinem

Strumpfband an meinen Arm fest und deckte meine Schürze über mein Gesicht, betete auch zu Gott, daß er mich in dieser Nacht beschützen möge, damit ich morgen früh meine Eltern wieder finden möge, und so schlief ich ruhig wieder ein.

„Da träumte ich wieder von der kleinen Gärtnerin, und es war, als ob sie zu mir spreche: ‚Liebe Gackeleia, wache nur nicht auf; denn nur im Traum kannst du meine Worte verstehen. Siehe, ich bin dir ganz außerordentlich gut, weil du lieber die Rute hast empfinden wollen, als dich von mir trennen. Ich bin aber eigentlich gar keine Kunstfigur, sondern bin eine arme gefangene Prinzessin und bin allein so entsetzlich vor dir gelaufen, um meinen Gemahl, den Prinzen, der gewiß ganz verzweifelt über meinen Verlust ist, wiederzusehen; denn er und meine ganze königliche Familie wohnt keine Stunde Wegs mehr von hier. Du kannst dir denken, wie lieb ich dich habe, da ich, als du einschliefst, meinen Weg nicht fortsetzte, sondern zu dir hinlief, um dir auf deine harten Vorwürfe der Undankbarkeit antworten zu können, weil du mich schlafend nur verstehen kannst.‘

„‚Eine Prinzessin wärst du?‘ antworte ich, ‚und dein Prinz und deine ganze königliche Familie wären ebenso wunderschöne Figürchen? Ach, das möchte ich vor mein Leben gern sehen, führe mich doch zu ihnen!‘ ‚Nein, solche Figürchen sind sie nicht,‘ erwiderte sie, ‚denn sonst wären sie so unglücklich als ich, die niemand anders ist als die arme, kleine Mäuseprinzessin Sissi von Mandelbiß, welcher diese fatale Figur auf den Rücken geheftet ist, damit sie von mir herumgetragen wird.‘“

„Potztausend!“ rief der alte Gockel aus, „das ist ja dieselbe kleine Mäuseprinzessin, welcher ich in der ersten Nacht unseres Hierseins das Leben vor der Katze rettete, und die ich nachher nach ihrer Heimat brachte.“

„Ganz recht,“ sagte Gackeleia, „und sie ist nicht undankbar; denn sie ist es, der wir den Wiederbesitz des Rings und somit unser ganzes neues Glück verdanken.“

„Ist nicht möglich!“ sagte Frau Hinkel.

„Schau, schau!“ sagte Gockel, „man soll doch nie versäumen, auch dem geringsten Geschöpfe Liebe zu erweisen! O die gute Mäuseprinzessin! Nun erzähle nur weiter!“

Nun fuhr Gackeleia fort:

„Sie erzählte mir nun alle Liebe, die du ihr und ihrem Gemahl einst erwiesen, und war in Verzweiflung, daß sie gegen ihren Willen in der

Kunstfigur mit schuld an unserm Unglück gewesen, versprach mir aber, so ich sie aus der Figur befreien und ihr nach ihrer Residenz nachfolgen wollte, alles mögliche zu versuchen, um uns wieder zu dem Ringe zu verhelfen. Dazu aber sei es unumgänglich nötig, daß ich in ihrer Residenz, wenn sie den großen Rat versammle, mir alle Mühe geben müßte, einzuschlafen, damit ich die Sprache ihrer Nation verstehen könne. Ich versprach, mein möglichstes zu tun, und bat sie, mir doch noch zu erzählen, wie sie dann in die Kunstfigur gekommen sei. ‚Ach,‘ erwiderte sie, ‚ich begleitete meine Gemahl auf einer Wallfahrt, die wir wegen unsrer Rettung durch deinen Vater gelobt hatten. Da ließ ich mich verführen, in der Nachtherberge, wo drei alte, bärtige Männer, welche sich für Petschierstecher ausgaben, auf der Streu schliefen, dem Geruche von gebratnem Specke nachzugehen, und so ward ich in der Falle gefangen. Der eine von den Alten kam am Morgen an die Falle und sagte: „Ei, da habe ich ja alles, was ich brauche,“ und heftete mich gleich unter den Rock der kleinen seidnen Puppe, welche er aus dem Schnappsack zog, und hatte tausend Freude, wenn ich mit der Puppe hin und her lief, welche doch zu schwer war, als daß ich mit ihr entlaufen konnte. Am Anfange rannte ich gegen Tisch und Bänke; da er aber einmal sagte: „Wenn die kleine Maus nicht bald sich durch Hunger zähmen läßt, so werde ich sie der Katze vorwerfen,“ kriegte ich eine solche Angst vor diesem Schicksal und tat von nun an alles, was er wollte, immer in der Hoffnung, bei guter Gelegenheit zu entwischen, und die fand ich, wie du es weißt. Die Liebe zur Freiheit und die Nähe meiner Heimat gab mir ungewöhnliche Kräfte, und so sind wir dann gekommen bis hierher. Jetzt aber erschrick nicht zu sehr, ich will dich ein wenig ins Ohr beißen, damit du mich losmachen kannst; dann folge mir nach meiner Residenz, wo ich dir ein Plätzchen zum Schlafen anweisen und meinen Rat um dich versammeln will.‘ Kaum hatte sie dies gesagt, als sie mich ins Ohrläppchen biß, daß ich erwachte. Es war Nacht und heller Mondschein. Gleich untersuchte ich nun die Kunstfigur und erblickte das artigste weiße Mäuschen mit einem goldnen Krönchen auf dem Kopfe, welchem die kleine seidne Puppe mit einem Draht um den Leib befestigt war; ich löste diesen Draht mit Behutsamkeit auf, und die Mäuseprinzessin machte die lustigsten Freudensprünge vor mir her durch das Gras. Ich folgte ihr nach, aber sie eilte so sehr, daß ich sie oft aus dem Gesicht verlor; wenn ich dann ängstlich rief: ‚Mäuseprinzessin, laß mich nicht

im Stiche!' pfiff sie laut und sprang vor mir hoch aus dem Gras in die Höhe, wodurch ich mich wieder zurechtfand.

„Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörte ich ein großes Gepfeife und sah um einen Hügel herum die Residenz des Mäusekönigs im Mondschein liegen, die ich auch gleich beschreiben will. Kaum hatte die Prinzessin sich am Tor der Stadt gezeigt, als es aufflog und ein freudiges Gepfeife durch die ganze Stadt und das oben liegende Schloß sich verbreitete, aus welchem viele weiße Mäuse ihr entgegenstürzten und sie mit großem Jubel empfingen. Sie wollte aber nicht in das Schloß hinein, sondern drehte sich abwechselnd gegen mich und die Ihrigen, welchen sie von mir zu erzählen schien, so daß alle die Mäuse bald ihre Köpfchen gegen mich aufhoben und allerlei pfiffen, was ich nicht verstand. Da sagte ich zu ihnen: ‚Ihr lieben Mäuse, gleich will ich mich schlafen legen, damit ich eure Gespräche verstehen kann,' und kaum hatte ich dies gesagt, als sie auch zu Tausenden anströmten und das zärteste Moos an einen trocknen Ort unter einer großen Eiche zusammentrugen. Ich sah wohl, daß dies ein Bettchen für mich werden sollte, und betrachtete mir unterdessen die schöne Mäusestadt.

„Oben auf dem Hügel lag das königliche Schloß, ein weites Viereck von großen holländischen Käsen zusammengelegt, die alle auf das reinlichste ausgenagt waren; alle Türen und Fenster waren zwar etwas nach altem Geschmack und nicht ganz gleichförmig verteilt, doch hatte die Burg ein ehrwürdiges Ansehen. Rings um das Schloß her und selbst auf seinen Dächern waren die schönsten Gärten von Schimmel angelegt, den ich nie höher und leichter gesehen habe. Türme von Käserinden, mit Mandelschalen statt Ziegeln gedeckt, gaben dem Gebäude eine besondere Zierde. Die Häuser der Untertanen bestanden aus hohlen Kürbissen und Melonen und Kommißbroten und Semmeln; einige wohnten auch in alten Stiefeln und Schuhen. Und alle die Wohnungen lagen in Reih und Ordnung um den Hügel herum und hatten größere und kleinere Anlagen von Schimmel um sich her. Auch bemerkte ich viele Höhlen in die Erde hinein, welches ihre Keller und Vorratskammern waren. Das Schönste war in der Mitte des Hügels, auf einem weiten freien Platz, eine große gotische Kirche, von weiß gebleichten Pferdeschädeln zusammengebaut und von tausend kleinen Knochensplittern verziert und verspitzt; um sie her aber war der Kirchhof, Grab an Grab schön geordnet, und mitten drauf ein Beinhaus von lauter Mäuse-

gerippen und -beinchen, weiß wie Elfenbein, in schönster Ordnung zusammengelegt. Alles das konnte ich nicht genug bewundern, und der Mond schien so hell in die kleine wimmelnde Welt, daß es eine Lust war, hineinzuschauen.

„Währenddem war mein Mooslager fertig geworden, und ich war so müde, daß ich mich drauf niederlegte und entschlief. Da versammelte sich denn die ganze königliche Familie und ihr ganzer Staatsrat um meinen Kopf, und ich konnte alle ihre Gespräche vernehmen. Nachdem der Prinzessin Sissi nochmals von ihrem Gemahl und von ihren Eltern Glück gewünscht worden war zu ihrer Rettung, sagte sie, wie man die Gelegenheit nicht versäumen müßte, der Familie des Rauhgrafen Gockel, welcher sie zum zweitenmal so verbindlich geworden, sich dankbar zu erzeigen. Sie erzählte, daß ich ihretwegen die Rutenschläge standhaft erlitten. Da sagte ein alter Rat, die Rute hätte ich wohl verdient, weil ich einstens eine so große Katzenfreundin gewesen, und es sei überhaupt zu überlegen, ob ich nicht eine Spionin der Katzen sei. Dieser Verdacht ängstete mich dermaßen, daß ich mich selbst mit Tränen dagegen verteidigte, und zwar so nachdrücklich, daß dem alten Rat das Maul verboten wurde. Prinz Pfiffi gab endlich der ganzen Sache den Ausschlag mit folgenden Worten:

„„Nach der unglücklichen Nacht, in welcher meine geliebte Sissi in die Gefangenschaft der alten Petschierstecher kam, welche sie unter die Puppe befestigten, machte ich viele Reisen durch die Welt, um sie wieder aufzusuchen. Ich hatte die alten Schelmen ganz aus dem Gesicht verloren, und so kam ich einst über Nacht in ein Schloß, um da zu übernachten. Da sah ich drei junge, freche Gesellen in einem Saale in heftigem Zank, und zwischen ihnen lag ein schöner Ring, nach welchem sie während ihrem Streit einer nach dem andern heftig hingriffen, sich aber immer wieder einander davon zurückstießen. Sie hatten jeder eine andre seltsame Uniform und nannten sich Kommerzienrat, Hoffaktor und Hoflieferant und schrien und lärmten ganz gewaltig. Jeder warf dem andern vor, er wolle ihn übervorteilen, jeder wollte den Ring vor allen andern haben, und endlich sagte der eine: „Ich muß ihn von Rechts wegen statt aller tragen, und wer von euch beiden etwas gewünscht haben will, der kömmt zu mir und gibt mir einen vollwichtigen Louisdor, so wünsche ich ihm etwas. Ich müßte den Ring bewahren, denn ich habe die Maus gefangen und unter die Puppe geheftet, durch welche der Ring gewonnen worden ist.“ „Was soll mir das?“

sagte der andre. „Habe ich nicht den falschen Ring gemacht, welcher für den echten hingegeben worden?“ — Dann schrie der dritte: „Was soll mir das? Habe ich nicht die Puppe mit der Maus der kleinen Gackeleia gegen den Ring aufgeschwätzt? Bin ich es nicht, der euch den Ring gebracht, durch dessen Besitz wir uns an Gockel gerächt und uns jung und schön zu vornehmen Standespersonen gemacht haben?“ Sie waren im Begriff, sich in die Haare zu fallen, aber ich hatte genug gehört, ich wußte, daß Sissi lebte, und daß sie zu Gelnhausen bei der kleinen Gackeleia in einer Puppe stecke. Gleich begab ich mich wieder auf die Reise. Aber in Gelnhausen auf dem Markt erfuhr ich von einer Menge Mäusen, welche dort in allerlei Küchenabfall nagten, der umherlag, wo die raubgräfliche Küche gestanden, daß Gockel und Hinkel und Gackeleia arm und lumpicht ins Elend gezogen seien. Nun suchte ich diese guten Leute auf und fand sie betrübt, daß Gackeleia der fatalen Puppe nachgelaufen sei. Ich machte mich nun von neuem auf den Weg, und so war ich denn endlich so glücklich, dich, liebe Sissi, und deine Freundin Gackeleia hier wiederzufinden. Jetzt aber halte ich es für das beste, wenn wir dem Gockel den Ring wiederverschaffen, und ich glaube, in eigner Person das ausführen zu können.‘ ‚Nein,‘ rief da die Prinzessin Sissi, ‚ich will auch dabei sein, du bist zu ungestüm, wir wollen es zusammen versuchen, und Gackeleia soll auch mitgehen.‘

„Da sprach ich: ‚Ja, ja, das wollen wir, und ich verspreche euren königlichen Eltern, wenn ich den Ring wiedererhalte, einen Zentner der schönsten holländischen Käse und einen Sack der besten Knackmandeln, ihre Residenz neu erbauen zu können, und dazu noch einen Zentner der besten Schinken zu allgemeiner Belustigung der Nation, und sonst alles, was dem edeln Volk der Mäuse lieb und angenehm sein kann.‘ ‚Ach,‘ rief da der alte König aus, ‚meine liebe Gemahlin sagt mir soeben, daß sie vor ihr Leben gern einmal Königsberger Marzipan und Thornischen Pfefferkuchen und Jauersche Bratwürste und Spandauer Zimtbrezeln und Nürnberger Honigkuchen und Frankfurter Brenten und Mainzer Vitzen und Gelnhäuser Bubenschenkel und Koblenzer Totenbeinchen und dergleichen patriotische Kuchen essen möge.‘

„‚Alles das sollt ihr in Übermaß erhalten,‘ sagte ich, ‚wenn ich nur erst den Ring besitze.‘ ‚Wohlan,‘ sagte der König, ‚so mag Sissi und Pfiffi morgen früh gleich mit mir auf das Abenteuer ausziehen, lasset uns aber vor allem in die Kirche einziehen und den Schöpfer um einen glücklichen Ausgang

bitten! Schlafe du indessen wohl, liebe Gackeleia, bis wir dich morgen früh erwecken!'

„Nun begaben sie sich paarweis in einer schönen Prozession in die Kirche, und jede Maus hatte ein Stückchen leuchtendes faules Holz im Maule, welches sie im Vorübergehen aus einer hohlen Weide abbissen, so daß sie wie ein Fackelzug in die Kirche einzogen, und dazu sangen sie folgendes fromme Lied:

„Kein Tierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließt sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier.
Der Vogel dir singt,
Das Fischlein dir springt,
Die Biene dir brummt,
Der Käfer dir summt.
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein!

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier usw.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörtest ihre Stimmen,
Ohn' dich kommt keines um.
Zu dir, zu dir usw.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.
Zu dir, zu dir usw.

Sonn, Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,

Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir usw.

Zu dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöten schwebt,
Nur du kannst Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
Zu dir, zu dir usw.

In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus
Es ruft dein Odem: Werde!
Und bläst das Lichtlein aus.
Zu dir, zu dir usw.

Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar,
O teurer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!
Zu dir, zu dir usw.

Behüt uns vor der Falle
Und vor dem süßen Gift
Und vor der Katzenkralle,
Die gar unfehlbar trifft!
Zu dir, zu dir usw.

Daß unsre Fahrt gelinge,
Schütz uns vor aller Not,
Und helf uns zu dem Ringe
Und zu dem Zuckerbrot!
Zu dir, zu dir usw.'

„Während diesem Gesange war ich eingeschlafen, und am andern Morgen weckte mich Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi. Ich stand auf und folgte ihnen durch den Wald über Berg und Tal einen weiten Weg. In den Dörfern und Städten befestigte ich den Prinzen oder die Prinzessin unter meine Puppe und ließ diese vor den Kindern auf dem Markte tanzen, wodurch ich für mich und meine Reisegefährten Brot gewann; denn den Taler, welchen mir der kleine Prinz Kronovus geschenkt, hatte ich zu lieb, um ihn auszugeben.

„Als ich nun einst in der Nähe einer großen Stadt bei einem kühlen Brunnen im Gebüsche wegemüd eingeschlummert war, sagte mir Pfiffi ins Ohr: ‚Liebe Gackeleia, die Stadt, welche vor uns liegt, ist der Ort unsrer Bestimmung. Du sollst drin gleich in die Kirche gehn und beten, daß unser Vorhaben gelinge, wir laufen indessen in den Palast der Petschierstecher und geben dir, sobald wir alles ausgeforscht, die gehörige Nachricht.‘ Ich versprach, ihrem Rate zu folgen, und da wir in die Stadt kamen, begab ich mich sogleich in die Kirche und kniete mich in ein Winkelchen und betete recht herzlich zu Gott, daß ich den Ring wiedergewinnen und zu euch, liebe Eltern, zurückfinden möge. Die Mäuse aber hüpften in den Korb einer alten Köchin, die auch da betete, und ließen sich von ihr in den Palast der Petschierstecher tragen; denn Pfiffi erkannte sie als die Köchin derselben, welche er bei seinem vorigen Aufenthalt in der Speisekammer besucht hatte.

„Als ich allein war, kamen mancherlei Leute in die Kirche und beteten und klagten Gott ihre bittre Not, und da ich durch den Umgang mit den Mäusen mein Gehör sehr geschärft hatte, hörte ich das meiste, was sie in ihrer Herzensangst flüsterten, und alle beteten, Gott möge doch die Stadt von dem bösen Hoffaktor befreien, er sei schuld, daß der Fürst die Semmeln so klein backen lasse. Ein andrer betete, Gott möge doch den geizigen Kommerzienrat vertreiben, er sei schuld, daß der Fürst das Salz so teuer verkaufe. Ein dritter betete, Gott möge die Stadt doch von dem habsüchtigen Hoflieferanten befreien, er sei schuld, daß der Fürst das Fleisch so teuer werden lasse. Alle beteten um so herzlicher, daß ich den Ring wieder von ihnen erhalten möchte, weil sie doch niemand dadurch glücklich machten.

„Da es aber in der Kirche so hübsch still und kühl war, überfiel mich ein leiser Schlummer, und ich hatte schier so lange geschlafen, daß mich der Küster in die Kirche eingesperrt hätte, aber Sissi kam gerade zu rechter Zeit und flüsterte mir in die Ohren: ‚Geschwind, Gackeleia, gehe mit mir aus der Kirche, hörst du?‘ Der Küster rasselt schon mit den Schlüsseln. Gehe mit mir, du selbst sollst sehen, wie wir den Ring erwischen; wir haben die beste Hoffnung. Fröhlich nahm ich nun die kleine Maus in den Ärmel und ging mit ihr nach dem Schlosse der drei Betrüger. Als wir an die Gartenmauer kamen, sprang Sissi an die Erde und zeigte mir den Weg zur Türe. Ich gelangte hinter ein kleines Gartenhaus, wo ich mich im Gebüsch versteckte und durch eine Spalte im Fensterladen alles sehen und hören konnte, was im Gartenhaus vorging.

„Die drei Betrüger saßen um einen Tisch, in dessen Mitte der köstliche Ring lag, und stritten miteinander, wer in dieser Woche den Ring am Finger tragen sollte. Da sie gar nicht einig werden konnten und lange geschrien und geschimpft hatten, weil immer der eine fürchtete, der andre möge ihm den Tod wünschen, wenn er den Ring am Finger habe, griff endlich der eine mit solcher Heftigkeit nach dem Ring, daß er den Tisch umstieß, und das machte sich der andre zunutz und ertappte den an die Erde gefallnen Ring, steckte ihn an den Finger und drehte und schrie:

‚Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mach zwei Esel aus den beiden,
Die in diesem Garten weiden!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach's geschwind, ich bitt dich drum!'

„Während er dies mit der größten Eile hergeschnattert hatte, rissen die beiden andern ihn hin und her, aber es währte nicht lang, so waren sie beide zwei dicke, häßliche Esel, und er nahm einen Prügel und trieb sie aus dem Gartenhaus hinaus, das er hinter ihnen verschloß. Sie schrien und bissen sich untereinander noch eine Weile, fingen aber bald an, sich in ihre neue Natur zu schicken und allerlei Gras und Disteln am Wege zu fressen.

„Ich guckte wieder in das Gartenhaus, da wollte sich der, welcher den Ring hatte, schier bucklig lachen, weil er seine Gesellen endlich so sauber angeführt. ‚Gott sei Dank!' sagte er, ‚nun kann unsereins doch einmal ruhig ausschlafen ohne die Gefahr, daß der andre ihm den Tod wünscht,' und nach diesen Worten legte er sich breit in einen Sorgenstuhl und fing bald an, tüchtig zu schnarchen.

„Nun ist es Zeit, dachten Pfiffi und Sissi und schlupften beide durch ein Loch in das Gartenhaus. Ich wendete kein Aug von dem Schlafenden und dem Ring an seinem Finger. Ach, er hatte eine Faust gemacht, und der Ring schien sehr schwer zu bekommen. Aber Sissi nahte sich seinem Ohre und sang mit der süßesten Stimme nichts als das Verslein:

‚Louisdore und Dukaten,
Echte Perlen, Diamant,
Ritterorden, Ihro Gnaden,
Hohe Bildung, Ordensband,

Witz und Wesen, scharf und zart,
Gänsefett und Backenbart.'

„Kaum hatte der Schlafende diesen Vers gehört, als er die Hand so öffnete, als wolle er nach all den schönen Sachen greifen. Nun biß ihm Prinz Pfiffi in den Ringfinger, er wachte auf und sagte: „Ein scharmanter Traum, aber der Ring drückt mich und weckt mich auf; wer kann ihn mir hier nehmen? Die zwei Esel grasen draußen nach bestem Appetit, was brauchen sie mehr? Sie haben keine andern Bedürfnisse. Ach, der schöne Traum! Ich will versuchen, ob ich ihn wieder träumen kann. Der Ring soll mich nicht wieder stechen; ich lege ihn, bis ich erwache, auf den Tisch." Nun zog er den Ring ab und schlief wieder ein. Kaum schnarchte er, als Sissi ihm wieder ins Ohr sang:

‚Louisdore und Dukaten,
Echte Perlen, Diamant,
Ritterorden, Ihro Gnaden,
Hohe Bildung und Verstand,
Witz und Wesen, scharf und zart
Gänsefett und Backenbart.'

„Da lächelte er gar süß wie ein Topf voll saure Milch, und Pfiffi brachte mir den Ring dem Loch heraus. Schnell steckte ich ihn an den Finger und sprach:

‚Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Lasse diesen, wie die andern,
Gleich als einen Esel wandern,
Schaff auch einen Eseltreiber,
Der mir ihre faulen Leiber
Mit dem Prügel tüchtig rührt
Und zum Vater Gockel führt!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach's recht schnell, ich bitt dich drum!'

„Und sieh da, gleich war der Esel fertig, und der Treiber stand schon bei ihm drin und trieb ihn mit einem Prügel dem Gartenhaus hinaus und erwischte auch die beiden andern, und ich drehte den Ring und wünschte bei euch zu sein. Da war ich gleich hier auf dem Hof, und als ich euch in dem kalten Hühnerstall so klagen hörte, wünschte ich, daß das Schloß wieder

sein möchte, wie es einst im höchsten Glanze bei unsern Voreltern gewesen; auch wünschte ich, daß ihr wieder schön und jung werden möchtet, und daß auch ich eine schöne, vernünftige Jungfrau sein möchte, damit ich meine gefährliche Spielsucht verlöre. Und da alles das so geworden war, schlich ich zu euch in den Hühnerstall und drückte mich in einen Winkel, um eure Überraschung recht zu genießen. Sissi aber wollte mit aller Gewalt unter die Puppe gebunden sein, um euch zu necken. Da lief sie über euer Stroh, und als ihr rieft: ‚Die Puppe, die Puppe!' sagte ich:

‚Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.'

„Das andre wißt ihr alles."

Nach dieser Erzählung umarmten Gockel und Hinkel die Gackeleia unter Freudentränen und sagten: „Dank, tausend Dank, liebes Kind, du sollst zum Lohne deiner Güte auch den Ring immer am Finger haben, du sollst alles wünschen, was du willst."

Gackeleia sagte: „Ich nehm es an; vor allem wollen wir die drei Esel, welche im Hofe stehen, mit allem beladen, was ich dem guten Mäusekönig versprochen habe, und dann sollt ihr sehen, wie vernünftig ich wünschen will."

Nun gingen sie hinab und wünschten, nachdem die Käse und die Schinken den Eseln auf den Rücken gepackt waren, den Königsberger Marzipan, den Thornischen Pfefferkuchen, die Jauerschen Bratwürste, die Spandauer Zimtbrezeln, den Nürnberger Lebkuchen, die Frankfurter Brenten, die Mainzer Vitzen, die Gelnhausner Bubenschenkel und die Koblenzer Totenbeinchen auch dazu, welche sich ohne Verzug einstellten und die Esel so belasteten, daß sie schier niederbrachen. Als nun Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi ihren Freunden den zärtlichsten Abschied zugepfiffen hatten, befestigte Gockel seine Pudelmütze auf den Kopf des einen Esels und setzte die Mäuschen hinein und ließ den Treiber die drei Esel nach dem Mäuseland hintreiben und recht viele schöne Grüße ausrichten.

„Ach," sagte Gackeleia, „jetzt wollen wir auch einmal in unsre Schloßkapelle gehen und sehen, wie sie sich verändert hat." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Glocke zu läuten anfing und sie in die Kapelle rief. Sie traten hinein und konnten sich nicht satt sehen an den schönen Bildern und Leuchtern, mit denen die Altäre geschmückt waren. Besonders aber erfreuten sie sich an einer silbernen Bildsäule des heiligen Petrus,

neben welchem ein goldner Hahn saß, der mit seinem Krähen immer die Stundenzahl ansagte und dabei mit den Flügeln schlug, als wenn er lebte. Gockel und Hinkel erinnerten sich lebhaft des getreuen Alektryo dabei, denn er glich ihm über die Maßen, und kaum hatten sie den Wunsch ausgesprochen, daß er noch leben möge, als auch Gackeleia den Ring drehte und sprach:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Mache meine Eltern froh
Durch den Hahn Alektryo!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach's geschwind, ich bitt dich drum!"

Gleich flog der silberne Hahn dem alten Gockel auf die Schulter und schlug mit den Flügeln und war Alektryo. Nun aber begann der Gottesdienst; alles Schloßgesinde füllte die Kirche, man spielte die Orgel und sang und predigte, daß es eine Lust war. Als aber am Schlusse des Gottesdienstes der Geistliche am Altar fragte, ob niemand da sei, der Hochzeit machen wolle, drehte Gackeleia ihren Ring und sprach:

„Salomon du weiser König,
Dem die Geister untertänig,
Bring doch den Kronovus her,
So ganz wie von ungefähr!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach's geschwind, ich bitt dich drum!"

Da hörten sie Jagdhörner im Schloßhof, Gackeleia lief hinaus und sah den Prinzen Kronovus in einem grünen Jagdröckchen von einem kleinen Schimmel springen, und sie flogen sich einander in die Arme mit dem Ausruf: „Ach, wie bist du so klein, ach, wie bist du so groß!" Da aber drehte Gackeleia ihren Ring und wünschte, daß Kronovus so groß und verständig wie sie sei, und das ward er alsogleich. Da trat sie mit ihm in die Kirche, und Gockel und Hinkel grüßten den Kronovus; der sagte ihnen, daß sein Vater Eifraßius und seine Mutter Eilegia gestorben seien, und wann Gockel ihm Gackeleia zur Gemahlin geben wolle, solle sie seine Königin von Gelnhausen sein. Hinkel war es zufrieden und Gockel auch; sie führten die beiden vor den Altar, und der Priester legte ihre Hände zusammen, und sie wechselten die Ringe.

Im ganzen Schlosse wurde nun ein großes Fest gefeiert, nach Gelnhausen wurden Boten gesandt, um alles Volk einzuladen, und bald war das Schloß und der Wald umher mit lustigen Leuten angefüllt. Als nun Gockel, Hinkel und Gackeleia dem Kronovus bei Tische alles erzählten, zog dieser den Ring Salomonis, den ihm Gackeleia am Altar geschenkt hatte, vom Finger, legte ihn auf seinen Teller und betrachtete ihn sehr aufmerksam und sagte: „Den ersten Wunsch der Gackeleia soll mir der liebe Ring gleich erfüllen."

„Ach," sagte Gackeleia, „alles ist so herrlich und so glücklich, was bleibt zu wünschen übrig, als daß wir alle Kinder wären und die ganze Geschichte ein Märchen, und Alektryo erzählte uns die Geschichte, und wir wären ganz glücklich drüber und patschten in die Hände vor Freude!"

Kaum hatte sie dies gesagt, als Alektryo, der in der Mitte des Tisches saß, mit dem Schnabel nach dem Ring zuckte und ihn verschluckte, und in demselben Augenblick waren alle Anwesende in lauter schöne, fröhliche Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herumsaßen, der ihnen die Geschichte erzählte, worüber sie dermaßen in die Hände patschten, daß mir meine Hände noch ganz brennen; denn ich war auch dabei, sonst hätte ich die Geschichte niemals erfahren.

Rheinmärchen

Wie der Müller Radlof dem Rhein ein Lied sang und einen Traum hatte

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, stand vor undenklichen Zeiten eine einsame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenvollen Wiese. Auf dieser Mühle wohnte Radlof, ein junger, frommer Müllerbursche.

Er lebte mit der ganzen Welt im Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umsonst und streute seine Brosamen den Fischen und Vögeln aus. Jeden Abend setzte er sich auf den Mühlendamm hinaus und hatte da seine Freude an den schönen grünen Wellen des Rheins, an den

Ufern, die sich spiegelten, und den Fischen, die vor Lust aus der Flut emporsprangen. Ehe er aber schlafen ging, flocht er immer noch einen schönen Blumenkranz und sang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Am Schlusse des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinuntertrugen, und wenn Radlof den Kranz nicht mehr schwimmen sah, ging er ruhig nach seiner Mühle, um zu schlafen.

Das Lied aber, welches er gewöhnlich sang, lautete also:

Nun gute Nacht, mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen schweben
Schon im klaren Sternenschein.
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer,
Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher.
Du führst ein freies Leben,
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt Lachen:
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich,
Du spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführst;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt!
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund:
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen;
Wenn dich mein Aug' ersieht,
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht.
Treib fromm nur meine Mühle,
Jetzt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne, decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket;
Bis dahin mahle du!
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höh'ren Weisen
Ich dir dein Lied.

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Flut;
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht.
Und nun muß ich mich wenden
Und, segnend dich, vollenden
Den Abendsang.

Dies Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar sehr; er gewann den Müller Radlof darum gar lieb und trieb ihm sein Rad gar ordentlich, nicht zu langsam und nicht zu geschwind.

Einstens träumte dem Müller, er gehe auf seine Wiese und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wiese gar keine andern Blumen als nur Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme ritterliche Gewächse, er aber scheue sich mit seinen bürgerlichen

Händen nicht, breche die edlen Blumen nach Herzensluſt und freue ſich, ſeinem alten Freund, dem adligſten der Flüſſe, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden.

Als er nun dieſen im Traume in die Wellen geworfen, tauchte unter demſelben ein alter, ſehr ernſthafter und doch liebreicher Mann aus der Flut; ſein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlofs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderſchönes Jungfräulein und ſetzte ſie vor Radlof, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe ſich ihm freundlich genaht, ihm eine köſtliche alte Krone aufgeſetzt und ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach ſeiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wieſe gegangen, ſei auch gar kein anderes Kraut mehr drauf zu ſehen geweſen als nur Mausohr, worüber ſie beide ſehr erſchrocken ſeien; denn das Mausohr ſei dermaßen gewachſen, daß es ſie ganz umklammert habe; dann aber ſei ein Kraut Katzenſchwanz emporgeſchoſſen, und rings an allen Hecken und Bäumen ſo viele Weiden und Palmkätzchen, wie ſie am Palmſonntag in der Kirche eingeſegnet werden, und habe das Mausohr wieder verſchlungen. Während alledem ſah er im Traume den alten Waſſermann in dem Rheine zornig herumſpringen und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und ſeine Mühle ſchimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Ängſten.

Wie des Müllers Traum wahr geworden

Der Traum war ſo lebhaft geweſen, daß Radlof ſich die Augen nicht lange rieb. Er ſprang von ſeinem Lager und eilte hinaus auf die Wieſe, um nach den vornehmen Blumen zu ſehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber alles wie ſonſt: Gänſeblümchen die Menge und hier und da ein friſches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußerſten Spitzen ihrer goldenen Augenwimpern über den Rochusberg, welcher der Mühle gegenüber jenſeits des Rheins lag, hervor.

Radlof trat auf den Mühlendamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn ſein Traum ſtand ihm ſo klar vor Augen, daß er glaubte, es müſſe

alle Augenblicke der alte Wassermann hervortauchen und ihm die schöne Prinzessin entgegenreichen. Wie er so auf die Wellen niedersah, hörte er auf einmal eine herrliche Musik; da zitterte ihm das Herz vor Freude, und er dachte schon, das könne etwas bedeuten.

Als aber plötzlich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo widerschmetterten, hob er seine Blicke den Rhein aufwärts und sah von Mainz herab ein goldnes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Ameleya, saßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherrn, Rittern und Musikanten.

Merkwürdig war in dieser Gesellschaft, daß der größte Teil der Dienerschaft keinen Anteil an der Musik zu nehmen schien; denn der ganze Hofstaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem Schoße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle schienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereignisse zu sehen. Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewisse bedeutungsvolle Tiere als Hof- und Leibtiere mit sich herumzuführen, welche lebendige Würdenträger innerlicher Eigenschaften und Geistesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Person waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche und dergleichen Tiere bei sich, diese alte Königin aber eine Katze.

Diese Tiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmütigkeit erzogen und durften nur im äußersten Fall durch ein bescheidenes vieldeutiges Zeichen ihre innere Gemütsstimmung bemerklich machen. Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab, weil sie als Barometer für den Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Äußerungen man Krieg und Frieden, Bündnisse und Heuraten schloß. Ging aber ein solcher Handel schief, so setzte man das Tier ab, jagte es in den Wald oder brachte es sonst beiseite und nahm ein anderes an dessen Stelle. Manchmal, bei großen Veränderungen, nahm man größere, mächtigere Tiere an die Stelle; so kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stellen der Katzen.

Es waren diese Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Helden vor jedem wichtigen Geschäft erst aus dem Flug der Vögel, dem Lauf der Tiere, dem Fressen der Hühner Glück und Unglück vorhersehen wollten. In späteren Zeiten wuchsen die Leidenschaften der

Menschen so, daß kein Tier mehr groß genug war, sie vorzustellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elefanten wegen ihrer Unbändigkeit und Größe unbequem und unanständig; denn die Menschen wurden äußerlich zahmer und weichlicher.

Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibtiere mit herumzuführen und statt derselben geschickte, wohlerzogene Menschen anzustellen, welche sich nicht gleich alles merken ließen, damit man sich erst auf jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dieses gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruh' und Frieden zu verdanken haben. Aus diesen Abbildungen der Hof- und Leibtiere entstanden die Wappen, und man kann aus den seltsamen Figuren der auf denselben abgebildeten Tiere sich eine Vorstellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hoftiere zugestutzt hatten.

Zu dieser wohltätigen Veränderung sollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schoße der Königin von Mainz in dieser Geschichte Veranlassung erhielten. Wenngleich alle diese abergläubischen alten Händel längst vergessen sind, so ist doch hie und da noch eine Spur übriggeblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Nestern von den Dornhecken sammeln, sehen kann, daß vorübergezogene Schafherden sie daran hängen ließen, und so soll das Sprüchwort „Es kömmt Besuch, denn unsere Katze putzt sich" noch von der prophetischen Gewohnheit jener Katze herkommen, sich vor jeder Ankunft hoher Gäste fein sauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerksamkeit nicht ohne Ursache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem versprochenen Bräutigam ihrer einzigen Tochter, der Prinzessin Ameleya, entgegen, dem Prinzen Rattenkahl von Trier, der mit der alten Königin von Trier den Rhein herauf fahren sollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß diese Familie ein Hof- und Leibtier von sehr verschiedener Gemütsart mit sich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeiung, daß am Binger Loch durch Zusammenkunft von Katz und Ratz eine hohe glückliche Verbindung und eine neue glückliche Zeit eintreten sollte. Das Liedlein sagte folgendes:

Gute Zeit! Wenn Ratz und Katz
Einig auf des Rheines Flut

Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück, dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf!

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahls eine ausgezeichnete Ratze mit sich zu führen pflegte, so hielt man das heutige Begegnen der beiden Schiffe, welche Ratz und Katze und auch den herzallerliebsten Schatz, die Prinzessin Ameleya, mit sich führten, für die Erfüllung jenes alten Reimes, und die Hofmusikanten spielten gar keine andere Melodie, was schier langweilig war.

Die schöne Ameleya war sehr begierig, ihren Bräutigam zu sehen, mit welchem ihr ein so großes Glück kommen sollte, und sie hatte sich ganz vornhin auf den Schnabel des Schiffes gesetzt, so daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünsamtenes Kleid, mit goldnen Träublein gestickt, und spielte mit einem goldnen Ruder nachlässig in den Wellen, während sie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felsental hineinsah, in welches sich der Rhein aus dem heitern und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit seinem feurigen Wein einen kühlen Keller suchen.

Radlof wendete kein Aug' von der schönen Prinzessin; denn ihm schien nicht anders, als daß sie die nämliche sei, welche ihn im Traum so sehr erfreut hatte; dazu kam noch, daß er in dem Gesange von dem Schiffe her in den Worten „Schatz, Glück, Rades Lauf" immer von einem besondern Glück zu hören glaubte, das dem Radlof begegnen sollte.

Da erhob sich aber auf einmal ein starker Wind, und das Schiff der Königin strich von Trier mit vollen Segeln bei dem Binger Loche heraus und war in wenig Minuten dem Mainzer Schiff sehr nahe.

Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, saß auch auf dem Schiffsschnabel, seine Braut desto eher zu erblicken. Aber er sah nicht zum besten aus. Wenn er gleich ein guter Herr von großen persönlichen Eigenschaften sein mochte, so stand ihm doch sein kahler, spitzer Kopf, sein sehr dünner, aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von schwarzen und weißen Mäusefellen mit einem langen Rattenschwanz dran sehr unvorteilhaft. Hinter ihm saß auf einem ledernen Stuhl seine Mutter, die Königin von Trier, eine sehr alte Dame, die so beschäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem Samtküssen im Schoße lag, mit Zuckerbrezeln zu füttern, daß sie von allem

um sie her nichts hörte und nichts sah; denn die Ratze schien besonders unruhig und wollte sich immer verstecken.

Nun kamen sich die Schiffe sehr nah, und die Mainzer Musikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgesang, den sie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims vorhanden; keine Miene verzog sich auf den beiden Schiffen; hier schaute alles nach der Katze, dort nach der Ratze, welche sich beide auch in äußerster Stille verhielten. Man erwartete das große Glück.

Die schöne Ameleya, etwas über das Aussehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlofs Mühle hin, und Radlof rückte auf den äußersten Rand seines Mühlendamms. Nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal, und die Erfüllung stand nicht länger auf dem Sprung.

Die Katze fuhr wie ein Blitz über die schöne Ameleya weg nach der Ratze in das andre Hochzeitschiff hinüber, die ebenso geschwind vor ihr in einen Winkel schoß; die alte Königin war mit ihrem Stuhle umgefallen, aber — o Unglück! — der schönen Ameleya entfiel das goldne Ruder, sie bückte sich darnach und stürzte in die Flut, und plumps! sprang Radlof mit gleichen Beinen in den Rhein, sie zu erretten.

Auf den beiden Schiffen war alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin von Trier schrie wie rasend: „Staatsratz! Staatsratz!" — Die alte Königin von Mainz aber schrie: „Staatskatz! o Staatskatz!" denn der Prinz Rattenkahl trieb diese dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß sie sich endlich auf den Mastbaum rettete.

Diese Verwirrung mehrten die Musikanten noch, die wie toll und rasend drauflos paukten und trompeteten, worüber der König von Mainz endlich so unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Wasser stieß.

Da war es etwas geräumiger und stiller, und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzessin Ameleya erst verstehen, und nun erhob er ein großes Wehgeschrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo sie hinabgestürzt war, und rief dem Trierischen Prinzen Rattenkahl zu: „O, teuerster Herr Schwiegersohn, retten Sie Ihre Braut!" Rattenkahl aber hörte und sah nichts vor Zorn über die Katze, die er noch immer herumhetzte, um sie aus dem Schiffe zu bringen, und schrie immer, mit seiner Mutter zugleich: „Ins Wasser mit der Katze, sie soll ertrinken!"

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber sie traf ihn nicht und flog in den Rhein. Nun wendete sich der König zu seinem Gefolge und rief aus: „Wer mir meine Tochter rettet, der soll sie zur Frau haben und meine Krone dazu!"

Die Musikanten wollten platterdings nicht retten und schützten vor, das Wasser verderbe das Gehör, verstimme die Geigen, stehe gar zu tief unter dem Kammerton, habe keine Resonanz, und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen.

Einige Ritter sprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen sie alle in den Grund.

Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun selbst hinein, aber ihre breiten, steifen Röcke hielten sie oben wie Fischkasten, dabei jammerten sie, es komme ihnen kalt an die Beine, und sie würden von Fischen gebissen. Hierzu raste der König um seine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Musikanten spielten und schrien den Staatsreim in einem betrübten Ton toll durcheinander; denn die Damen und Pauker und Trompeter, die um das Schiff herumschwammen, faßten sie an den Haarzöpfen, um sich herauszuhelfen.

Da tat die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff; sie hatte aber nicht gut gemessen und fiel ins Wasser, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäusepelz auf den Schultern tanzte, seine Mutter aber, die alte, böse Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patschte. Sie hatte sich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze gesetzt und, um die Katze von sich zu scheuchen, wie ein Hund gebellt. Die Katze aber wurde von einem schwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geschleudert, und ist später aus dieser Tat ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entstanden.

Als aber Rattenkahl noch mit dem Ruder so nach ihr schlug, daß das Wasser dem König von Mainz die ganze Frisur verdarb, kam dieser in einen solchen Grimm, daß er ausrief: „So wollte ich dann, daß dich das Binger Loch mit Mann und Maus verschlänge und die Felsensteine rings dazu lachten!"

Darauf aber erwiderte die Königin von Trier nichts als mit einer recht spitzigen, feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß'!"

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indes ihre Lieblingskatze,

und der König wendete seinen ganzen Zorn nun auf sie, weil er behauptete, diese verwünschte Katze habe alle das Unglück herbeigeführt, und sie begannen beinahe schon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieser häßlichen Herrschaften nicht mehr länger mit ansehen konnte und plötzlich einen heftigen Sturm in seinen Wellen zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu auseinander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das Trierische gegen Koblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herumfuhr, ward die Verwünschung des Königs von Mainz schon an ihm wahr: der Strudel faßte das Schifflein und drehte es herum wie einen Kreisel, immer geschwinder und geschwinder. Da lautete es, als wenn sich ein Riese gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Wasser, und Rattenkahl, seine Mutter und die Ratze verschwanden mit ihm. Die Felsen aber lachten rings dazu: „Klick, klack, klack!" als wenn man mit tausend Peitschen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr, und der Traum des frommen Müllers Radlof und der alte Staatsreim auch; denn sein Freund, der alte Rhein, trieb dem schwimmenden Radlof den Schatz, die schöne Ameleya, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anstrengung arbeitete er, die schon halbtote Prinzessin nach seinem Mühlendamm hinzubringen, und da er merkte, daß er selbst auch die Besinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzessin fest mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hülfe an, der ihn nicht verließ und mit Ameleya gleich neben seiner Mühle auf der schönen Wiese ans Land warf, wo sie beide ohnmächtig, wie tot, nebeneinander lagen.

Wie Radlof die schöne Ameleya in seine Mühle führt

Der Rhein war schon wieder ganz ruhig und spiegelglatt, und die Sonne schien warm herunter; da erwachte Radlof aus seiner Betäubung.

Ach, wie war er verwundert, als er die schöne Prinzessin in ihrem grünen, goldgestickten Samtrock neben sich im Grase liegen sah. Schnell sprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüsterte: „Ach, allerholdseligste Prinzessin, wollen Sie nicht aufstehen und sich in meine Mühle bemühen?"

Da sie aber kein Zeichen von sich gab, kam er in die größte Angst und dachte erst, daß sie wohl gar könne ertrunken sein.

Nun besann er sich hin und her, was er von Mitteln gehört hatte, Ertrunkene wieder zu sich selbst zu bringen, aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden, so sehr unwürdig fühlte er sich, die schöne Prinzessin zu berühren. Das gewöhnliche Mittel, sie auf den Kopf zu stellen, fiel ihm zuerst ein; aber wie konnte er, dem es schon durch Mark und Bein ging, wenn er einen Laib Brot auf der oberen Seite liegen sah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzessin auf den Kopf zu stellen? Dann fiel ihm ein, daß man solchen Betäubten Federn unter der Nase verbrenne, um sie durch den scharfen Geruch zu sich zu bringen, aber auch dies Mittel schien ihm erschrecklich; er hätte sich nie verzeihen können, einer so schönen Nase etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er also gar nichts wußte, fing er, neben ihr kniend, von ganzem Herzen zu beten an, der liebe Gott möge die schöne Ameleya doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er so betend ihr in das liebliche Angesicht schaute, summte eine kleine goldne Biene um sie her und wollte sich eben auf ihrem roten Munde, den sie für eine duftende rote Nelke hielt, niederlassen. Da vergaß Radlof in der Angst, die Biene möge die Prinzessin stechen, alle seine vorige Schüchternheit und gab der schönen Ameleya, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher sie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erwachte.

Radlof kniete noch zitternd neben ihr und sprach in der tiefsten Ehrerbietung: „O, allerholdseligste Prinzessin, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich versichere Dieselben, der Schlag war allein auf eine unverschämte Biene gemünzt, welche Dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B. eine rote Blume, ansah und Honig darauf sammlen wollte. Als ich diese nun erschlagen wollte, entwischte sie unter meiner Hand, und diese hatte das Unglück, der allerholdseligsten Prinzessin Wange nur allzu derb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; ist aber mein Verbrechen wirklich so groß, als ich es fühle, so bitte ich Dieselben, mir alsogleich den Tod zu geben."

Die schöne Ameleya hörte diese Worte des Müllers kaum, so betäubt war sie noch, und da sie sich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen fest wie

eine schöne Bildsäule am Rhein dastand und gar nicht von der Ohrfeige zu wissen schien, tat er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzessin sah bange den Rhein hinauf; da hörte sie noch in weitester Entfernung eine Trauermusik erschallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurückruderte. Das beruhigte einigermaßen ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen sein möge, das kümmerte sie gar nicht, weil sie eigentlich aus Schrecken über dessen unangenehmes Aussehen in das Wasser gefallen war.

Nun kniete sie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er sie so wunderbarlich errettet habe, und wendete sich dann zu Radlof, dem sie nun auch von Herzen dankte und ihn bat, sie in seine Mühle zu führen, damit sie ein wenig schlafen könne. Radlof konnte vor Freude und Entzücken, als die schöne Prinzessin mit ihm sprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine untertänige Verbeugung; als sie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, teils aus Ehrerbietung, teils damit ihr die vom Rheinwasser noch sehr nasse Schleppe nicht so kalt an die Beine schlagen sollte. Der Prinzessin gefiel diese Artigkeit des Müllers gar sehr, und sie sah dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuß auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Rittersporn und andere adlige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.

So traten sie in die klappernde und staubende Mühle, und als er sie in seine Stube gebracht, redete sie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm; doch konnte er ihre Stimme nicht verstehen vor dem Mühlgeräusch, und er wollte sich schon wegbegeben, die Mühle festzustellen, aber sie blieb in demselben Augenblicke von selbst stehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß sehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, so beschäftigt war er mit seinem vornehmen Besuch und besonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftischen sollte.

Radlof verbeugte sich vor Ameleya und bat sie, sich es bequem zu machen; er legte ihr weiße Tücher über sein Bett, setzte ihr frisches Wasser hin, seine Kleie zum Waschen, auch sein bestes Handtuch und einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er selbst geschnitten hatte, wie auch das Brauthemd seiner verstorbenen Mutter und die Hochzeitkleider derselben, damit sich die Prinzessin umkleiden könne. Dann machte er ein Feuer auf den

Herd, teils ihr etwas zu kochen, teils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen. Alles das tat er still, ohne ein Wörtchen zu sagen. Die Prinzessin war auch ganz still und sah ihm zu, wie er alles so fleißig und bedachtsam und bescheiden besorgte, was ihr etwa angenehm sein könnte. Nun nahm er noch seine eignen Sonntagskleider aus dem Kasten, hängte sie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tisch, ließ sich dann auf ein Knie nieder und sprach: „Allerholdseligste Prinzessin, wenn Sie sich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben, geruhen Sie mit dieser Kreide hier an die schwarze Küchentüre Ihre sämtlichen Leibspeisen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und sehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag."

Die Prinzessin war durch die Artigkeit des Müllers sehr gerührt, brach die Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlof, begebe dich in die Küche und schreibe auf die andre Seite der Türe deine Leibspeisen, und diejenige, welche wir beide zugleich werden aufgeschrieben haben, sollst du mir dann bereiten." Radlof nahm die Kreide und sprach: „Nicht allein dieses, sondern auch alles andere, was Sie wünschen könnten, schwöre ich Ihnen zuzubereiten, wann es in meinem Vermögen steht."

Nun machte er eine Verbeugung und begab sich nach der Küche.

Wie Radlof den Küchenzettel macht und der schwarze Hans auch dabei sein will

Kaum war Radlof in der Küche, als er ein hübsches Feuer auf dem Herd machte und alles Geschirr recht reinlich ausscheuerte, wobei er sich immer besann, was er für Lieblingsgerichte aufschreiben sollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anders einfallen als gebrannte Mehlsuppe und Rührei, denn er hatte sein Lebtag nichts anders gegessen und kannte auch kein anderes Gericht. Unter diesen Geschäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Türe hin, ob die Prinzessin etwa schon auf der andern Seite ihre Lieblingsspeisen dran schreibe; aber er vernahm noch nichts, sie schien beschäftigt sich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur besann er sich noch immer auf irgendeine andere Speise und rieb sich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er

hatte aber am Fenster einen zahmen Star im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht hatte sprechen lehren können, wenngleich der Vogel eine besondere, ja beinah menschliche Klugheit verriet. Als er nun den guten Vogel ganz tiefsinnig auf seiner Stange sitzen sah, als ob er sich auch auf einen Küchenzettel besänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er seine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude,
Was kocht der weiße Müller heute?"

Da antwortete der Star zum erstenmal, aber mit sehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der schwarze Hans ist auch dabei!" —

„Wohlan, so soll es auch dabei bleiben", rief Radlof aus, voll Freude, daß sein Vogel zum ersten Male gesprochen. Fröhlich ging er zum Vogelbauer, streute schönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit frischem Wasser. Aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht fressen und nicht saufen; das Herz schlug ihm, als wenn er einer Katze gegenüber säße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlof konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur so betrüben möge. Endlich dachte er: er ist vielleicht erschrocken, als ihm auf einmal der Verstand aufgegangen und die Sprache gekommen, und weiß er jetzt seines Studierens kein Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerst sagen soll. Um ihn nun ein wenig aufzumuntern, sprach er zu ihm:

„Friß und sauf und bade dich
Und pfeife eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmause lade dich;
Hast du kein Geld, ich will dir's borgen."

Worauf ihm aber der Star noch viel betrübter antwortete:

„Was hilft's, wenn ich viel fresse,
Es ist mein Leichenschmaus.
Mich speist doch die Prinzesse,
Denn meine Zeit ist aus.

Was hilft's, wenn ich viel saufe,
Es ist mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr roter Mund.

Was hilft's, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich sterb' heut ohne Gnade,
Ich muß gefressen sein."

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf sein Freßtröglein, als wolle er ihn abgehackt haben. Radlof bemitleidete ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenster, damit er sich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er sei von vielem Studieren und Einsitzen so tiefsinnig geworden. Indem hörte er die Prinzessin mit der Kreide an der Türe schreiben, und schnell sprang er mit seiner Kreide auch an die Türe; sie schrieb von außen, und er schrieb von innen, und sie schrieb noch lange, als er längst fertig war. Endlich machte sie die Türe auf und sprach: „Jetzt will ich lesen, was ich alles aufgeschrieben; wenn du es nicht hast, so gib mir ein Zeichen!" Da las sie:

„Gebackene Pflaumen von Wolfenbüttel?"
Der Müller mit dem Kopfe schüttelt.
„Einen verzuckerten Schweinskopf?"
Der Müller schüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleberpastete?"
Der Müller mit dem Kopf drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?"
Der Müller schüttel mit der Stirn.
„Lämmerschwänzchen in Honig gebacken?"
Der Müller schüttelt mit den Backen.
„Ein kandierter Wasserhase?"
Der Müller schüttelt mit der Nase.

Endlich sagte sie:

„Gebrannte Mehlsuppe und Rührei?"
Der Müller sprach: „Es bleibt dabei."

Dann las die Prinzessin noch:

„Einen frischen Starenbraten?"
Der Müller sprach: „Ach ja, Ihr Gnaden!"

und die Tränen liefen ihm in die Augen, denn der Star sprach einmal übers andermal laut und vernehmlich, aber mit sehr betrübter Stimme dazu: „Der schwarze Hans ist auch dabei." Und Radlof merkte wohl, daß der

gute Vogel vorausgefühlt haben müsse, daß ihn die Prinzessin aufessen werde. Warum er das wußte, und wie er es wußte, und wozu es gut war, daß es geschah, das wußte damals kein Mensch und kein Star; vielleicht wird es im Fortgang dieser Märchen noch einmal bekannt.

So viel ist gewiß, daß Radlof wohl fühlte, er könne der Prinzessin keine Einwendung machen, so leid es ihm auch tat, den schwarzen Hans zu schlachten; denn er hatte ihr geschworen, alles, was in seinem Vermögen sei, für sie als Speise zuzurichten, so sie es begehrte. Er verbeugte sich demütig vor der schönen Ameleya und sagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdseligkeit zu bedienen", und somit zog er die Küchentüre wieder zu.

Wie sich der schwarze Hans selbst umbringt, Radlof und Ameleya ihn essen und nach Mainz ziehen

Nun band sich Radlof einen ganz neuen Mehlsack als Küchenschürze vor und nahm seinen Schleifstein und sein Messer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht scharfen Messer abschneiden, damit er nicht viel Schmerzen dabei haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Star an, dazu zu sprechen:

„Messer, Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz,
Hätt' ich nicht so sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt."

Als Radlof diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hanses hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich — denn er hatte eine besondere Hochachtung für Standespersonen in andern Umständen — den Vogel mit folgenden Worten an: „Ihro Durchlaucht waren also ein Fürst, ach vielleicht gar von Geblüt. O, dann getraue ich mich nicht, meine Hand an Ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich Dieselben der Prinzessin Ameleya vorstellen." Der Vogel antwortete:

„Einst war ich Fürst von Starenberg,
Mein Maul stand damals überzwerch;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt."

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, worauf er sich wieder einstellen wolle, um geschlachtet zu werden. Sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelst seines Schnabels auf einen Mehlsack vor einigen Tagen geschrieben, und werde es Radlof zu seiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Tür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen." Der Star aber flog nicht etwa zu dem Fenster hinaus, das fühlte er tief unter seiner Würde; er begab sich vielmehr zu Fuß mit langsamen, anständigen Schritten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlof schloß die Türe bescheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüsselloch, weil ihn Staatssachen damals gar nicht interessierten.

Als Ameleya den Vogel hereintrippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestütztem Arme nachdenkend saß. Er machte da mehrere Komplimente und rührende Stellungen vor ihr; die Prinzessin sah ihm verwundert zu und wollte eben über seine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr sprach:

„Gott grüß' dich, schöne Ameley,
Der schwarze Hans ist auch dabei!"

und mit seinem Schnabel eine goldne Nadel unter seinem Flügel hervorzog, die er sich so heftig in das Herz stieß, daß das Blut der Prinzessin auf den Arm spritzte. Als er niedersank, sagte sie mit Tränen: „Ach, armer Hans, was hast du getan?" Da sprach der Vogel mit sterbender Stimme:

„Ade, du schönste Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei!
Das schönste Grab wird mich beehren,
So du mich willst sogleich verzehren;
Der Müller soll auch essen mit,
Ich wünsch' euch guten Appetit."

Nach diesen Worten streckte er die Beine aus, schloß die Augen, sperrte den Schnabel auf und war mausetot.

Die schöne Ameley zog ihm die Nadel aus der Brust und erkannte dieselbe als eine ihrer Haarnadeln, die sie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geschenkt hatte, der bald darauf verschwunden war.

Über sein Verschwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzessin Ameley ihm eine ihrer Haarnadeln geschenkt, und da sei er plötzlich in einen Star verwandelt worden und davongeflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes und vergoß bittere Tränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und schluchzte so laut, daß Radlof nach seinem Mühlrad ging, welches vorhin stehngeblieben war, um zu sehen, was es am Gange hindere. Denn das Jammern der Prinzessin ging ihm so zu Herzen, daß er wünschte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu seiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr sie in seinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem Getriebe seiner Räder hängen, wodurch sie still gestanden waren. Kaum hatte er sie herausgenommen, so ging die Mühle wieder munter drauflos.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, sah er jenseits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg stehn; der blies, daß es in die Felsen hinein schmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch sah er viele Fischer und Taucher auf dem Rheine herumfischen und schwimmen und tauchen und suchen. Einer von diesen sagte ihm nun: der König von Mainz habe dem seine Tochter, die Prinzessin Ameleya, zur Gemahlin versprochen, der sie lebendig wiederbrächte, und wer sie tot brächte, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie samt der verlorenen Krone zurücklieferte, der solle sein Nachfolger sein.

Radlof konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzessin „Juchhe! mein herzallerliebster Schatz!" zugerufen, aber das Wort im Munde erstarrte ihm. Denn er sah die Prinzessin beschäftigt, den verstorbenen Herrn von Starenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidnes Schnupftuch tat, als fürchte sie, ihm weh zu tun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hanses, salzte ihn mit ihren Tränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schnürnestel, um ihn zu braten; seine Eingeweide aber tat sie in eine Büchse, um sie in seinem Familienbegräbnis beisetzen zu lassen. Aus den Federn machte sie ein seidnes Küssen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Starenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Ameley nötigte den Müller zu Tische und aß vor allem unter bittern Tränen ihr Teil von dem schwarzen Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller. Aber kaum hatten beide davon gegessen, als es ihnen sehr wunderbar zumut wurde und sie eine große Liebe zueinander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Ameley sagte: „Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit niemand mein Leben zubringen als mit dir."

Radlof aber sagte zu ihr: „Allerschönste Ameley, ich habe einen reichen, vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rat schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurückführe."

„Ach", sagte die schöne Ameley, „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsre Liebe merkt, sind wir verloren."

„Seid nur ruhig", sagte Radlof, „ich habe ein ganz andres Glöcklein läuten hören", und somit ging er mit Ameley, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese und bat sie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen.

Während sie das tat, holte er seinen schönsten Esel und zäumte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Ameley wurde mit Blumen geziert und setzte sich dann auf den Esel. Er selbst setzte die Krone des Königs auf, tat seine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Esel mit der schönen Ameley nach Mainz.

Ihre Gespräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit, und sie übereilten sich gar nicht; der Esel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entstand die größte Freude; jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlof selig und schloß sich dem Zuge an, viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die schöne Ameley gerettet und bringe sie, als er bekanntmachen ließ, kein Mensch solle bei Todesstrafe ein Wort davon sprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut versprochen.

Wie Radlof betrogen ward, dem König von Mainz den Krieg erklärte, was er nachher in seiner Mühle träumte, und wie er die Königin und Rattenkahl von Trier begräbt

Der Zug kam Mainz immer näher, und als die schöne Ameleya die Fenster des Schlosses in der Abendsonne spieglen sah, weinte sie vor Traurigkeit, und als sie über die lange Rheinbrücke zogen, weinte sie noch viel mehr und sagte zu dem Müller: „Lieber Radlof, nimm diesen Ring zum Angedenken", und gab ihm einen Ring, „und diesen Kranz, wirf ihn in den Rhein, daß er uns helfe." Das tat der Müller, und sie zogen in die Stadt ein, vom Volke begrüßt, und vor das Schloß.

Der König lag mit der Königin am Fenster, und als Radlof sie sah, machte er mit dem Esel halt, schwenkte die Krone und rief hinauf: „Ich wünsch' euch einen guten Abend, Herr Schwiegervater und Frau Schwiegermutter! Hier bringe ich euch meine Braut, eure Tochter, die schöne Ameleya, lebendig. Nun sagt mir öffentlich vor dem Volke zu, was eure Trompeter ausgeblasen haben, so sollt ihr euer Kind wieder in eure Arme schließen!"

Die schöne Ameley ward rot bis über die Ohren, als Radlof so mutig hinaufschrie; der König und die Königin waren vor Bosheit totenbleich, und plötzlich drangen mehrere Trabanten aus dem Schlosse, rissen die schöne Ameley vom Esel und brachten sie ins Schloß, dessen Tore sie dem nacheilenden Radlof vor der Nase zuschlugen. Zugleich wurden auch alle Fenster des Schlosses zugemacht, und der betrogene Radlof mochte pochen und jammern, wie er wollte, er bekam keine Antwort.

Er hatte aber den schwarzen Hansen halb im Leibe und war voll Mut und erklärte, auf seinen Esel steigend, dem König von Mainz laut den Krieg, worüber die Mainzer Bürger ihn höhnisch auslachten und die Kinder ihn den Eselsritter nannten. Da aber einige brave Leute ihm beistanden und laut den König wortbrüchig nannten, ließ der König sogleich ausrufen, jedermann solle sich nach Haus begeben, und man solle den wahnwitzigen Müller ruhig heimziehen lassen. Weil sich nun das Volk noch nicht verlor, ließ er einen hohen Galgen vor dem Schloß aufrichten, vor welchem die Mainzer mit großem Respekt nach Haus gingen.

Als sie alle fort waren, stand der arme Radlof mit seinem Esel allein da. Er sah die Sonne untergehen ganz rot in den Rhein und blickte an die

Fenster, ob er seine schöne Ameleya nicht sehen könnte. Da warf man plötzlich alle die Kränze oben herab, mit denen er die schöne Ameley geziert hatte.

Er las sie sorgsam auf und hängte sie an seinen Esel, und da es bereits dämmerte, ging er an den Galgen und hängte des Königs Krone daran und schrieb dazu:

„Zum ewigen Angedenken
Häng' ich hier deine Krone,
Wo du, meineid'ger König,
Zu deines Undanks Lohne
Heut selber müßtest henken."

Dann drehte er seinen Esel herum und ritt ruhig wieder nach Haus.

Unterwegs dachte er, wie er es anfangen sollte, den König zu bestrafen, aber immer kamen seine Gedanken auf die schöne Ameleya, und er vergaß allen Zorn und fiel in eine tiefe Schwermut. Als ihm seine Mühle entgegenklappte, fiel ihm seine Armut und seine heutige Hoffnung recht aufs Herz, und als er seinen Esel eingestellt und seine Stube betreten hatte, wurde er sehr betrübt.

Alles lag, wie die schöne Ameleya es verlassen, und sein Bett war noch gedrückt von ihr. Alles ließ er, nichts getraute er sich zu verrücken, es war ihm alles heilig.

Als er in die Kammer trat, wo ihm sonst sein Star entgegengeschrien, und er nun den leeren Käfig ansah, rief er aus: „Ach, armer schwarzer Hans, kaum war dir der Adel über den Schnabel gekommen, so konntest du nicht anders, du mußtest aus Höflichkeit sterben und gefressen werden; ach, ich armer Müller! Kaum nenne ich den König Schwiegervater, so läßt man mir den Galgen vor die Nase bauen. Aber ich lasse nicht ab, bis mir mein Recht gehalten wird, und sollt' ich beim Kaiser selbst drum appellieren."

Nun ging er auf seinen Mühlendamm; es war zwölf Uhr in der Nacht, aber er wollte doch noch seinem alten Freund, dem Rhein, gute Nacht sagen und sang ihm folgendes Lied, indem er ihm die Kränze der schönen Ameley zuwarf:

„Wie oft ich dir gesungen,
Weißt besser du als ich;
Wie manchen Kranz geschlungen,
Weißt besser du als ich.

„Wie froh mein Herz geschlagen,
Weißt besser du als ich;
Wie ich mein Leid soll klagen,
Weißt besser du als ich.

„Die hohen Sterne schwanken
So düster heut in dir,
Es schwanken die Gedanken
So düster heut in mir.

„Du gabst mir in den Wellen
Die schöne Ameley;
O, wolle mir gesellen
Die schöne Ameley.

„Sie schickt dir Blumenketten,
Die schöne Ameley;
O, helfe mir erretten
Die schöne Ameley.

„Gut' Nacht, tu dich bedenken,
Was mir das beste sei;
Tu in dem Traum mir schenken
Die schöne Ameley!"

Da er dies gesungen, ging er nach Haus und legte sich auf die bloße Erde neben das Bett, wo die schöne Ameley geruht; denn er wollte dies nicht verändern, und so schlief er ein und hatte folgenden Traum. Er sah den alten Rhein wieder, der saß im Rohr und schnitt eine Pfeife, und als er ihn fragte: „Für wen ist die Pfeife?" sprach der Rhein: „Für dich und deine Armee, du sollst sie im Kriege blasen, den du dem König von Mainz angekündigt." Als er ihn aber fragte, woher er die Soldaten erhalten sollte, sagte der Rhein: „Vom Prinzen Rattenkahl im Binger Loch."

Da erwachte der Müller und dachte seinem Traum lange nach und konnte nicht klug draus werden, doch hatte er einen großen Glauben an den Traum und ging am Rheine hinab an das Binger Loch spazieren, und da er dort ein schönes Rohr fand, schnitt er sich eine Rohrpfeife und setzte sich auf eine Felsenspitze und pfiff ein lustiges Lied.

Kaum hatte er ein Stückchen gepfiffen, als er wieder ein großes Gepfeife hörte und eine Menge schwarzer Mäuse um den Felsen heraufkriechen sah; an ihrer Spitze stand eine große Ratze, welche sich auf die Hinterbeine setzte und also zu ihm sprach: „Mein lieber Müller Radlof, was steht zu

deinen Dienſten?" Da ſagte Radlof: „Ein paarmal hunderttauſend Mann gegen den König von Mainz, der mir die ſchöne Amely nicht geben will."

„Von Herzen gern", ſagte die Ratze, „aber du mußt mir auch einen Gefallen tun und den Prinzen Rattenkahl und ſeine Frau Mutter, bei der ich bis jetzt in Dienſten geſtanden, und die im Binger Loch verunglückt ſind, begraben."

„Das iſt nicht mehr als Schuldigkeit", ſagte Radlof. „Ihre Körper", erwiderte die Ratze, „liegen bei dem Binger Loch auf der Inſel, wo du ſie begraben kannſt, bis die Leute von Trier es erfahren und ſie abholen; wenn du das verrichtet haſt, ſo gehe nach Mainz mit deiner Pfeife, und ſobald du pfeifſt, komme ich mit allen Mäuſen der ganzen Welt — denn ich bin der Rattenkönig — und helfe dir."

„Aber der ſchönen Ameley dürft ihr nichts tun", ſagte Radlof. „Behüte Gott!" ſagte die Ratze, und ſo war der Bund geſchloſſen.

Nun ſetzte ſich der Müller auf ſeinen Kahn und fuhr hinüber auf die Inſel mit Hacke und Spaten. Da fand er den Prinzen Rattenkahl und ſeine alte Mutter, die Königin von Trier, auf dem Sande liegen und eine Menge Ratten um ſie herum, welche ſie bewachten. Er machte in die Mitte der Inſel zwei ſchöne Gruben nebeneinander, die er mit Kräutern und Blumen ausſtreute, wobei ihm die Ratten ſehr fleißig halfen. Dann legte er ſie beide hinein und faltete ihnen die Hände. Bei dem Prinzen gelang es ihm, aber bei der Königin ging es nicht; denn ſie hatte zwei Fäuſte gemacht, und die konnte er nicht aufkriegen. Er ließ ihnen allen Schmuck, ja er putzte ihnen noch ihre Kronen mit Rheinſand wieder blank, da ſie von dem Schlamm trüb geworden waren. Auf das Grab aber legte er einen Stein, auf welche er folgende Inſchrift machte:

Hier ruht
Die Königin von Trier,
Prinz Rattenkahl auch neben ihr,
Sie zogen auf die Freierei
Nach der ſchönen Ameley.
Im Binger Loch ertranken ſie;
Der Müller Radlof begrub ſie hie.
Er hat ſich eine Pfeif' geſchnitten
Und iſt nach Mainz in Krieg geritten.
Der Rattenkönig ſteht ihm bei,
Des Gott gepfiffen und getrommelt ſei.

Wie Radlof die Mäuse zu Mainz zusammenpfeift, das Testament des schwarzen Hans auf seiner Mühle findet und in den Schwarzwald abreiset

Als Radlof das Begräbnis vollendet hatte, war es schon Abend geworden; aber er ritt dennoch nach Mainz, und es schlug zwölf Uhr in der Nacht, als er allein vor dem Schlosse stand. „Ach Gott", dachte er, „wenn ich nur die schöne Ameley noch einmal sehen könnte, ehe ich meinen Krieg anfange; vielleicht könnte alles noch gut gehen." Mehreremal wollte er seine Pfeife an den Mund setzen, aber immer unterbrach ihn irgendein Geräusch, und er glaubte immer, das könnte Ameley sein, und er blies nicht. Aber endlich hörte er ein Fenster aufgehen und folgendes Lied singen:

„Da drunten in jenem Tale,
Da treibet das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Vom Morgen bis wieder zur Nacht.
Das Rad, das ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End',
Und wenn zwei Liebchen scheiden,
So reichen's einander die Händ'."

Der Müller erkannte bald die Stimme der schönen Ameley und war sehr gerührt, denn er merkte wohl, daß sie mit der Mühle, von der sie sang, seine Mühle meinte; und er sang ihr wieder:

„Da droben auf jenem Schlosse,
Da singet ein Jungfräulein;
Das hab' ich wohl gestern gezogen
Aus dem tiefen, blauen Rhein.
Sie ist's, um die ich freie,
Der Vater versaget sie mir.
Gott grüß dich, schön Ameleye,
Der Müller steht vor der Tür."

Man kann sich wohl denken, wie die schöne Ameley erfreut wurde, als sie Radlofs Antwort hörte; aber leider hatte sie ihm nichts Gutes zu sagen und sang ihm wieder:

„Ach, Radlof, lieber Radlof,
Ich bitte dich, zieh nach Haus!

Mein Väterlein will dich henken
An den hohen Galgen hinaus;
Mein Mütterlein will dir schenken
An den Hals einen Mühlenstein
Und dich, mein Lieb, versenken
Wohl in den tiefen Rhein."

Radlof sang darauf:

„Ich hab' einen Traum geträumt
Von blauen Rittersporn,
Von goldnen Kaiserkronen,
Der wird nun zu Distel und Dorn;
Mausöhrlein trägt nun mein Garten.
Gut Nacht, schön Ameley,
Nun steige ich auf die Warte
Und mache ein Feldgeschrei.

„Mein Völklein soll nun ziehen
In des Königs Land einher;
Er wird ihm nicht entfliehen,
Sie sind wie der Sand am Meer.
Sie tragen graue Pelze
Und führen scharfe Zähn',
Kein Hälmlein auf dem Felde
Soll ihnen sicher stehn.

„In deiner Mutter Speiskammer
Sollen sie zur Tafel gehn,
In deines Vaters Krautgarten
Sollen sie spazierengehn,
Den Thron ihm ganz verderben
Und seines Hauses Schwell',
Und wenn auch hundert sterben,
Stehn tausend auf der Stell'.

„So lang, bis er wird halten,
Sein hohes Königswort,
Soll'n meine Landsknecht' schalten
Mit Rauben und mit Mord.
Dich werden sie verehren,
O schöne Ameley,
Das tu dem König belehren!
Leb' wohl und bleibe treu!"

Als er dies gesungen hatte, sagte ihm Ameley weinend „Gute Nacht!" und machte das Fenster zu; denn sie wurde von ihrer Mutter gerufen.

Radlof ging hinauf auf einen Felsen, der Eichelstein genannt, und pfiff einen lustigen Marsch, und kaum hatte er einige Minuten gepfiffen, als er in der Ferne ein großes Gezwitscher hörte. Der Nachtwächter ging vorbei und sagte: „Ei, was pfeift der Wispelwind heut närrisch im Rheingau!" Die Schildwache aber sagte: „Mein, ich glaube, es sind die Grillen!" Da machte ein Bäcker seinen Laden auf und sagte: „Ei, was zwitschern die Schwalben heute wunderlich!" Dann guckte ein Schneider zum Fenster heraus und sagte: „Wie heut dem Scherenschleifer sein Rad seltsam zischt!" Der Nachtwächter sagte dann wieder: „Es pfeift wie hunderttausend neue Schnupftabaksdosen!" Die Schildwache sagte: „Ich glaube, das wilde Heer wetzt die Jagdmesser", und so kamen sie in einen lauten Streit, was es sei.

Aber das Pfeifen ward immer stärker, und die Leute wachten alle auf, und in allen Fenstern war Licht; Radlof aber zog ruhig der Stadt hinaus und sagte hie und da, wo ihn die Leute fragten, was wohl das entsetzliche Gepfeif' sei: das werde wohl des Müllers Kriegsvolk sein, dem der König nicht Wort gehalten.

Als das Pfeifen immer stärker wurde, glaubte der König im Schlaf, es sei die Königin, die so mit der Nase pfeife, und er gab ihr einen Schlag, daß sie aufwachte und bös ward und ihn wieder schlug. Er sagte, sie sollte nicht so pfeifen; aber bald merkten sie es wohl, denn die ganze Stadt war in Alarm, und alles schrie: „Mäuse! Mäuse!"

Nun konnte weder der König noch die Königin eine Maus sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, solchen Widerwillen hatten sie gegen diese Tierchen; aber das half hier nichts, denn in wenigen Minuten liefen sie schon außen an den Schloßfenstern in die Höh', und es war ein solch Gekniſter und Gepfeife in allen Wänden, daß man in steter Todesangst war.

Nun waren zwar viele Katzen in Mainz, aber der König ließ sie alle wegfangen und in seine Stuben herum setzen, und das Volk war ganz hülflos. Es war ein Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht hörte; denn nun kamen noch die Bauern aus den ringsum liegenden Dörfern und schrien, daß die Mäuse ihnen alles Getreide abfräßen und das Korn auf den Speichern.

In solcher Angst war die Sonne aufgegangen, und es ward von den

Mäusen etwas stiller; denn sie lieben das Licht nicht. Der geängstete König und die Königin steckten den Kopf unter der Bettdecke hervor, und die schöne Ameley trat herein und sagte, wie sie gar nichts von den Mäusen gelitten habe, und wie ihr der Müller Radlof heut nacht im Traum erschienen sei und ihr gesagt habe, ehe der König sein Wort nicht halte, werde er seine Kriegsvölker nicht zurückziehen.

Als der König dies hörte, erinnerte er sich auch an die Worte der Königin von Trier, die ihm auf dem Rhein zugerufen hatte: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß'!" und er befahl nun, es sollten gleich zwei Trompeter zu Radlof reiten und ihn höflich einladen, zu einer Unterredung nach Mainz zu kommen.

Als die Trompeter nach Radlofs Mühle kamen, stand dieser vor der Türe und schrie ihnen entgegen: „Schon gut, ihr Herrn, ich komme schon; ich kann mir schon denken, was ihr wollt", und ohne sie nur anzuhören, sattelte er seinen Esel und ritt mit ihnen nach Mainz. Seine Pfeife hatte er umhängen, und als er zum Tor einritt, pfiff er einige Töne, worüber alle Mäuse sich verkrochen und still wurden.

Als er vor dem Schloß stand, sah der König zum Fenster heraus und konnte vor Zorn kaum reden, aber endlich sammelte er sich und sprach: „Müller Radlof, wie hast du mir die Mäuse ins Land gebracht?" — „Mein gnädigster Herr Schwiegervater", sagte Radlof, „mit dieser Pfeife." — „Und wo hast du die Pfeife her?" — „Die hat mir mein Freund, der alte Rhein, im Rohr geschnitten." — „Müller Radlof, du willst mich zwingen, dir die schöne Ameley zu geben, und ich will es auch tun; schicke mir zu einem Zeichen deines Vertrauens deine Pfeife herauf!"

Sogleich nahm nun der Müller seine Pfeife und gab sie den königlichen Bedienten, die sie in das Schloß trugen. Sodann kamen einige Trabanten und führten den Müller auch in das Schloß und machten die Tore zu.

Aber der arme Radlof, welcher froh die Treppen hinauf zur schönen Ameley springen wollte, wurde auf Befehl des falschen Königs in einen finstern Kerker geworfen.

Die schweren eisernen Riegel rasselten hinter ihm zu, und er war in seinem Elend allein.

Kaum daß er eine halbe Stunde unter bittern Klagen auf dem Stroh gesessen, raschelte etwas zu seinen Füßen, und er sah den großen Ratten-

König, mit dem er zuerst den Bund geschlossen, vor ihm sitzen, der also sprach: „Mein guter Freund und Bundesgenosse, du hast deine Sache schlecht gemacht; durch deine Treuherzigkeit hast du dich und mein ganzes Volk in des falschen Königs Hände gebracht; mich allein bitte ich dich wenigstens zu retten; halte mir die Ohren zu, daß ich es nicht höre, wenn man mein Volk fortpfeift. So bleibe ich bei dir, und denn wollen wir sehen, was weiter zu tun ist."

Unter bittern Tränen hielt nun Radlof dem Rattenkönig die Ohren zu; denn er hörte schon die Pfeife klingen und das entsetzliche Geschwirre der Mäuse. Der König ließ nämlich von einem Bettelvogt, der auf einem kleinen Nachen im Rhein stand, alle Mäuse und Ratzen in den Fluß pfeifen, und es dauerte wohl mehrere Tage, bis sie alle fort waren; dann warf der Bettelvogt die Pfeife auch ins Wasser und fuhr wieder zurück.

Der arme Radlof konnte in diesen Tagen gar nicht schlafen; denn er mußte dem Rattenkönig immer die Ohren zuhalten, und sie lebten indessen von Wasser und Brot. Auch hörten sie beständig vor dem Kerkerfenster von den Straßenjungen Spottlieder auf Radlof absingen, was der König allen Einwohnern befohlen hatte.

Als aber die Pfeife endlich schwieg, sank Radlof in einen tiefen Schlummer, den er doch nicht lange genoß; denn der Rattenkönig kitzelte ihn an der Nase, und da er erwachte, sagte er: „Nun strenge alle deine Kräfte an, uns zu retten; sieh, ich habe unter diesem Stein einen unterirdischen Gang entdeckt, durch den wir entfliehen können."

Radlof machte sich schnell an die Arbeit, und bald hatten sie den Stein so in der Höhe, daß sie hinunterkonnten, und daß er wieder hinter ihnen zufiel. Der Müller ließ sein Wams zurück, und so zogen sie bei zwei Stunden weit im Dunkeln fort. Bald hörten sie ein großes Rauschen über sich, und als der Müller sagte: „Vater Rhein, es ist mir, als hörte ich deine Stimme", antwortete es ihm: „Ja, mein Freund, ich rausche über deinem Haupt", und nun zogen sie noch eine Viertelstunde, da schrie der Rattenkönig: „Licht! Licht!" und sie kamen im Gebirge bei einer kleinen Kapelle unter vielen wilden Hecken wieder aus der Erde.

Der Mond schien, und der Himmel war voll Sternen; sie sahen, daß sie unter dem Rhein durchgegangen waren. Hier sagte ihm der Rattenkönig Lebwohl und zog seinen Weg, und Radlof kniete bei der Kapelle nieder und sagte Gott von Herzen Dank für seine wunderbare Errettung.

Hernach begab er sich wieder nach seiner Mühle und klagte abends dem Rhein seine Not, und da er zu Bette gehn wollte, suchte er unter seinen Mehlsäcken herum, sich ein Lager draus zu machen, und legte sie sich zurecht und schlief ruhig ein.

In der Nacht aber träumte ihm, er sei in einem großen Schloß und habe viele Diener um sich und werde hoch geehrt; nichts aber fehle zu seinem Glück als die schöne Ameleya, und er reite nach Mainz, um sie zu suchen; aber das ganze Mainzer Schloß sei leer und alles voll Traurigkeit; dann reite er wieder nach seiner Mühle, die könne er aber gar nicht finden und höre sie doch immer klappern, und so reite er bis in den Rhein. Als er aber das Wasser fühlte, erschrak er, und da wachte er auf.

Sieh da, er hatte auf dem Sacke geschlafen, auf welchen der Herr von Starenberg sein Testament geschrieben; der Tag graute schon, und er trat mit dem Sack ans Fenster und las wie folgt:

„Mein lieber Müller Radlof, wenn du dieses liest, bin ich vielleicht schon tot. Herzlich danke ich dir für die viele Geduld, die du gehabt, mich schwätzen zu lehren; ach, wenn du gewußt hättest, daß ich nur zu viel geschwätzt, und daß ich meinen jetzigen geringen Stand nur durch das Plaudern habe, du hättest dir keine Mühe weiter mit mir gegeben. Nun aber begebe dich in den Schwarzwald und suche den Grubenhansel und zeige ihm meinen Siegelring, den du im Käficht finden wirst, und deinen Mühlknappenbrief. Er wird dir mehr erzählen, und wenn du auf meinem Grund und Boden bist, so gedenke meiner und gönne den Überresten meines Leibes ein ehrliches Grab bei meinen Vorfahren.

Der schwarze Hans von Starenberg."

Mit Tränen benetzte Radlof diesen letzten Willen des schwarzen Hans und eilte nach dem Käficht und fand da hinter dem Freßtröglein einen goldnen Siegelring, auf dem ein Berg, ein Star und ein Mühlrad gestochen war; den nahm er zu sich und beschloß nun, seine Reise nach dem Grubenhansel zu richten und seine Mainzer Händel einstweilen beruhen zu lassen.

Zuerst nahm er Abschied von seiner Mühle und schloß sie zu. Nichts nahm er mit als den Käficht, den Siegelring und den Mehlsack. Dann fuhr er nochmals auf die Insel im Binger Loch, wo er wußte, daß sich der Rattenkönig aufhielt, und dem er noch ein Säckchen feines Weizenmehl schenken wollte.

Kaum hatte er sich dem Grabsteine der Königin von Trier genaht, als auch der Rattenkönig erschien, der einen langen Trauerflor anhatte, und da Radlof ihn gefragt, was der lange Flor bedeute, sagte er ihm: „Ich traure um die Meinigen, die durch deine Treuherzigkeit in ihren Tod gegangen sind."

„Hier hast du ein Säckchen Mehl", sprach Radlof. — „Ich danke dir", sprach der Rattenkönig, „es tut not, denn es werden teure Zeiten kommen." Dann erzählte ihm Radlof, daß er eine Reise vorhabe, und daß er komme, von ihm und den zwei hier begrabenen Ehrenleuten Abschied zu nehmen. Hierauf pflanzte er noch Thymian und Rosmarin aufs Grab und sagte dem Rattenkönig: was er für die schöne Ameleya in seiner Abwesenheit tun könne, solle er ihm aus aller Freundschaft tun. Das versprach ihm dieser, und sie trennten sich.

Nun stieg Radlof auf seinen Mühlendamm und sah noch einmal in den Rhein und gen Mainz hin, aber er war so betrübt, er konnte nicht singen und sagte nur immer: „Leb' wohl, Vater Rhein, dir befehle ich meine Mühle, dir empfehle ich die schöne Ameley!" und unter solchen Worten schied er von dannen ins Gebirg. Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, alles war still und traurig ringsum, und der Rhein schlug mit den Wellen gegen das Ufer, als wollte er ihm Lebewohl sagen; da verbarg ihn der Wald.

Wie der König Hatto von Mainz die alte Königin von Trier und den Prinzen Rattenkahl am Galgen beschimpfte, und wie der Prinz Mauseohr von Trier die Kinder zu Mainz aus Rache in den Rhein pfiff und sich dann am Grabe seiner Mutter mit dem Rattenkönig unterredete

Als der König von Mainz die Mäuse losgeworden war, bestellte er ein großes Fest in Mainz, bei welchem er den hohen dreibeinichten Galgen ganz mit Ratzen benaglen ließ; dann ließ er von Stroh einen Mann machen und ihm einen Mäusepelz anziehen, und eine Frau von Lumpen, ebenso gekleidet, die ließ er auf einen Wagen setzen, dem alle Kinder mit

kleinen Pfeifen folgen mußten, und mit diesem Wagen fuhr man an das Gefängnis Radlofs, den man auch dazusetzen wollte.

Aber wie erschraken sie, da sie niemand in dem Kerker fanden als den Wams des Müllers und einige Totenbeine, die wohl schon lange da gelegen waren. Nun glaubte man allgemein, die Ratzen und Mäuse hätten den Müller gefressen, und machte es bekannt. Der König bedauerte sehr, daß er ihm keinen Schimpf mehr antun konnte; ließ aber doch sein Wams neben dem ausgestopften Rattenkahl und der lumpernen Königin aufhängen und dabei die Kinder mit ihren Pfeifen ein abscheuliches Gequieke machen.

Als die schöne Ameley den Tod des Müllers vernahm, ward sie sehr traurig und ließ von ihrer alten, treuen Magd im Kerker nachsuchen, ob man nicht unter den Gebeinen ihr Ringlein finde. Da die Alte aber darin herumsuchte, kam auf einmal der Rattenkönig und sagte: „Mütterchen, was sucht Ihr?" Die Alte erschrak anfangs sehr und fürchtete, die Ratze möchte sie auch fressen; aber als diese ihr sagte: „Grüße die schöne Ameley von dem Müller Radlof und sage ihr, daß er noch frisch und gesund, und daß er nur verreist sei; sie soll ihm treu bleiben und sich nur immer stellen, als wenn sie ihn tot glaubte" — ward die Alte sehr froh und begab sich zurück und brachte der schönen Ameley die fröhliche Nachricht.

Da der böse König sein Fest begangen hatte, kam die Nachricht nach Trier, der Prinz Rattenkahl und seine Mutter hätten eine gar traurige Hochzeit in Mainz gehalten; denn der König habe sie an den hellen lichten Galgen gehängt, und die Kinder hätten sie noch dazu ausgepfiffen.

Nun hatte Rattenkahl noch einen kleinen Bruder, der Mausohr hieß, dem wurde das auch erzählt, und der kam darüber in einen solchen Zorn, daß er gar nicht wußte, was er anfangen sollte, und man mochte ihm sagen, was man wollte, so schrie er immer: „Die bösen Kinder, die meine Mutter und meinen Bruder ausgepfiffen, will ich strafen." Das trieb er so lang, bis er endlich einmal einen vornehmen General zu sehen kriegte, der ihm eine tiefe Verbeugung machte; da schrie ihm Mausohr zu: „Mit Verbeugungen ist mir nicht gedient, solange meine Mutter und mein Bruder zu Mainz ausgepfiffen werden von den Straßenjungen." Als die Soldaten, die hinter dem General so schön grade wie die Wachspuppen herzogen, dies hörten, fingen sie an, mit dem General zu zanken, und fragten ihn, warum er sie immer und ewig herumspazieren führte, er solle sie nach

Mainz bringen, daß sie ihren Fürsten abholen könnten. Der General aber sagte: „Ihr seid alle meine Kinder; wenn unsrer nur mehr sind, so soll es schon besser werden; laßt uns nur abwarten, wie die Courage dieses Jahr gerät." Aber die Soldaten waren so wild und tapfer, daß sie manns-hoch in die Höh' sprangen, und einige stellten sich auf den Kopf und präsentierten mit den Füßen das Gewehr.

Als die Vornehmsten des Landes dieses sahen, beschlossen sie, die Soldaten einstweilen an Ketten zu legen, daß sie noch immer wütiger wurden, um sie dann zur rechten Zeit nach Mainz zu führen; dies ließen sie dem kleinen Prinz Mauseohr durch seinen Hofmeister sagen, und zugleich, daß er, wenn er sich gut aufführe, mitziehen sollte und hernach gar König werden.

Mauseohr schwieg still dazu und dachte sein Teil für sich. Er wartete, bis es Nacht war, und schnarchte von ganzem Herzen, daß der Hofmeister glaubte, er schlafe ganz fest, und auch einschlief. Da stand aber Mauseohr leise auf und nahm sich einige Stücke Brot und sein Abcbuch mit und schlich sich eilends der Stadt hinaus gegen Mainz zu.

Er lief die ganze Nacht durch einen dicken Wald, und da er gegen Morgen auf eine Wiese kam, wodurch ein Bach floß, legte er sich ins hohe Gras, ein wenig zu schlafen. Kaum aber hatte er ein wenig geschlafen, als er durch ein großes Geschnatter erweckt wurde; er guckte sich um und sah einen Storch mit großen, langen Beinen auf der Wiese anmarschiert kommen, und hinter ihm drein liefen viele, viele Kinder, die sich um den Storch herum stellten und ihre Lektion hersagten.

Der Storch schrie: „A—B: ab, B—A: ba — Abba", und sofort schrien es ihm die Kinder immer nach, und wenn eines nicht ordentlich antwortete, schlug er tüchtig mit seinem Schnabel drauflos, daß sie gewaltig schrien. Dem Mauseohr machte dies viel Vergnügen, und fing er auf einmal an laut zu lachen, worauf die Kinder auch lachten, so daß der Storch ganz bös ward und tüchtig auf sie schlug; da fingen die Kinder alle an zu schreien: „Dort sitzt einer, der macht uns lachen."

Da lief der Storch so schnell gegen den Prinz Mauseohr, daß er über ihn stolperte und hinfiel, worüber die Kinder wieder sehr lachten; darüber ward der Storch nun dermaßen unwillig, daß er gewaltig zu klappern anfing und eben dem Prinzen Mauseohr einen rechten Schlag mit dem Schnabel geben wollte. Dieser hielt ihm aber sein Abcbuch vor, worauf

ein großer Storch abgebildet war, und da der Meister Langbein dies sah, geriet er in die größte Verwunderung und machte die lustigsten Sprünge um den Prinzen Mauseohr.

„Herr Storch", sagte nun Mauseohr, „sind Sie nicht böse auf mich, daß ich gelacht habe, aber es hat mich ein Gräschen in der Nase gekitzelt, und ich will Ihnen auch mein Abcbuch schenken, auf welchem Sie so schön abgebildet sind." Der Storch war hierüber sehr vergnügt und gab den Kindern Spieltag, die das kaum gehört hatten, als sie schnell und lustig in den Wald fortliefen.

Nun unterredete sich der Storch recht artig mit Mauseohr; dieser fragte ihn, wer ihn dann zum Schulmeister gemacht habe, und der Storch erzählte ihm, sein Vater sei hier im Lande auch Schulmeister gewesen, und sein Groß- und Urgroßvater auch; denn da er den Leuten die Kinder bringe, so müsse er sie ihnen auch unterrichten; denn die Bauern hierherum seien nie zu Haus und immer in der Fremde, Korn zu schneiden; so hüte er einstweilen das Dorf, das hinter dem Wald liege, und führe die Wirtschaft, Sonntags predige er auch. Dann ließ er sich von Mauseohr das Abcbuch explizieren und hatte eine große Freude daran.

Nun fragte Mauseohr ihn noch: „Bester Herr Schulmeister, wie machen Sie es dann, daß die Kinder Ihnen gehorchen?" — „Ei", sagte der Storch, „dahinten am Bache, da stehet ein Rohrgarten, welcher mir gehört, den hat mein Urgroßvater noch gepflanzet, und wenn ich mir von dem Rohr eine Pfeife schneide und drauf pfeife, müssen mir alle Kinder nachlaufen, wohin ich will." — Könnten Sie mir für mein Abcbuch wohl eine Pfeife schenken?" sagte Mauseohr. — „Mit Vergnügen", sagte der Storch und lief fort und brachte ihm bald eine sehr schöne Pfeife, worauf Mauseohr sich ihm empfahl und ihm versprach, wenn er glücklich von seiner Reise zurückkehre und sehe, daß er die Kinder aus dem Abcbuch gut unterrichtet habe, wolle er ihm einen warmen Weck mitbringen; worüber der Storch vor Freuden wieder hoch in die Höhe hüpfte und ihn mit großem Geklapper verließ.

Mauseohr steckte seine Pfeife sehr vergnügt in seine Mütze — denn er trug eine hohe Mütze von weißen Mausepelzen — und ging munter auf Mainz los.

Unterwegs wünschte er seine Pfeife zu probieren, als er auf eine Wiese kam, wo ein Gänsejunge und ein Gänsemädchen Hirsenbrei miteinander

aßen. Er tat aus der Ferne nur einen Pfiff auf seiner Pfeife, als sie ihren Brei verließen und auf ihn zu rannten. „Nun", dachte er, „will ich die bösen Mainzer Kinder, die meinen Vater und meine Mutter ausgepfiffen haben, so auspfeifen, daß sie mir nimmermehr hineinkommen sollen", und indem er so dachte, setzte er ein Bein so schnell vor das andre, daß er die Türme der Stadt bald vor Augen sah. Nun konnte er sich vor Unwill auch gar nicht mehr halten und marschierte munter in die Stadt hinein.

Wie wunderte er sich aber, daß er keinen Menschen auf der Straße fand! Alles war wie ausgestorben. Da kam er an eine Kirche und hörte gewaltig drin singen und Orgel spielen; er horchte am Schlüsselloch und sah alle Weiber drin und hörte sie singen:

„Dank und Preis,
Fort sind die Mäus'!"

Da schob er ganz leise den Riegel vor die Kirchentüre und ging — an eine andre Kirchentüre und horchte wieder, da sangen alle Männer drin:

„Dank und Preis,
Fort sind die Mäus'!
Der Müller hat im Turm gesessen,
Da haben ihn die Mäus' gefressen."

Da schob Mauseohr wieder den Riegel vor die Türe und kam endlich an eine noch weit schönere Kirche, da klangen Pauken und Trompeten drin, und als er durchs Schlüsselloch sah, erblickte er den König und alle Hofherrn darin, und es war da ein gewaltiges Spektakel mit Singen und Klingen, und er hörte die Worte singen:

„Dank und Preis,
Fort sind die Mäus'!
Der Müller hat im Turm gesessen,
Da haben ihn die Mäus' gefressen!
Der Rattenkahl
Nebst Frau Mama,
Juheisasa,
Die hängen an dem Galgenpfahl!
Ein sauber Paar!
Der Herr bewahr'
Uns vor solchen Bräutigamen!
Amen! Amen!"

Als Mauseohr nun dieses vernommen, war sein Zorn und Unwill aus der Maßen groß, aber er machte doch keinen Lärm und schob den Riegel, wie überall, auch hier vor die Kirchentüre, schrieb aber noch mit einem Stückchen Kohle an die Mauer:

„Wer vor dem Wirt
Die Rechnung macht,
Der hat geirrt,
Wird ausgelacht.
Singt nur im Chor!
Den Riegel vor
Das Kirchentor
Schiebt Mauseohr."

Nun ging er nach dem Schloßplatz hin, und je näher er kam, je stärker hörte er ein Geschrei und Gepfeife.

Nun trat er um die Ecke herum; da sah er den ganzen Platz voll Kinder mit Pfeifen und Schreien den hohen Galgen umgeben, an dem, wie er glaubte, seine Mutter und sein Bruder hingen, und da fing er heftig an zu weinen.

Als er mit seiner hohen Husarenmütze unter die Kinder trat, welche auch allerlei bunte Sonntagsmützen, aber doch keine solche aufhatten, versammelten sich viele um ihn und fragten ihn, wo er herkäme, und wer sein Vater sei, und wo er die schöne Mütze herhabe, und warum er weine. Da nahm sich Mauseohr zusammen und sprach: „Kennt ihr denn nicht die Petersau?" — „O ja!" schrien alle Kinder, „die liegt gleich da unten im Rhein." — „Nun, da bin ich her; ich bin des Peters von der Petersau sein Sohn und heiße Peterchen, und mein Vater ist König von der Petersau; er macht dieselben Petermännchen, um die man sich Äpfel, Nüsse und Birnen kaufen kann."

„Ach", sagten die Kinder, „da möchten wir auch sein und uns die Taschen mit Petermännchen füllen; aber wo hast du denn die schöne, hohe Pelzmütze her, macht die dein Vater auch?" — „Jawohl!" sagte Mauseohr, „da ist kein Kind bei uns, das nicht eine solche Mütze hat und auch viel schönere, mit goldnen Quasten und einem Federbusch drauf; dies ist nur meine ordinäre Reisemütze." — „Ei, da bist du ja sehr glücklich!" sagten die Kinder, „warum hast du denn geweint?" — „Geweint", sagte Mauseohr, „hab' ich vor Zorn über die Leute, die da am Galgen hängen, die euch so

vielen Schaden getan; ei potztausend, die haben schöne Mäusepelze an, da könnte euch mein Vater allen Mützen von machen, wenn er sie auf der Petersau hätte."

„Hört einmal, ihr Knaben", sagte da ein Schornsteinfegerjunge, „wenn uns nur die Mädchen nicht verraten, die Kerls mit den Pelzen wollte ich bald herunterhaben, und dann nimmt sie Peterchen mit zu seinem Vater und läßt uns Mützen draus machen." — „Ei, ihr wollt uns immer als Verräter ausschreien", sagte da ein Schulmeisterstöchterchen, „und ihr seid es doch, die ihr uns neulich verraten habt, da wir dem Küster die Birnen von den Bäumen geworfen haben; wir tragen auch gerne Pelzmützen, und wenn ihr uns auch welche machen lassen wollt, so soll keine Seele was davon wissen." „Ja, ja, gewiß nicht!" schrien alle die andern Mädchen. „Was sollen wir aber sagen", versetzte der Schornsteinfegerjunge, „wenn uns die Eltern fragen, woher die Mützen, wohin da die Pelznickel gekommen sind?" — „Ei", sagte das schlaue Mägdlein, „wir sagen, die Pelznickel seien fortgeflogen, und die Mützen wären vom Himmel herabgeregnet; wissen die Eltern doch auch nicht, wo die Mäuse hergekommen." — „Ja, ja!" schrien da alle, „so geht es an; herunter, herunter mit den Pelznickeln!" und mit einem Sprung kletterte der Schornsteinfegerjunge den Galgen hinan und wollte sie schon abschneiden und herunterplumpen lassen, aber Mauseohr schrie ihm zu: „Lieber, laß sie nicht so hart fallen, daß der Pelz nicht zerreißt; habt ihr keinen Wagen, auf dem wir sie nach dem Rhein fahren können, wo ein Kahn steht?" — „Da neben unterm Schloßtor steht dem König sein kleiner goldner Gartenwagen, auf dem er sich täglich von zwei großen Hunden im Garten herumfahren läßt", schrie das Söhnlein des Leibkutschers, „den wollen wir holen, er ist sehr leicht", und somit liefen gleich einige nach dem Wagen.

In wenigen Augenblicken stand er unter dem Galgen, der Schornsteinfegerjunge schnitt zu, und alle beide Figuren fielen so schön grade hinein, daß sie wie lebendige Menschen zu sitzen kamen; sooft aber eine herunterfiel, schrien alle Kinder „Viktoria!" und Mauseohr drückte die Augen zu; denn er glaubte noch immer, es sei seine Mutter und sein Bruder, und das Fallen könne ihnen weh tun. „Nun fort an den Rhein!" schrie Mauseohr. Die Knaben zogen, die Mägdlein drückten, Mauseohr ging voran.

Als sie ans Wasser kamen, stand hinter einem Busch der hochzeitliche Kahn mit schwarzen Wimpeln; er ließ die Strohmänner drauf legen,

spannte die Segel auf; die Kinder standen in einem langen Kreis am Wasser hin. Da alles zur Abfahrt fertig war, ergriff Mauseohr mit einer Hand das Steuer, mit der andern nahm er seine Pfeife aus der Mütze und sagte: „Nun, ihr Mainzer Knaben und ihr Mainzer Mägdlein, weil ihr dann diesen Ehrenleuten, die hier im Kahne ruhen, so manch Liedchen gepfiffen, will ich euch wieder eins pfeifen; kommt mit, kommt mit, damit mein Vater euch das Maß zu den Pelzmützen nehmen kann!" und somit begann er ein Liedchen auf seiner Pfeife, indem er vom Land abfuhr, zu blasen, so wunderbar lustig und traurig, daß die Kinder erst alle an zu lachen und zu weinen und endlich zu tanzen begannen und sich immer mehr und mehr an das Wasser drängten und endlich gar hineinsprangen und drin herumwalzten; und immer ferner fuhr Mauseohr mit dem Kahn, und die Kinder sprangen immer lustiger ins Wasser. Anfangs hielten sie noch die Kleiderchen in die Höhe, um sie nicht naß zu machen, bald stand ihnen das Wasser bis an den Hals, und dabei sangen sie beständig mit dem beweglichsten Ton:

„Ach Gott und Herr im Himmelreich,
Ach liebster Vater und Mutter mein,
Wir armen Kinder allzugleich,
Wir müssen sterben in dem Rhein!
Ach Hülfe! Hülfe! Hülfe!

„Ach Peterchen, Herrn Peters Sohn,
Des Königs von der Petersau,
Du nimmst gar teuren Mützenlohn,
Du nimmst das Maß gar zu genau!
Ach Peter! Peter! Peter!

„Ach hätten nun und nimmermehr
Die Mütze wir gesehen an!
Du rächest dich auch gar zu schwer,
Du falscher, böser Petermann!
Ach Mütze! Mütze! Mütze!

„Die Pfeife bläst du gar zu mild,
Die Pfeife bläst du gar zu wild;
Die Erde weicht, das Wasser schwillt
Und uns mit Nacht die Augen füllt!
Ach Pfeife! Pfeife! Pfeife!"

Mauseohr blies aber immer heftiger zu, und schon sah man von den meisten Kindern nichts mehr als ihre Hüte und Hauben, und der Gesang ward stets schwächer, denn es ertranken immer mehrere.

Das große Geschrei lockte die schöne Ameley herbei, welche sich krank gestellt hatte, um, während der König und alle andern Leute in der Kirche waren, am Ufer spazierenzugehn und, indem sie den Rhein hinuntersah, ihren traurigen Gedanken an den geliebten Müller Radlof nachzuhängen. O, wie erschrak sie da, als sie die vielen Kinder sah, die wie unsinnig in den Rhein hinuntertanzten, und alle waren schon drin, außer ein kleines, hübsches Mägdlein, Ameleychen genannt, das sie aus der Taufe gehoben hatte; dies hüpfte noch allein am Ufer herum und schürzte schon sein Röckchen und streckte sein Füßchen gegen das Wasser, um hineinzupatschen. Da wollte die Prinzessin es noch geschwind an dem Röckchen ziehen, aber in demselben Augenblick stimmte Mauseohr ein neues Lied auf der Pfeife an, das so durchdringend lautete, daß auch die schöne Ameley zu tanzen anfing und mitsamt mit dem kleinen Mägdlein in dem Rheine versank.

Lebt wohl, ihr armen Kinder! Gott erbarme sich euer! Ihr habt schwer für die Treulosigkeit des bösen Königs und euren Mutwill gebüßt.

Mauseohr steckte nun seine Pfeife wieder in seine Mütze und ließ seinen Kahn ruhig den Rhein hinabtreiben; rings um ihn her war der Fluß mit allerlei bunten Hüten und Mützen bedeckt, und mitten drunter schwamm die Haube der schönen Ameley, die man wohl an dem goldnen Krönchen und dem Perlstrauß, der drauf war, erkennen konnte. Da aber Mauseohrs Schiff durch die Segel schneller getrieben wurde, verlor er bald die Stadt und die langsamer schwimmenden Hüte und Hauben aus den Augen.

Als Mauseohr sich nun auf seinem Kahne, wie er glaubte, mit seiner Mutter und seinem Bruder Rattenkahl allein sah, vergaß er alle andre Gedanken und nahte sich den geliebten Leibern seiner Anverwandten, um sie einmal wieder recht herzlich anzusehen.

Er trat zu seiner Mutter hin und sprach: „Ach, liebste Frau Mutter, wie ist Euer schönes Angesicht so weiß wie Papier geworden, und Ihr habt ja einen Schnurrbart von Kienruß!“ Nun nahm er eine Hand voll Wasser, um ihr die Augen zu waschen; aber wie erschrak er nicht, als ihr von dem Waschen die Augen ganz ausgingen, und als er endlich entdeckte, daß die beiden Figuren gar keine Menschen, sondern nur Strohpuppen waren, die man mit papiernen Gesichtern in die Pelzkittel eingesteckt hatte. „Ach, so

bin ich doch betrogen", schrie Mauseohr, „und ist all meine Mühe und Arbeit umsonst gewesen!" und so kam er unter mancherlei Klagen an jene Insel bei dem Binger Loch, wo seine rechten Eltern, ohne daß er es wußte, begraben waren.

Da er nun lange nichts gegessen und getrunken hatte, wollte er sich bei den vielen Brombeeren, Himbeeren und Haselnüssen erquicken, die da in großer Menge auf der kleinen Insel wuchsen. Kaum aber hatte er ein paar Schritte durch das Gebüsch getan, als er ein wunderliches Klappern hörte, und zugleich sah er einen hohlen Kürbis wie eine Glocke an einem Haselnußstrauch hin und her schwanken. Da er nun niedersah, erblickte er zu seiner großen Verwunderung den alten Rattenkönig, der das Glöckchen mit den Vorderpfoten gar emsig zog.

Sie sahen sich beide zugleich, und mit einem Sprunge schwang sich der Rattenkönig voller Freude an dem geliebten Prinzen Mauseohr hinauf, den er seit seiner Geburtsstunde gar genau kannte, und der ihn immer zu Trier, als er noch bei der verstorbenen Königin als Staatstier lebte, mit Zuckerbrot gefüttert hatte. „Ei, wie kömmst du hieher?" fragten sie sich beinah beide zugleich.

Unter vielen verwirrten Freudensbezeugungen erzählte Mauseohr, wie er, um Mutter und Bruder zu rächen, alle Mainzer Kinder ins Wasser gepfiffen hätte, und wie er jetzt sich doch mit den Strohpuppen betrogen sähe. „Mein teurer Prinz", sagte der Rattenkönig, „sieh, ich bin hier ein Eremit geworden, dort neben steht meine kleine Einsiedelei, von Baumrinde gemacht, und eben, da du kamst, läutete ich ein paar Mäusen und Ratzen, die ich von meinem Volke errettet habe, zusammen; wir wollten eben am Grabe deiner Mutter und deines Bruders singen, da kömmst du recht zu gelegener Zeit", und somit führte er den verwunderten Mauseohr an den Ort, wo Radlof jene beiden begraben hatte.

Unter bittern Tränen hob Mauseohr den Stein in die Höh' und sah seine Mutter und seinen Bruder fein ordentlich mit ihren Kronen daliegen; er pries den frommen Müller tausendmal selig, daß er so ehrlich an seinen Verwandten gehandelt habe, und dann schimpfte er wieder auf den Mainzer König, der an all dem Elend schuld sei.

„Jawohl", sagte die Ratze, „ihm ist alles Böse zu gönnen, und wenn nur seine Tochter, die schöne Ameley, vor ihm gerettet wäre, wollte ich gar nicht mehr an ihn gedenken." — „Die schöne Ameley hat gute Ruhe",

sagte Mauseohr, „die war schuld an allem, und sie liegt nun im Rhein mit all den übrigen Kindern, ich habe sie noch zuletzt hineingepfiffen.“ Da die Ratze dies hörte, geriet sie in große Traurigkeit und Wehklagen wegen dem frommen Müller Radlof und stellte dem Mauseohr die Sache so beweglich vor, daß er auch zu weinen begann; da die Sache aber nicht mehr zu ändern stand, so beschlossen sie endlich, den Leichnam der Königin und Rattenkahls auf dem Schifflein nach Trier zu bringen, an ihrer Statt aber die Strohpuppen in die Grube zu legen und die Grabschrift zu verändern, damit der Müller, wenn er zurückkäme, wisse, was vorgefallen sei.

Nun brachte Mauseohr erst seine Mutter und dann seinen Bruder auf das Schiff; dann legten sie an ihrer Statt die Strohpuppen hinein, den Grabstein aber drehte er um und schrieb darauf:

Prinz Mauseohr von Trier
Fand Mutter und Bruder hier
Und fuhr sie auf dem Kahn
Den Rhein hinab, die Mosel an,
Nach Trier, wo sie jetzt ruhen.
Nun liegen in der Truhen
Zwei Strohpuppen in Mäusebalgen.
Er holte sie vom Mainzer Galgen
Und pfiff die Mainzer Kinderlein
Zur Strafe alle in den Rhein.
Beschlossen ward im Himmelsrat,
Was er aus Kindesliebe tat.
Ach, frommer Radlof, ihm verzeih,
Weiß Gott, die schöne Ameley
War auch dabei,
Der Gott genad'!
Kömmt Zeit, kömmt Rat!

Nachdem er diese Grabschrift verfaßt hatte, ging er, das Schifflein mit allerlei grünem Gesträuch zu schmücken; der Rattenkönig aber läutete nochmals mit seiner Kürbisglocke, und da ohngefähr ein Zwanzig Ratten und Mäuse zusammengekommen waren, teilte er das Säckchen Mehl, das ihm Radlof zurückgelassen hatte, redlich unter sie aus und rief die ältesten unter ihnen hervor; zu denen er sagte: „Ich übergebe euch nun auf längere Zeit die Regierung meines Reichs, da ich schon alt bin und nicht weiß, ob

ich von meiner Reise wieder zurückkomme." Sodann rief er alle die Paare hervor, die miteinander haushalten wollten, legte ihnen ihre Pfötchen ineinander und sprach: „Haltet fein haus zusammen, und alle eure Kinder haltet dazu an, die schreckliche Niederlage, die der König von Mainz unter eurem Geschlecht angerichtet hat, zu rächen; lebt wohl und haltet euch wie ehrliche Ratten und Mäuse!"

Nun begab sich der Rattenkönig mit Mauseohr auf den Kahn, und sie fuhren mit gutem Wind nach Trier.

Man war wegen der plötzlichen Flucht des kleinen Prinzen dort noch in der größten Bestürzung, als er plötzlich an der Stadt landete. Mit ungemeiner Freude und Trauer empfing man ihn und die Leichen der verstorbenen Herrschaften, denen man ein schönes Grab baute und obendrauf ein kleines goldenes Haus für den Rattenkönig, wo er immer von Mauseohr mit Zuckerbrot gefüttert wurde; denn er wollte sich gar nicht von der alten Königin trennen, so sehr liebte er sie.

Mauseohr ward nun, weil er so viel Klugheit und Tapferkeit gezeigt hatte, einstimmig zum König ausgerufen, und das erste, was er tat, war, daß er alle Zurüstungen zum Kriege machte, um den König von Mainz noch härter zu strafen.

Wie in Mainz ein großes Leidwesen wegen den verlornen Kindern war, und von der frommen Fischerin Marzibille, von ihrem lieben Töchterlein Ameleychen und dem Goldfischchen und Weißmäuschen

Nun wollen wir aber einmal wieder nach Mainz sehen, was alle die Leute und der König und die Königin anfangen, die Mauseohr in die Kirchen eingeriegelt hatte. Als der Gottesdienst aus war, wollten die Leute nach Haus zum Mittagessen gehn, aber da war die Türe fest zu. Man pochte, man probierte alle Schlüssel, nichts half. Schon zankten die Leute auf die Kinder und nahmen sich vor, wenn sie erst heraus wären, die Kinder recht zu strafen, denn niemand anders konnte den Riegel vorgeschoben haben als die Kinder, weil alle übrigen Leute mit eingeschlossen waren.

Es war ein entsetzliches Lamentieren. Die Köchinnen schrien alle: „Ach Gott, der Braten wird uns verbrennen!" Die Müttern schrien: „Unsre Kinder werden verhungern!" Die Königin klagte: „Wer wird meine Katze füttern und meine Papageien?" Der Prediger aber, der von der Kanzel grade durchs Fenster in seine Küche sehen konnte, und dessen Köchin Helene auch in der Kirche war, sah, daß der Entenbraten, der am Spieß steckte, schon vom Feuer ergriffen wurde und schrie in voller Herzensangst: „Potz Element! Die Ent' brennt, Helen', wend' d'Ent' um!" Da meinten die Leute, er hätte Latein geredet, und sagten, er solle jetzt nur deutsch reden, wie sie hinauskommen könnten. „Ach ja", schrie die Köchin Helene, „Herr Pfarrer, wenn ich nicht hinauskomme, so kann ich die Ente nicht umwenden, und die Ente muß verbrennen."

Endlich hängte sich einer an das Glockenseil, kletterte bis ans Kirchenfenster hinauf, ließ sich mit dem Seil hinab und machte den Riegel drauß auf. Nun drängte sich alles aus der Kirche hinaus, und mit großer Verwunderung las man:

„Den Riegel vor
Das Kirchentor
Schiebt Mausohr."

Nun wußte kein Mensch, wer Mausohr sei. Die Leute aus den andern Kirchen kamen auch heraus, und wie verwunderten sich alle, als jeder dem andern erzählte: „Ei, wir waren auch eingesperrt, wir auch." Dann liefen die Leute nach ihren Kindern auf den Schloßplatz, aber der war leer, und die Puppen vom Galgen waren verschwunden. Der König suchte die Prinzessin, die war auch nicht da. Die Leute liefen nach Haus und suchten nach den Kindern, die waren nirgend zu finden, und immer und immer ward die Angst der Menschen größer, wo die Kinder möchten hingekommen sein.

Da fanden sie endlich die Pfeifen der Kinder in der Rheingasse alle an die Erde geworfen, und nun zogen sie dieser Spur mit der größten Furcht nach, und als sie an den Rhein kamen und des Königs Gartenwagen allein am Ufer fanden und die vielen Hüte und Hauben hin und wieder im Wasser herumschwammen und in dem Sande die Fußtapfen der Kinder ganz deutlich ins Wasser führten, da brach ein allgemeines Wehklagen und Jammern unter den Müttern und Vätern aus, und man hörte nichts anders als: „Ach, mein blondes Trautchen! Mein süßes Annemariechen! Mein schwar-

zes Gretelchen! Mein braunes Stinchen! Ach, meine goldne Bärbel! Mein Zuckerpüppchen! Ach, sie ist ertrunken! Ach, mein fromm Charteschen! Meine schöne Borgel! Ach, mein flinker Hannes! Mein runder Tonerl! Mein Goldfritzel! Mein kluger Franzel! Ach, mein lustiger Martin! Mein Severin! Ach, mein Maxfritzl! Mein weißer Wenzel! Mein gutes Karlemännchen! Mein dickes Dominikuschen! Meine Herzgundel! Meine Bettine! Mein Atschekinkel! Mein Madlenchen! Mein blauäugiges, blondes süßes Bandiekchen! Mein Kattel! Mein Melinenhühnchen! Ach, ertrunken, ertrunken! Ach, das Kind war so fromm! Ja, ja, es konnte schon so schön beten und stricken! Ach, der Junge konnte schon buchstabieren! Er konnte schon Messe dienen!" Und so jammerten sie und rangen die Hände und weinten und fischten die herumschwimmenden Mützen ihrer Kinder zusammen und küßten sie und erzählten sich abwechselnd die Tugenden ihrer verlorenen Kinder.

Nachdem sie mehrere Stunden so am Ufer in unsäglichem Leide vergeblich ihre Schmerzen ausgesprochen hatten, kehrte sich ihr Unwill desto gewaltiger gegen den König, den sie durch seine Treulosigkeit an Radlof als den Urheber aller ihrer bisherigen Leiden ansahen, und die einbrechende Nacht konnte sie nicht bewegen, nach Hause zu gehen; denn die guten Leute glaubten, sie könnten nie wieder von der Stelle, wo ihre Kinder zugrunde gegangen waren.

Der König hatte indessen auch alle Winkel nach der schönen Ameley aussuchen lassen, und als er endlich durch seine Boten das Unglück der ganzen Stadt vernommen hatte, hielt er sich ganz still. Denn er fürchtete den Unwill der Bürger, und er hatte auch recht. Endlich schickte er einen alten Geistlichen, die Leute zu trösten, zu ermahnen, daß sie nach Hause gingen. Aber er wurde nicht sehr freundlich empfangen; denn alle schrien ihn an, wenn er nicht so lange gepredigt hätte, würden sie eher aus der Kirche gekommen sein und hätten ihre Kinder noch erretten können.

Endlich zwang der Hunger die armen Leute doch, nach Hause zu gehen; denn sie hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen. Aber wie wurden sie von neuem betrübt, als sie nun in ihre Häuser traten, wo ihnen sonsten die Kinder entgegengesprungen waren, als sie in die Stuben traten und die kleinen Stühle und Spielsachen einsam herumlagen, als sie endlich in die Kammer traten, um zu Bette zu gehen, und die lieben Kinder ihnen die Hände nicht boten, nicht ihr Abendgebet mitbeteten, als die kleinen Betten

und Wiegen leer neben ihnen standen. Ach, da ward kein Bissen ohne Tränen von ihnen genossen, kein Schlaf kam über ihre Augen. Lange griffen zu allen Stunden der Nacht die armen Mütter in die leeren Wiegen, um sich von neuem von ihrem Verlust zu überzeugen, und als sie gegen Morgen ermüdet einschliefen, träumten sie von ihren Kindern, wie sie in den Wellen herumgeschleudert würden über Felsen und Steine hin und in die Mühlräder hinein; andere träumten, sie wären noch da, und wenn sie plötzlich erwachten, sahen sie, es war nur ein Traum, und erweckten die Nachbarn von neuem mit ihrem Jammergeschrei.

So begann ein neuer Unglückstag, und viele andere würden ebenso traurig gewesen sein, wenn nicht eine neue Qual die armen Mainzer überfallen hätte. Alle Donnerstag war gewöhnlich Kornmarkt in der Stadt, wo Bäcker und Hauswirte sich ihr Brotkorn kauften, das die Bauern aus der Gegend zu Markte brachten.

Der Tag war wieder herangekommen, und alle Bäcker und Bürger gingen mit ihren Säcken auf den Platz, um zu kaufen, aber da war kein einziger Bauer mit Korn gekommen. Sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe, bis auf einmal eine Menge Bauren von allen Orten kamen, aber auch mit leeren Säcken, sie wollten auch Korn kaufen; „denn", sagten sie, „die Mäuse haben bei uns alle Felder verwüstet; wir haben keine Ernte gemacht, und wenn wir kein Korn kriegen, können wir nicht wieder säen." Da sie aber sahen, daß hier auch nichts zu kaufen war, ward die Sorge bald heftiger, und alles Volk schrie bald laut: „Hungersnot! Hungersnot! Zum König! Zum König! Der hat noch alle Speicher voll!" Und so zogen nun eine Menge Leute vors Schloß und riefen, der König solle heraus auf die Galerie kommen.

Als er nun nach langem Rufen herauskam, rief er ganz unwillig herunter: „Was will das Gesindel? Kann ich niemals Ruhe haben? Ich glaubte, da ich nun meine unvernünftige Tochter verloren hatte, ich könnte endlich einmal ein Glas Wein in Frieden trinken, aber da macht die Bagage schon wieder Spektakel." Nun schrien ihm die Leute hinauf, sie wollten Korn haben; durch ihn seien die Mäuse in das Land gekommen, die auch kein Hälmchen auf dem Felde verschont hätten, und nun solle er ihnen auch Korn zur Aussaat und zum Brot geben. Der König antwortete: „Warum habt ihr nicht besser gewirtschaftet? Das Korn, das ich aufgespeichert habe, das ist für mich und meine Soldaten." Da schrien die Leute: „Deine

Soldaten sind unsre Söhne, wegen ihnen werden doch nicht ihre Eltern verhungern sollen!" Da schrie der König wieder herab: „Wenn ihr den sechsfachen Preis bezahlen wollt, sollt ihr jeder einen Sack voll haben", und damit schlug er das Fenster zu. Die Leute aber wurden ganz wild und unsinnig und warfen ihm Steine ins Fenster und schrien: „Mache uns Brot draus!"

Da ließ der König ihnen sagen, sie sollten so viele Bürger in das leere Stadtkornhaus senden, als hineingingen, und allen denen wolle er Korn geben. Da drängten sich die Leute fast zu Tode in das Haus, und so standen sie so dicht bei- und übereinander, daß kein Apfel drin auf den Boden fallen konnte. Als sie nun alle drin waren, ließ der König die Tore des Kornhauses schließen und die Brücken drum herum aufziehen; denn das Haus war gebaut wie ein festes Schloß und rings mit Wassergraben umgeben, um es gegen Feuersgefahr und Diebstahl zu sichern. Nun ließ er ringsherum noch Soldaten stellen, und die halbe Stadt hatte er so unbarmherzig zum Hungertode eingesperrt.

Tag und Nacht jammerten und wimmerten die armen Leute drin, daß es zum Erbarmen war, vor Hunger und Elend, und am zweiten Tag ließ ihnen der König einige Brote hineinwerfen, um die sie aus Hunger einander zu Tode schlugen. Und als die übrigen Leute vor dem Schlosse auf den Knien lagen und um Erbarmen für die armen Gefangenen baten, rief der König ihnen vom Fenster herab: „Hört ihr denn nicht, wie meine Kornmäuse im Kornhause pfeifen? Soll ich euch auch zu den andern sperren, weil ihr mir die Ohren voll schreit?" Und so gingen die Leute voll Angst und Verzweiflung wieder nach Haus.

Unter den Armen war auch eine gute Frau, die Marzibille hieß; ihr Mann war ein armer Fischer, der auch mit im Kornhaus eingesperrt war, und hatte sie ein sehr schönes Töchterchen gehabt, das Ameleychen hieß und mit den andern Kindern ertrunken war, grade dasselbe Kind, welches Prinzeß Ameley ihr aus der Taufe gehoben hatte, und welches dieselbe am Rhein zurückhalten wollte, als sie versank.

Die arme Marzibille kam traurig nach Haus, steckte ihre Lampe an, kniete an ihren kleinen Hausaltar und flehte unter heftigen Tränen zu Gott um Barmherzigkeit für das Elend der ganzen Stadt und für das ihrige.

Als sie so eine Zeitlang geweint und gebetet hatte, hörte sie etwas neben

sich pfeifen, und da sie sich umsah, saß ein klein, weißes Mäuschen neben ihr, das sie gar wohl kannte. Es war zahm, und ihr kleines Ameleychen, als es noch lebte, hatte immer mit ihm gespielt, seit dem Tode des Kindes aber hatte sie in ihrem Schmerz nicht mehr auf das Tierchen geachtet. — Kaum hatte sie das kleine Mäuschen angesehen, als auch ein kleines Goldfischchen lebhaft in dem Wasserglase schnalzte, in welches Ameleychen es gesetzt hatte, dem es von selbst, als es einst am Rhein spielte, in den Schoß gesprungen war.

„Ach Gott, ach Gott", sagte Marzibille, „ihr lieben kleinen Spielkameraden meines armen Ameleychens, ihr habt wohl rechten Hunger! Ach, mein Kindchen ist nicht mehr da, das euch immer fütterte, mein Mann sitzt im Kornhause und ist vielleicht auch schon verhungert, und ich selbst habe nichts mehr als diese harte Brotrinde; denn das Fischen hilft nichts mehr, die Leute wollen keine Fische mehr essen, seit die Kinder alle ertrunken sind. Ich kann es ihnen auch nicht verdenken, denn ich könnte keinen Fisch mehr essen, wenn ich auch verhungern müßte, aus Angst, ich möchte ein Fingerchen in dem Fische finden, das er vielleicht meinem armen Kinde abgebissen hätte. Aber wartet, ich will meine Brotkruste mit euch teilen; solange ich nicht Hungers sterbe, sollt ihr es auch nicht, weil ihr so schön mit meinem seligen Ameleychen gespielt habt."

Da sie aber die harte Brotrinde eben zerbrechen wollte, richtete sich die kleine Maus in die Höhe und sagte: „Frau Marzibille, höre Sie mich an!" Und das Fischlein steckte den Kopf aus dem Wasser und sagte auch: „Frau Marzibille, höre Sie mich an!" Da war die gute Frau sehr erschrocken, erholte sich aber endlich und sprach: „Weißmäuschen, sprich du zuerst, weil du mich zuerst angepfiffen", und das Weißmäuschen sagte:

„Gute Werke, guter Lohn.
Gott im hohen Himmelsthron,
Der den Menschen schuf aus Erden,
Ließ die kleine Maus auch werden.

„Wer in allgemeiner Not
Mit den Tieren teilt sein Brot,
Wer mitleidig und geduldig,
Dem sind Dank die Tiere schuldig.

„Suche nach in meinem Loch,
Vielen Weizen hab' ich noch,
Weil ich mir für harte Jahre
Immer reinlich etwas spare.

„Ameleychen gab mir Brot,
Ameleychen ist nun tot,
Und du teilst mit mir die Rinde,
Weinst mit mir ob deinem Kinde.

„Lasse, Mutter, nun mich frei,
Führ' ich Glück der Stadt herbei;
Gib mich frei, Frau Marzibille,
Dir zu lohnen ist mein Wille."

Also sprach die kleine Maus recht schön und deutlich und stammelte nicht einmal, und Frau Marzibille konnte sich der Tränen nicht enthalten, als das Mäuschen so artig von ihrem lieben ertrunkenen Töchterchen sprach. „Mein liebes Weißmäuschen", sprach sie, „herzlichen Dank für deine Dankbarkeit! Ich will deinen Weizen annehmen und kleine Kuchen draus backen und, wo die Not am größten ist, auch andern davon geben. Deine Freiheit kannst du nehmen, wenn du willst; du bist bei mir ein liebwerter Gast gewesen, und wenn du mich wieder besuchen willst, und ich lebe noch, so will ich dir alles Liebes antun, was ich kann; aber ich möchte dir noch etwas auf die Reise mitgeben, wenn ich nur etwas hätte!"

Da suchte die gute Marzibille überall herum, endlich fand sie an dem Weihnachtsbaum Ameleychens eine kleine Zuckerbrezel hängen, die gab sie dem weißen Mäuschen, und aus vier Haselnußschalen machte sie ihm vier kleine Schuhe unter seine Pfötchen, und so lief die Maus klipper klapper ab.

Nun wendete sich Frau Marzibille zu dem Goldfischchen in dem Glase und sprach: „Was hast du, kleines Fischchen, der armen Marzibille denn zu sagen? Ach, ich weiß es wohl, Ameleychen hat dich ganz besonders lieb gehabt, weil du ihm einstens am Rhein freiwillig in den Schoß gesprungen bist." Da sprach das Goldfischchen also:

„Ich bin aus dem Rhein gesprungen
Deinem Kinde in den Schoß;
Als es süß ein Lied gesungen,
Ward zu ihm mein Wunsch so groß,

„Daß ich aus den blauen Wellen
Zu dem blonden Engel sprang,
Und wir wurden Spielgesellen,
Zeit und Weil ward mir nicht lang.

„Aber jetzt die Stunden schleichen,
Und ich sehne mich zur Flut,
Wo dein liebes Ameleychen
Mit den andern Kindern ruht.

„Sieh, ihm fehlen dort Bekannte,
Und es wird gar blöde sein;
Aber ich hab' viel' Verwandte
In dem alten grünen Rhein.

„Ameleychen will ich lehren,
Wie es sich verhalten muß;
Lasse drum mich wiederkehren
Zu dem Kinde in dem Fluß!

„Wenn ich Ameleychen finde,
Und es ist gesund und rot,
Komme ich wieder her geschwinde,
Bringe Trost dir in der Not.

„Wenn ich es gestorben finde,
Leg' ich's in ein Marmorgrab,
Halt' von deinem blonden Kinde
Alle bösen Hechte ab.

„Sonntag früh komm du gegangen
Auf die Stelle an den Rhein,
Wo das Kind mich hat gefangen,
Rufe nur dem Goldfischlein!

„Und sogleich ich zu dir schwimme
Durch die grüne Flut geschwind,
Und dir saget meine Stimme
Von dem blonden lieben Kind."

„Ach Goldfischchen, Goldfischchen!" sagte Marzibille, „du bist doch gar zu treu und gut, gleich will ich dich in den Rhein tragen; ach, wenn es möglich wäre, daß Ameleychen noch lebte, daß ich es jemals wiedersähe —

aber ich möchte ihm doch etwas mitschicken, ein weiß Hemdchen, Halstuch und Strümpfe und sein Sonntagsröckchen, kannst du ihm das wohl bringen?" — „O ja", sagte der Goldfisch,

„Leg' nur einen Stein hinein,
Wirf es nach mir in den Rhein."

Und nun packte die gute Marzibille ein schön Hemd und Strümpfe und das Sonntagsröckchen und ein Paar neue rote Schuhe zusammen und legte ein Zettelchen dazu, darauf stand:

„Lebst du noch,
So bete fromm;
Bist du tot,
In Himmel komm;
Bitte die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein;
Dieses ist der einzige Wille
Deiner treuen Marzibille."

Und nun trug sie schnell das Fischlein in dem Glas an den Rhein, warf es mit einem Lebwohl hinein, und dann das Bündelchen, und rief ihm noch tausend Grüße hintennach an das blonde Ameleychen und ging hoffnungsvoll nach Haus. —

Nun aber müssen wir uns auf den Weg machen und dem Weißmäuschen nachlaufen, damit wir erfahren, ob es Wort hält, und was vor Mittel es ergreift, die armen verhungernden Leute in der Stadt zu erretten. Zuerst lief es bis nach Bingen, wo die Insel im Rhein liegt, und ließ sich von einer Wasserratze über den Fluß nach der Insel bringen. Da war nun eine große Freude unter den vielen Freunden und Anverwandten, die es da hatte, und jeder wollte ihm eine Ehre antun; denn Weißmäuschen war von hohem Adel, wie die weißen Mäuse alle sind.

Da Weißmäuschen hörte, daß der Rattenkönig sich nicht mehr auf der Insel aufhalte, sondern in Trier sei, nahm es bald von seinen Freunden Abschied und begab sich schleunigst nach Trier, mit dem Rattenkönig zu sprechen.

Es war mitten in der Nacht, als es in dieser wundervollen alten Stadt ankam. Es hatte auf der Insel erfahren, daß die Königin in einem prächti-

gen Tempel begraben liege, der drei Kirchen übereinander enthielt, und in der untersten sei das Grab und darauf das Haus des Rattenkönigs. Es lief also so lange in der Stadt herum, bis es die hohe, schöne Kirche erblickte. Bald hatte es ein Loch gefunden, wodurch es in die Kirche konnte, und sogleich lief es die schönen marmornen Treppen hinab, die so weiß waren wie es selbst, und befand sich in einer schönen Kapelle, in deren Mitte das silberne Grabmal des Prinzen Rattenkahl und seiner Mutter bei dem Schein von vier großen alabasternen Lampen herrlich glänzte.

Als Weißmäuschen rings um das Grabmal herumlief, fand es eine silberne Wendeltreppe, durch welche es auf die Höhe des Grabmals kam; hier lag der Prinz Rattenkahl und seine Frau Mutter der Länge lang aus Gold gegossen, ganz natürlich, als wenn sie schliefen; über ihnen war eine silberne Laube mit goldnen Blättern, voller Blumen und Früchten von allerlei bunten Edelsteinen, daß es heller flimmerte als der volle Sternhimmel, und dieses war die Wohnung des Rattenkönigs, der auf einem schwarzen Samtküssen, das in dem Schoße der goldnen Königin lag, eben sanft schlummerte. Aus der einen Hand der Königin pflegte er zu fressen, und in ihrer andern Hand hatte sie einen Becher, aus dem er trank.

Als Weißmäuschen mitten in dieser Herrlichkeit stand, dergleichen es niemalen gesehen, ward es von dem Glanze ganz berauscht und wußte nicht, auf welche Art es den schlafenden Rattenkönig wecken sollte. Aber eine goldne Harfe lag zu Füßen der Königin, weil sie sehr dies Saitenspiel zu ihren Lebzeiten geliebt, und da Weißmäuschen diese Harfe näher besehen wollte und unbehutsam mit seinen Schuhen von Haselnußschalen über die Saiten lief, klimperte die Harfe. Sogleich entschloß es sich nun, ein hübsches Lied zu singen und die Harfe dazu spielen zu lassen, damit es den alten Rattenkönig auf eine bescheidene Weise erwecke. Es sang also, indem es hin und her tanzend die Saiten erklingen machte, wie folgt:

„Wach auf, wach auf, mein Herr und König,
Aus deinem Schlaf, aus deinem Traum!
Erheb dein Ehrenhaupt ein wenig
Und gebe meinen Bitten Raum!
Hörst du, wie die Saiten tönen
Durch der Laube goldnes Schimmern?
Also wimmern,
Also stöhnen

Viele Männer, viele Frauen,
Die zum Sternenhimmel schauen
Ohn' Vertrauen
Und auf deine Hülfe bauen."

Als Weißmäuschen dies gesungen hatte, erwachte der Rattenkönig ein bißchen und sagte halb im Traum: „Ei, Frau Königin, Ihre Majestät singen wie ein Violenengel; o, darf ich bitten, noch ein Stückchen!" Und somit drehte er sich auf die andre Seite und entschlief wieder fest. Da sang Weißäuschen weiter:

„Du träumest von Ihro Majestäten,
Ich singe von der Hungersnot!
Erwache, sei recht schön gebeten,
Verschaff' den armen Leuten Brot!
Aus der Königin goldnen Händen
Ißt und trinkst du nach Verlangen;
Die Elenden,
Schwer gefangen,
Müssen all' vor Hunger sterben,
Hungernd müssen ihre Erben
Auch verderben,
Lasse Gnade sie erwerben!"

Hier erwachte der Rattenkönig wieder ein bißchen und sagte schlaftrunken: „Ich danke recht schön; ich nehm's für empfangen an; ich habe erst einige Zuckerbrezeln zu mir genommen, ich habe keinen Appetit mehr"; und drehte sich wieder herum und legte sich aufs Ohr und entschlief von neuem.

Weißmäuschen wollte schier verzweifeln, den verschlafenen Rattenkönig zu erwecken, als es plötzlich ein Geräusch in der Kirche hörte und Fackelschein aus der obern Kirche herunterfallen sah. Es irrte sich auch nicht und versteckte sich geschwinde hinter die Krone der Königin, als der junge König Mauseohr im Schlafrock von weißem Mausepelz die Treppe herabkam; er hatte eine Schlafmütze von grauem Mausepelz auf und die Krone oben drüber, was recht gut ging; denn sie war ihm bei seiner Jugend noch zu weit, und hing sie sonst gewöhnlich um den Hals auf die Schultern. Den Szepter hatte er der Quer' im Maul; denn er hatte in der einen Hand die Fackel, in der andern die Kirchenschlüssel; und da er an

das Grabmal kam, zupfte er den Rattenkönig am Schwanze, daß er erwachte und sich die Augen rieb.

„Mein liebster Freund!" sagte König Mauseohr, nachdem er den Szepter in den Gürtel gesteckt, „wer singt denn hier so beweglich und spielt die Harfe dazu? Mir hat es die Schildwache gemeldet, die oben vor der Kirche steht, und da ich geschwind herzugelaufen, habe ich auch noch ein Stückchen vom Liede gehört, das gar betrübt von lauter Hunger und Kummer lautete."

Nun machte der Rattenkönig, der sich endlich von seinem Schlafe erholt hatte, dem Mauseohr tausend Entschuldigungen, daß er ihn so im Bett fände, daß er ihn vor Schlaf nicht gleich erkannt, und sagte ihm hierauf, es sei ihm auch, als habe er im Schlafe singen und harfen gehört, er habe aber geträumt, die hochselige Königinmutter spiele ihm ein Lied zur Harfe und wollte ihn hierauf zum Essen nötigen, da er doch gar keinen Appetit habe; da aber die Schildwache und Mauseohr das Singen auch gehört habe, müsse es wohl etwas anders als ein Traum sein, und könne er gar nicht begreifen, was es nur in aller Welt sein möge.

Mauseohr sagte hierauf laut, daß das Gewölbe widerschallte: „Wer du auch seist, der, mit seinem Gesang über das Elend unglücklicher Menschen klagend, die Ruhe der Toten nächtlich gefeiert, lasse den König Mauseohr von Trier deine Klagelieder von neuem hören oder zeige dich ihm, er wird dir helfen; denn er hat ein menschliches Herz, und hier bei der Ruhestätte seiner verehrten Mutter und seines geliebten Bruders kann er keinen Unglücklichen ungetröstet von sich lassen."

Von der Gesandtschaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mauseohr nach Trier und deren Kriegszug

Als Weißmäuschen hörte, daß Mauseohr so gnädig war, schlupfte es aus der Krone heraus und sang, indem es auf der Harfe tanzte, folgendermaßen:

„Schön Dank, schön Dank, Herr Mauseohr!
Weil Ihr also gnädig seid,
Komm' ich aus meinem Loch hervor
Und sing' zur Harfe auch mein Leid.

König Hatto legt die armen
Mainzer, wenn sie Brot verlangen,
Ohn' Erbarmen
Fest gefangen,
Spricht dann, wenn sie hungernd schreien:
‚Ei, wie mich die Mäuse freuen!'
Herr, ich fleh', woll' sie befreien,
Gott wird dir auch Trost verleihen!"

Als Mauseohr und der Rattenkönig sich erst genung über das kleine, artige Weißmäuschen verwundert hatten, ließen sie sich alles von ihm erzählen, und es ließ sich das nicht zweimal sagen und sagte ihnen, was es nur wußte von Ameleychen und der frommen Fischerin und von der Not der armen Mainzer; auch schenkte es dem Rattenkönig das Zuckerbrezelchen, das ihm die Fischerin mitgegeben; es hatte es zu diesem Zwecke aufgehoben. Der Rattenkönig dankte ihm und hängte es zum ewigen Angedenken der guten Frau in die goldne Laube über dem Grabmal, mitten unter die schönsten Edelsteine, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Nun überlegten Mauseohr und der Rattenkönig, wie den Mainzern am schnellsten zu helfen sei, und Mauseohr sprach: „Wenngleich die Mainzer geholfen haben, meine sel'ge Frau Mutter und meinen Bruder zu verspotten, so sind sie durch den Verlust ihrer Kinder, die ich im ersten Zorn in den Rhein gepfiffen habe, doch wohl schon zu hart bestraft; ich will mit meinen Soldaten hinmarschieren und den bösen König absetzen und die Gefangenen befreien." Hierauf sprach der Rattenkönig: „Ich will eine neue Armee von Ratten und Mäusen hinschicken, die sollen den König und die Königin allein anfallen. Die Pfeife hat er damals in den Rhein werfen lassen, und er soll sie deswegen diesmal nicht von sich vertreiben können. Nun mache dich sogleich auf und zeige den noch übrigen Mäusen und Ratten auf der Insel bei Bingen an, sie sollen morgen abend alle bei Rhense auf den Königstuhl sich versammlen, ich würde auch dort eintreffen. Wir wollen einen Kriegszug tun, der glücklicher ausfallen soll als unser letzter."

Nachdem das Weißmäuschen diesen Auftrag erhalten, küßte es dem Rattenkönig die Pfote und bat sich die Erlaubnis aus, auch dem König Mauseohr die Hand zu küssen. Dieser erlaubte es und schenkte ihm eine goldne Schnupftabaksdose mit seinem Porträt, mit Brillanten besetzt.

„Ach", sagte Weißmäuschen, „sie ist ja gar zu groß; wenn ich einmal Hochzeit halte, will ich drin schlafen; hebt mir sie auf!" — „Nun, das will ich", sagte Prinz Mauseohr, „aber hier hast du was, das du gleich mitnehmen kannst", und nun nahm er einen brillantenen Hemdeknopf aus seinem Hemdeärmel und band ihn dem Weißmäuschen um den Hals, worüber es eine große Freude hatte und unter tausend Danksagungen, nachdem der Rattenkönig es aus den goldnen Händen der Königin hatte essen und trinken lassen, seinen Abschied nahm, um die Befehle auf die Insel bei Bingen zu bringen.

Der Rattenkönig begab sich gleich in die Stadt und pfiff alle Mäuse und Ratten zusammen und schickte welche aufs Land, die auch pfeifen mußten, und mit Anbruch des Tags hatte er schon über eine halbe Million Mäuse beisammen. Damit sie nun, wo sie durchmarschierten, dem Lande nichts schaden sollten, wurden als Proviant eine ungeheure Menge von Kürbissen ausgehohlt und mit Weizen angefüllt, und vor jeden 12 Mäuse oder 4 Ratten gespannt. Und so ging der Kriegszug in schönster Ordnung fünfzig Mann hoch, immer 2500 in einem Regiment, mit einer Spitzmaus an der Spitze als General. Diesen Spitzmäusen war befohlen, dann und wann zu pfeifen, damit man sich in der Nacht nicht verirren möchte. Der Rattenkönig selbst ritt auf einem Iltis und hatte vier Irrwische vor sich hergehen, die ihm leuchteten.

So ging der Zug zum Königstuhl an den Rhein, wo die Versammlung sein sollte.

Dieser Königstuhl ist eine steinerne runde Galerie mit Bänken ringsherum, auf acht Säulen ruhend, wohinauf eine Treppe führt. Es kamen vor alten, guten Zeiten die Leute da zusammen, die gern einen König gehabt hätten, und zählten, wie die Kinder im Spiel, mit lustigen Reimen nach den Silben untereinander ab, wer König im Reich sein solle, und alles ging dabei unter offnem Himmel ganz deutsch weg. Nachher aber hat man dem Reich den Stuhl vor die Türe gesetzt und, da man den Wirt nicht zahlen können, ihm den Stuhl auf Abbruch in die Zeche gegeben; der hat ihn dann in sein Wirtsschild gemalt — grade wie die ehemals lebendigen Staatstiere später in die Wappen gemalt worden sind.

Um diesen Königstuhl nun versammelte sich das Kriegsheer des Rattenkönigs, und er ritt auf seinem Iltis mit den vier Irrwischen hinauf; er fand das Weißmäuschen und seine Leute von der Binger Insel schon oben

auf der Bank herumsitzen, und nachdem sie sich bewillkommnet hatten, begannen sie zu beratschlagen, wie man dem König von Mainz am schnellsten beikommen könnte. Nach langem Hin- und Herüberlegen gab Weißmäuschen folgenden Rat, der auch einstimmig angenommen wurde. Es sprach also: „Soviel ich auf meiner Reise gehört habe, sollen morgen die Bauren um Mainz herum dem König 6 Dutzend Melonen für seinen Hofstaat und 24 Dutzend Kürbisse für seine Soldaten nach Mainz in sein Magazin liefern, und für jede Melone, für jeden Kürbis, der fehlt, hat er geschworen, einem Bauern den Kopf abschneiden zu lassen; denn die Hungersnot ist bereits so groß, daß er nichts mehr zu essen hat als Melonen und Kürbisse, welche hierherum häufig wachsen. Die Pferde, die Hunde und die Katzen, was sehr gut für uns ist, sind bereits alle gegessen, und der König ist uneinig mit der Königin, weil sie eher als die Staatskatze, die uns allein gefährlich ist, ein Stück von sich selbst zum Braten hergeben will. Diese Melonen und Kürbisse nun liegen hier in der Gegend aufgehäuft, und ich meine, es sollten sich, noch in dieser Nacht, in jede Melone ein Dutzend Braver von unsern Leuten hineinbeißen und in jeden Kürbis drei oder vier Dutzend von unsern freiwilligen Tapfern, so würde dadurch morgen um zwölf Uhr schon eine große Armee von uns nach Mainz auf Wagen ankommen; denn diese Früchte werden mit Vorspann von Menschen, weil alle Pferde verzehrt sind, im Trab nach Mainz gefahren. Da der König aber niemand in sein Magazin läßt, aus Mißtrauen, es möchte ihm etwas gestohlen werden, so werden wir nach der Ablieferung ganz allein mit ihm sein und ihn anfallen können."

Dieser scharfsinnige Rat des Weißmäuschens wurde sogleich mit vielem Beifall angenommen, und man rief die Freiwilligen auf, hervorzutreten, die auch in solchem Überflusse hervortraten, daß man die Hälfte abweisen mußte; ja, die große Armee hatte nicht einen einzigen Feigen, der sich weigerte, für das Wohl der Menschheit in Melone, Kürbis oder Gurke zu kriechen.

Nachdem sich nun immer die besten Kameraden dutzendweis zusammengerottet hatten, wurden sie nach den rings gelegenen Dörfern kommandiert und beordert, sich vor Tage noch in die aufgehäuften Früchte einzubeißen, welches auch in der besten Ordnung geschah, so daß die Bauren sie vor Tage, ohne eine andre Verwunderung, als daß ihnen die Früchte etwas schwerer schienen als gewöhnlich, auf ihre Karren luden und gegen Mainz fuhren.

Weißmäuschen bat sich nun Urlaub vom Rattenkönig aus, nach Mainz

zur frommen Fischerin zu laufen und durch sie die armen Bürger unterrichten zu lassen, daß ihnen bald würde geholfen werden; der Rattenkönig entließ es mit tausend Segenswünschen und zog selbst mit seinem übrigen Heere ruhig gegen Mainz hin. Um den Jakobsberg zogen sie aber mit einem großen Umweg herum, weil es dort nicht sicher sein sollte, denn die Kundschafter hatten gemeldet, daß von jeher ein Postillon dort ermordet worden sei.

Weißmäuschen nun lief so geschwind, daß es um 6 Uhr morgens schon wieder unter der leeren Wiege Ameleychens saß. Die Fischerin war eben aufgestanden und verrichtete unter Tränen und Seufzern ihr Morgengebet vor ihrem Betstuhl und sagte unter anderm: „Ach gütiger Himmel, nun ist Weißmäuschen schon vier Tage fort, ach Gott, erhalte es und bewahre es vor Unglück und sende es mir bald mit Trost und Hülfe zurück!" Als sie diese Worte ausgesprochen hatte, sah sie, daß sich die Wiege Ameleychens hin und her bewegte, und erschrak nicht wenig darüber; sie sprang hin und glaubte, ihr liebes Kind läge vielleicht wieder drin, aber die Wiege war noch leer wie zuvor, und sie sprach traurig zu der Wiege:

„Schaukle nicht, du leere Wiege,
Als ob schlummernd das geliebte
Ameleychen in dir liege,
Das mich niemal nicht betrübte,
Das ich niemals wieder kriege,
Das ich also zärtlich liebte,
Schaukle nicht, du leere Wiege!

„Wenn du schaukelst, leere Wiege,
Denk' ich, daß nun in dem Rheine
Ameleychen schaukelnd liege,
Daß die Flut an harte Steine
Ihm sein blondes Haupt anschlüge,
Und ich weine, weine, weine.
Schaukle nicht, du leere Wiege!"

Aber es war Weißmäuschen, das hatte an der Wiegenschnur gezupft, um die Fischerin aufmerksam zu machen, und es sprach zu der guten Frau:

„Fischerin, Fischerin, ruhig nur,
Weine nicht, weine nicht, Hülfe naht,
Weißmäuschen zog an der Wiegenschnur,
Hülfe bringt es, Trost und Rat."

Nun hüpfte Weißmäuschen unter der Wiege hervor, der frommen Fischerin in den Schoß, die sich vor Freude gar nicht zu lassen wußte; und nachdem es der guten Frau tausend Fragen der Freude und des Wiedersehens beantwortet hatte, erzählte es ihr, daß heute einige tausend Mäuse gegen den bösen König in seinem eignen Magazin erscheinen würden, daß auch morgen früh gewiß der König Mauseohr von Trier mit seinem Freikorps in der Stadt sein würden, daß er Brot und Fleisch und Wein die Menge mitbringe. Es komme nun alles drauf an, daß man die ganze Stadt heimlich davon unterrichte, damit sie dem bösen König auf keine Weise Hülfe brächte; um zwölf Uhr würden die Bauren mit den Früchten dasein, und nach Tisch würde der Anfall auf den König losgehen. „Und nun", sprach es, „kömmt es auf dich an, als auf eine kluge, fromme Frau, diese Nachricht schnell und so zu verbreiten, daß sie hinreichend bekannt, und doch den Soldaten und dem König verborgen bleibt." — „Gleich will ich mich aufmachen", sprach die Fischerin, „und es in der Frühkirche den Leuten verkünden; es soll alles gut gehen; in einer halben Stunde bin ich wieder hier."

Die Fischerin ging nun nach der Kirche, da machte soeben ihr Nachbar, der Barbier, Meister Schräberling, seinen Laden auf und rief der guten Fischerin: „Einen guten Morgen, Frau Nachbarin, hat Sie wohl ein Stückchen Seife? Ich armer Mann habe gestern abend aus Hunger mein letztes Stückchen Seife gegessen, und nun kann ich heute niemand rasieren!" — „Ich will Euch etwas anvertrauen", sagte die Fischerin, „das wird den Leuten sanfter tun als Seife, und wenn Ihr es Ihnen unter dem Rasieren erzählt, werden sie vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr sie gleich mit stumpfen Messern trocken rasieret." Und nun erzählte sie dem Barbierer, was ihr Weißmäuschen befohlen, und der Barbierer hüpfte vor Freuden, sagte es allen seinen Gesellen und machte sich sogleich mit ihnen auf, es allen Leuten beim Rasieren zu erzählen.

Als nun die Fischerin ein paar Häuser weiter ging, machte grade der Peruckenmacher, Meister Rupferling, seinen Laden auf und grüßte sie: „Guten Morgen, Frau Fischerin, ach, kann Sie mir nicht eine Handvoll Mehl und einen Löffel Butter schenken? Ich habe gestern abend aus Hunger all mein Puder und Pomade aufgegessen und weiß nicht, wie ich heute die Leute frisieren soll." Da sprach die Frau: „Meister Rupferling, ich will Euch was erzählen, das wird den Leuten kühler tun als Puder und Pomade, wenn Ihr es ihnen unter dem Frisieren wiedererzählt, und sie werden vor

Freude lachen und weinen, wenn Ihr ihnen auch die Haare ausrauft und ihnen die Haarnadeln in das Fleisch stecht." Und nun erzählte sie dem Peruckenmacher alles, was Weißmäuschen befohlen, und Meister Rupferling hüpfte vor Freude dem Laden heraus durchs Fenster und rief seinen Gesellen und sagte es ihnen wieder, und nun liefen sie mit ihren leeren Puderbeuteln, die Nachricht zu verbreiten.

Noch erzählte sie es dem Meister Kneterling, dem Bäcker, der eben kleine Brote, so groß wie Pfeffernüsse, aus Kleie gebacken, ans Fenster legte, und dann dem Meister Hackerling, dem Fleischer, welcher einige Würste heraushängte, die er aus alten ledernen Hosen und Schuhen zusammengehackt hatte; hierauf kam sie an den Laden des Schusters, Meister Kneiperling; er kaute an einem Stück Leder von einem alten Schmierstiefel, so hungrig war er; dann kam sie zu Meister Meckerling, dem Schneider, er hatte grade — das letzte Horn seines alten Ziegenbocks, den er aus Hunger bereits aufgegessen, mit Wasser zum Feuer gesetzt, um eine Fleischbrühe zu kochen, dem erzählte sie es auch, und so einem nach dem andern.

Da sie nun in die Kirche kam, worin es ganz dunkel war — denn das Öl in der Lampe und alle Wachslichter waren bereits aus Hunger von dem Pfarrer verzehrt —, erzählte sie es einer Frau neben ihr, und diese einer andern, und immer so fort, bis es die ganze Kirche wußte.

Als sie nun wieder nach Hause ging, war die Geschichte schon so in der Stadt verbreitet, daß man es ihr wieder an allen Ecken erzählte; doch tat alles sehr heimlich, und merkte man es nur an den fröhlichen Gesichtern, mit denen sich die Leute grüßten, daß Gott den armen Leuten Hülfe bringe.

Endlich kam die Zeit, daß die Bauren mit den Früchten zum Schlosse einfuhren. Der König zankte und schimpfte, daß sie so spät gekommen; aber sie entschuldigten sich mit der Schwere ihrer Früchte. Der König freute sich darüber; denn er glaubte, sie seien schwer, weil sie besonders gut und reif wären. Ja, wohl waren sie reif und voll lebendiger Kerne! — Nachdem sie alle richtig abgezählt und in das Magazin aufgehäuft waren, zogen die Bauren wieder nach Haus, und der König verschloß sich allein in sein Magazin, um alles nachzuzählen. Da er aber eine Melone essen wollte, wunderte er sich über ihren seltsamen schwarzen Stiel; denn es hing hinten ein Mauseschwanz heraus. Er wollte ihn abreißen, aber sieh, da zog er die ganze Maus heraus, und die elf übrigen stürzten unter lautem Pfeifen nach. Als die andern dies Pfeifen hörten, stürzten sie haufenweis aus allen

Melonen und Kürbissen, und es war recht entsetzlich, wie sie alle über den König herfielen und ihn zerbissen; zudem kugelten die bewegten Melonen und Kürbisse über ihn her, und er konnte sich gar nicht recht helfen; er schrie und schlug und rief Hülfe, aber es regte sich kein Mensch. Endlich konnte er die Türe erreichen, aber die Mäuse stürzten ihm alle nach, und als er durch den Schloßhof lief, wo sich die Bürger versammelt hatten, erschraken sie fast vor ihm, so schwarz war er mit Mäusen bedeckt; aber kein Mensch wollte ihm helfen.

Er eilte vor das Zimmer der Königin und schrie, sie solle ihm um Gottes willen die Staatskatze ein wenig leihen; diese aber hatte sich eingeschlossen und rief zum Schlüsselloch heraus: „Nein, ich leihe sie dir nicht, du willst sie wie den Staatsvogel auffressen.“ Da kroch er aus Verzweiflung in einen großen, leeren Adlerkäficht.

Den Adler, welcher der Staatsvogel eines Landes gewesen, das er dem seinigen einverleibt hatte, und der hier das Gnadenbrot aß — denn hier hatte er einige Ruhe —, hatte er gestern bereits zum großen Unwillen der Königin aufgezehrt, welche mehr auf Herkommen hielt. Das Gitter war sehr eng, und mußten erst sich die kleinsten Mäuse aussuchen, welche durch die Öffnung des Drahtes konnten. Da dieser Käficht an einem offnen Fenster des Schlosses stand, konnten ihn alle Leute sehen, aber sie lachten ihn aus und gönnten ihm die Strafe seiner Grausamkeit.

Er schrie laut nach seinen Soldaten, die um das Kornhaus herumstanden, wo die armen hungernden Bürger drin waren; sie kamen anmarschiert, aber hinterdrein kamen auch schon die Gefangenen, die aus dem Kornhause gebrochen waren, als es die Soldaten verließen. Die ganze Stadt war in Bewegung, ein Hagel von Steinen bedeckten die Soldaten von allen Seiten, und man ließ ihnen keinen andern Weg offen als in das Kornhaus zurück, wo sie nun anstatt der armen Leute eingesperrt wurden, die jetzt von den Ihrigen umarmt und mit den Lebensmitteln erquickt wurden, die man in Menge aus dem offnen Kornhaus holte.

Der König aber kam von neuem in Not; denn nun waren die kleinsten Mäuse zusammengetreten und drangen in den Käficht ein, und als er seine Untertanen um Hülfe anflehte, riefen sie ihm zu: „Gedenke, wenn wir hungernd im Kornhause wimmerten, da sagtest du: ‚Ei, wie meine Kornmäuse pfeifen!‘ Jetzt versuche auch, wie die hungrigen Kornmäuse beißen!“ Als aber der König so im Käficht sich gegen die kleinen Mäuse wehrte und

um sich schlug, fiel der Käficht vom Fenster in die Stube zurück, und er fing an, sich in dem Käficht herumzurollen, wodurch er ziemlich frei von seinen Feinden wurde, weil sie Gefahr liefen, erdrückt zu werden; er rollte sich bis vor den Saal der Königin und flehte von neuem so wehmütig um die Staatskatze, daß sie sich endlich erbarmte und zur Türe heraustrat.

Als sie ihren Gemahl von Mäusen umringt in dem Käficht liegen sah, sprach sie: „Ihre Majestät haben sich dies Elend durch Dero Treulosigkeit, Geiz und Grausamkeit selbst zugezogen; ich kann Ihnen aber mit der Staatskatze nicht dienen. Es ist gegen alle Schicklichkeit, dieses Familientier nach seinem Naturstand zu gebrauchen." Der König bat sie um Gottes willen, ihre große Weisheit auf ein andermal zu sparen und ihm nur jetzt zu helfen; er begehrte von ihr, sie möchte ihn aufs Wasser bringen und mit ihm auf die Insel nach Bingen fahren, wo er, vom Rhein umgeben, gewiß von seinen Verfolgern frei sein würde. Sie rollte nun den Käficht in ihre Stube, in welche die Mäuse wegen der Staatskatze sich nicht hineingetrauten, und fragte aus dem Fenster das Volk, ob sie ihr und ihrem Gemahl freien Abzug nach der Binger Insel gestatten wollten, so wollte er ihnen Freiheit und Ruhe und so viele Konstitutionen zugestehen, als sie Lust hätten zu verbrauchen. Aber es müßten einige Maurer mitfahren und ihm dort einen Turm bauen.

Das Volk, welches froh war, ihn loszuwerden, gestand ihm alles zu und ließ ihn hundert von den eingesperrten Freischützen als Maurer mitnehmen; und daraus sind die Freimaurer geworden.

Sie rüsteten sogleich ein Schiff aus, füllten es mit Lebensmitteln, und die Königin wälzte ihren Gemahl, während sie die Staatskatze trug, in dem Käficht die breiten steinernen Schloßtreppen hinunter, daß der böse Schelm ach und weh schrie; und so wälzte sie ihn, mit dem Fuße stoßend, durch die ganze Stadt mitten durch das Volk, welches ihm zurief: „Diese Bewegung ist dir gut zur Verdauung; denn du hast alles selbst gegessen und uns hungern lassen." Endlich kollerte er auf dem Landungsbrette zum Schiffe hinauf und von da plumps! noch einen bösen Fall ins Schiff hinunter, welches unter den Verwünschungen der ganzen Stadt mit ihm und seinen Freimaurern den Rhein hinuntersegelte.

Nun verteilten die Mainzer die gefundenen Vorräte untereinander, und jedes führte seinen armen, gefangen gewesenen Gatten, Vater oder Bruder nach Haus, um ihn zu bewirten und zu pflegen; und da es Abend und dunkel

wurde, zogen sich die Mäuse wieder zur Stadt hinaus, dem Rattenkönig entgegen, um ihm zu berichten, wie übel zugerichtet der böse König Hatto nach der Binger Rheininsel geschifft sei.

Der Rattenkönig erhob nun die Mäuse, die sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm bedeckt hatten, eine nach der andern in den Adelstand und gab der einen freie Erlaubnis, sich die Parmesanmaus zu nennen und künftig die Parmesankäse eines gewissen Krämers zu benagen; einer andern gab er den Namen Edamermaus, einer andern Limburger-, einer dritten Schweizermaus, Biskuitmaus, Marzipanmaus, und so weiter, jeder auch die Anweisung auf irgendeinen Ort, wo sie sich an den Speisen ihres Namens satt fressen könnte; und nun entließ er sie für diesmal, weil sie ihren Teil getan hatten.

Mit der übrigen Armee zog er nach Bingen, auf den Rochusberg, um zu überlegen, wie man dem König auf der Insel beikommen sollte, weil man gegen die Staatskatze gewisse völker- und naturrechtliche Rücksichten zu beobachten hatte. Er sah die Freischützen des Königs die ganze Nacht schon beschäftigt, bei dem Schein der Fackeln Steine an dem Rüdesheimer Felsen zu brechen und zu sammeln, um den Turm für den König zu bauen, und dies ergrimmte ihn um so mehr, weil dort ehedem seine Wohnung gewesen; aber er wollte doch gegen der Staatskatze nicht die Schicklichkeit verletzen, damit sie allein den Vorwurf trage, einen falschen Schritt oder vielmehr Sprung in das Hochzeitsschiff gegen ihn getan zu haben, was gegen alle herkömmliche Unverletzbarkeit, und so sah er dann ruhig zu, wie man den Turm gründete und baute.

Wie es dem Prinzen Mauseohr in dem Feldzug mit seinen tapfern Soldaten erging

Als die Mainzer die erste Nacht geruht hatten, zogen sie den frühen Morgen dem Prinzen Mauseohr entgegen, und Weißmäuschen eilte ihnen voraus.

Der gute General, dem Prinz Mauseohr vor seiner ersten Reise nach Mainz einen Wink vom Krieg hatte fallen lassen, hatte diesen nicht hinter den Spiegel gesteckt, sondern diesen Wink vielmehr an die große Sturmglocke und an die Kriegsfahnen gehängt. „Rattenkahl und seine Mutter!“

war Parole und Zapfenstreich geworden. Da die Vaterlandsliebe damals in ihren besten Jahren war, ließ sich kein Landeskind, ohne am Heimweh zu sterben, gut außer Landes gebrauchen, und man hatte deswegen ein großes Freikorps von Überläufern angeworben, erstens, weil sie von selbst kamen, und zweitens, weil man durch ihr Überlaufen gewiß war, daß sie von der Stelle zu bringen seien. Diese Helden bestanden meist aus Lalenbürgern und Schildaer Freiwilligen und einem Rest Kochemer Landsturm; auch aus Gaskonien waren viele Messerträger dabei, berühmt und gefährlich wegen ihrem Aufschneiden. Man hatte diese alle in Ketten gelegt, um sie wilder zu machen. Wenn nun die wildesten aus den Ketten herausbrachen, legte man diese in stärkere Bande, und da brachen die stärksten wieder heraus, die man wieder anschmiedete, und die, welche dann zum drittenmal herausbrachen, das waren die rechten Leute und wurden mit Ehren überhäuft. So hatte man einen Extrakt des Heldenmuts in wenigen Leuten, und sie brauchten so keine breiten Wege und machten nicht so vielen Staub als die vielen Leute; es war dieses eine schöne Erfindung, ist aber, wie vieles Alte, wieder abgekommen.

Diese Kerntruppe wurde auch erstaunlich gelehrt; Tag und Nacht stand der Oberprofos, wovon nachher das Wort Professor gekommen, bei ihnen im Kerker, lehrte sie die verschiedenen Sprachen von Trier bis Mainz sprechen und die verschiedenen Weine durch Beschreibung, der Nüchternheit halben, kennen; der Tambourmajor lehrte sie heldenmäßige fürchterliche Stellungen, nach alten Heidenfiguren, die noch an allen Ecken standen; auch die Kunst, selbst im Schlaf mit gestreckten Beinen und martialischem Schnarchen einen gewaltigen Eindruck zu machen, erlernten sie, was gegen nächtliche Überfälle eine unfehlbare Waffe ist; dann lehrte sie, abwechselnd mit der Kunst, resolut zu sterben, der Feldprediger den Umgang mit Menschen und Vieh, und der Staatstrompeter gab Unterricht, sich mit Aufblasen ein Ansehen zu geben, in der Eile die schönsten Proklamationen selbst zu machen und in Chören abzusingen. Der General selbst gab Unterricht in der Weltgeschichte aus dem gehörnten Siegfried, der schönen Magelone, der Genoveva, den Haimonskindern usw. Und da sie nun ausmarschierten, las man ihnen auf dem Marsch die Schwabenstreiche, das Lalenbuch und die Schildbürger vor, und Komma und Punktum wurde mit Trommel und Pfeife dazwischen bemerkt.

In solcher tiefsinnigen Gelehrsamkeit marschierten sie, eine hinter dem

andern, um kein Aufsehen zu machen, auf den kleinen Fußpfaden, ohne weiteren Unfall, als daß der Trommelschläger einigemal semicolon statt duo puncta und einmal Fragezeichen statt Ausrufungszeichen trommelte, wodurch große Unordnung in den Marsch kam, weil sie das linke Bein mit dem rechten verwechselten.

In einem solchen zerstreuten Augenblick kamen sie in die Gegend, wo eben der Storch Langebein seine Schuljungen zusammenklapperte; da glaubten sie, der Tambour schlage Etcetera, was das Zeichen zum allgemeinen Davonlaufen war. Mit ungemeiner Genauigkeit wurde dieses Manöver ausgeführt. Meister Langebein mußte, um nicht über den Haufen gerannt zu werden, in die Lüfte fliegen, und da sie seinen roten Schnabel für einen feurigen Kriegskometen hielten, so liefen sie in forcierten Märschen. Nun schlug zwar der Prinz Mauseohr selbst Parenthesis und Claudatur, aber vergebens; er stand allein auf der Wiese, und Meister Langebein kam vor ihn niedergeflogen. Obschon nun der Storch Langebein sich aus den Lüften herabließ, so gab ihm doch Prinz Mauseohr an Herablassung nichts nach; denn er drückte ihn Allerhöchst zärtlich an sein Herz, wobei der Storch den Schnabel auf den Rücken legte und mit zugedrückten Augen einen respektvollsten Klapperlispel ergehen ließ. Es war dieses eine Gruppe von der größten Anmut und Wirkung und ist nachher von den Bildhauern, Tänzern, Kunstbäckern und Hundepantomimen oft mit Beifall wiederholt worden.

Langebein legte aber früh genug seinen Schnabel wieder in die erste Position, um nicht ein Opfer dieses schönen Augenblicks zu werden; denn Mauseohr drückte stark, und die vielen blanken Knöpfe, Schnallen und Zieraten auf seiner Brust machten einen etwas starken Eindruck auf Langebeins hagere Brust, so daß ihm das Übermaß seiner starken Empfindung nächst gefährlich ward. Es wäre zwar ein beneidenswerter Tod gewesen, aber der Titel als Kommerzienrat war auch nicht zu verachten; denn diesen gab ihm Mauseohr sogleich, da er ihn aus seinen Armen entließ, jedoch unter der Bedingung, ihm wieder eine solche Versammlungspfeife wie das erstemal zu bringen. Der Herr Kommerzienrat war gleich auf den Beinen, und Mauseohr setzte sich in die Trommel, welche der Tambourmajor bei dem allgemeinen Fluchtmanöver weggeworfen hatte. Diese Situation im Feldzug Mauseohrs beschreibt eine schöne Stelle in dem Heldenbuch mit folgenden Worten:

Der Held auf seiner Trommel sitzt
Im schicksalvollen Wiesengrund,
Die Mütze sinnt, das Knopfloch blitzt,
Zum Pfeifen spitzet sich der Mund.

Durch wenig Interpunktion,
Durch plötzliches Etcetera
Wurd' große Subordination,
Kam seinem Heer die Flucht zu nah.

„Kommerzienrat, Kommerzienrat,
Die Sammelpfeife bring' heran!
Nun zeige dich mit schneller Tat
Als Favorit und Untertan!"

Es spricht der Held, es läuft der Storch,
Die Pfeife lockt vom Heldenmund
So süß, so milden Klang, horch, horch,
Schicksalsvoller Wiesengrund.

Rings aus dem Moor, rings aus dem Sumpf
Zieht kühn heran die Heldenschar
Und stellet sich mit schwarzem Strumpf
Schön uniform von unten dar.

Die Pfeife lockt sie in den Bach,
Und gleich stehn alle unbewegt,
Weil schnell des Storches Trommelschlag
„Parenthesis Claudatur!" schlägt.

Dieses Lied sagt alles. Die Kriegskunst Mauseohrs übertraf sich selbst. Er pfiff einen Generalpardon und eine Proklamation und eine höchste Zufriedenheit in schöner Abwechslung durcheinander und schloß mit einem Triller von Gehaltzulage, als sie in dem Bache standen, mit allgemeinem Beifall. Dieses Finale war um so kühner, weil sogleich die ganze Heldenschar mit vorgehaltenen Mützen aus dem Bache heraus wollte, um die erhöhte Gage zu fassen.

Aber hier zeigte sich das Talent des Kommerzienrats Langebein, den Augenblick zu benutzen, im höchsten Glanz. Er hatte sich während dem Pfeifen Mauseohrs die Trommel auf den Rücken gehängt, beugte seinen Schnabel darauf hin und trommelte mit solcher Kraft Parenthesis und

Claudatur, daß das Heer, wie in Klammern festgebannt, im Bache stehen blieb; so machte er sein früheres unglückliches Etcetera wieder gut. — Mauseohr degradierte nun den Tambourmajor wegen falscher Interpunktion und stellte dem Korps den Kommerzienrat als Reichserztambour vor. Langebein hatte während dieser neuen Standeserhöhung so seine eignen Gedanken und Nahrungssorgen und schaute etwas links ins Gras, fuhr auch mit dem Schnabel nach einem kleinen Tierchen, das er in die Luft schleuderte, um es bequemer im Niederfallen aufzuschnappen; aber Mauseohr, für Mausestimmen ungemein reizbar, hörte früh genug den Schrei des Weißmäuschens: „Hilf! Hilf! Mauseohr!" Er warf zugleich seine Pelzmütze in die Luft, welche dem Meister Langebein, sich durch den Schnabel spießend, über den Kopf fiel und ihn ungefährlich machte.

Wähend nun Weißmäuschen, das zu den Füßen Mauseohrs in das Gras gefallen war, sich ein wenig von seinem Schrecken erholte und dann dem Prinzen auf die rührendste Weise für seine Rettung dankte, bemühte sich der Storch, die Pudelmütze vom Kopfe zu kriegen, denn der Schnabel war ihm durchgespießt, und konnte er weder klappern noch sehen und lief wie toll auf der Wiese herum und stolperte und schüttelte mit dem Kopf. Endlich kamen die Kinder und machten ihrem Herrn Schulmeister, nachdem sie sich lange über seine schöne Perücke erfreut hatten, die Pudelmütze wieder los.

Weißmäuschen erzählte dem Prinzen den ganzen Sieg der Mäuse in Mainz, und daß ihm nichts mehr zu tun übrig sei als in die Stadt zu ziehen, deren Bürger ihm schon mit den Schlüsseln entgegenkämen, und sie als König in Besitz zu nehmen. Auch sagte Weißmäuschen, er würde guttun, seine Soldaten hier im Lande zurückzulassen, da wenig zu essen in Mainz sei und an keinen Widerstand zu denken; doch möge er sogleich mit ihm gehen, denn die Mainzer Abgesandten seien kaum eine halbe Stunde weit mehr von hier, und sei zu fürchten, die Freude möge getrübt werden, wenn die armen Leute hier die Kinder sähen; denn da sie durch ihn ihre Kinder verloren, würde der Anblick dieser Kleinen eine traurige Erinnerung in ihnen erwecken.

Mauseohr wollte eben den Vorschlägen Weißmäuschens seinen Beifall geben, als der Salvo Titulo Storch, der eine Zeitlang verdrießlich im Hintergrund gestanden, vor ihn trat und bitter klagte, daß er durch den Wurf mit der königlichen Pelzkappe um alle Reputation und Respekt vor seiner Schuljugend gekommen. Mauseohr aber sagte:

„Rittergut gibt Königshand,
Königskappe gibt Verstand;
Setz' die Kappe auf das Ohr,
Kommandier' mein Heldenkorps!"

und setzte ihm die Mütze feierlich vor der Armee auf mit dem Befehl, in ihrer Position ruhig bis auf weitere Ordre zu verweilen und in stiller Haltung durch die darin befindlichen Blutigel ihr Blut für das Vaterland fließen zu lassen, was ihnen versprochen sei, zugleich aber dadurch ihren allzu großen Mut für den Frieden abzukühlen, um als brauchbare Staatsdiener zurückzukehren. Dem neuen Kommandant sollten als Proviant für den Mann täglich ein Frosch und eine Handvoll Brunnenkresse vergütet werden. Leider war später die falsche Beschuldigung im Umlauf, sie hätten über den andern Tag mit einer Heuschrecke vorliebnehmen müssen; aber der Herr Kommerzienrat fanden es unter ihrer Würde, auf solch niedrige Verleumdungen zu antworten. Als Studium ward der Festungsdienst in Wasserpositionen angeordnet und auch die Preisfrage aufgegeben mit einem halben Sold als Belohnung, den eigentlichen Ort auszumitteln, wo jeder Schwabenstreich zuerst geschehen ist. Als Mauseohrs Willen mit großem Beifall angehört worden, schlich er sich unter bitterlichen Abschiedsseufzern seiner Helden mit Weißmäuschen wie die Katze vom Taubenschlag davon, herzlich froh, seine tapferen Soldaten, die ihm auf dem kurzen Marsch so viele Arbeit gemacht, nicht nötig zu haben.

Die Wagen mit Lebensmitteln waren der Armee schon vorausgegangen, und er fand sie zwei Stunden vor Mainz, wo er grade noch Zeit hatte, sich auf einen Wagen voll Sauerkraut zu setzen, als schon die Mainzer Abgesandten ihm entgegenkamen. Um sich aber doch, da er so ganz allein und ohne Armee kam, einiges Ansehn zu geben, ließ er den ganzen Zug der Viktualien sich folgendermaßen ordnen: Er selbst saß auf einem ungemein großen Schinken, der auf einem Wagen voll Sauerkraut lag, und dieser Wagen war mit Girlanden von allerlei Würsten und Schinken umgeben und von acht der schönsten Mastochsen gezogen. Auf beiden Seiten standen zwei Wagen voll Erbsenmus, und weiter zwanzig Karren voll Brot, und dann noch unzählig viele Kälber, Kühe, Schweine usw.

Dem angenehmen Geruch dieser Delikatessen zogen die armen, hungernden Abgesandten entgegen. Sie bestanden aber zuerst aus dem Fischer und seiner frommen Marzibille, aus dem Barbier Schräberling, dem Friseur

Rupferling, dem Schuster Kneiperling, dem Fleischer Hackerling und dem Schneider Meckerling. Ach, welche Gefühle von Ehrfurcht und Liebe hatten sie bei dem Anblick des Sauerkrauts und der Würste und des Prinzen! Sie übergaben ihm die Schlüssel der Stadt, und nachdem sie sich etwas an seiner Pracht satt gegessen, folgten sie seinem Zug nach Mainz; dort spannten ihm die Einwohner sogleich die Ochsen aus, die sie schlachten ließen, und zogen ihn selbst in die Stadt.

Alle Lebensmittel wurden verteilt, die Soldaten auf ihr Ehrenwort aus dem Gefängnis entlassen und, da sie es selbst begehrten, alle, zu Nachtwächtern degradiert, zu Ruhe gesetzt, worauf allgemeines Schmausen und Gesundheittrinken begann. Nachdem diese Feierlichkeiten vorüber, machte Mauseohr den Bürgern bekannt: da all ihr Unglück aus der Treulosigkeit des Königs gegen seine nun entschlafenen Anverwandten und gegen den Müller Radlof herrühre, so wolle er damit anfangen, dieses gutzumachen. Er begehre also, daß vor dem Schloß, wo der Galgen gestanden, eine Pyramide aufgerichtet werde; auf der einen Seite sollte seiner Eltern, auf der andern des Müllers, auf der dritten der Ameley und der Kinder Untergang, auf der vierten der Errettung der Stadt durch die Mäuse gedacht werden. Er selbst nahm die Stadt nur in Besitz, bis der Müller Radlof, der verschwunden sei, wiedererscheine, der sollte sodann ihr König sein.

Die Bürger waren sehr erfreut darüber und schrien: „Vivat!" Den folgenden Tag legte Mauseohr den Grundstein zur Pyramide, teilte den Bauren Saatkorn aus und zog sodann, von vielen Bürgern begleitet, zu dem Storch, zu seiner Armee, wo ihn die Bürger unter tausend Segenswünschen verließen.

Vierzehn Tage war er weggewesen, und wie war er von der Kriegszucht seiner Armee gerührt, da er sie alle miteinander noch auf derselben Stelle, im Flußbad begriffen, fand, wo er sie gelassen. Das Blutbad hatte ungemein gewürkt, und war ihre Tapferkeit so gemäßigt, daß sie ordentlich miteinander sprachen und gegeneinander über die schwere feuchte Position fluchten, daß es eine Art hatte. Der Prinz kommandierte sie nun selbst aus dem Wasser, aber sie antworteten ihm durch einen Trompeter, daß sie sich nicht eher ergeben würden, bis ihnen das Schnupftuch in der Tasche brennte, sie hätten während den vierzehn Tagen solche Fortschritte in der Subordination gemacht, daß diese Festung, die ganz unter Wasser sei, und wo ihre Füße bis an die Waden eingegraben seien, nicht eher übergeben werden könne, bis alle Laufgräben

zum Laufen eröffnet und ein Loch geschossen sei, durch das man entwischen könne.

Der Prinz hatte nun nebst dem P. P. Storch von neuem seine Not; er konnte sie auf keine Art aus ihrer gebildeten Festung herausbringen; endlich ließ der ehemalige Schulmeister durch die Kinder das Bächlein oben abdämmen, und sie standen bald im Trocknen. Dann ging der Prinz und steckte mit seiner Tabakspfeife einem nach dem andern das Schnupftuch in der Tasche an, und sodann zogen sie auf eine ehrenvolle Kapitulation hin, wo sie Lust hatten, um die aufgegebene Preisfrage ruhig auszuarbeiten. Der Prinz dankte Gott, daß er seine braven und großen Helden los ward, und zog auch nach Trier zurück. Von diesen ausgezeichneten Helden sind nachher alle die vielen Burgen und Türme am Rhein und der Mosel gebaut worden, denn sie hatten Abscheu gegen das Wasser erhalten.

Nun wollen wir aber sehen, wie weit der König Hatto mit seinem Turme gekommen. Aber der ist bereits fertig und steht mitten auf der Insel; der König und die Königin sitzen in ihrer Kammer und lachen den Rattenkönig aus, der sie auf dem Rochusberg ruhig beobachtet. Dann und wann zeigt die Königin dem Rattenkönig die Staatskatze zum Fenster hinaus und ladet ihn höhnisch zum Besuch. Aber der Rattenkönig rümpft die Nase und bleibt in seiner Haltung.

So stehen die Sachen, als Hatto sagt: „Nun muß unser Turm einen Namen haben; ich will, er soll Mausturm heißen, weil er mich von den Mäusen gerettet." — „Nein", sagte die Königin, „der Name würde der Staatskatze, welche die Mäuse haßt, verdrießlich sein; lasse das ‚s' weg und nenne ihn Mauturm, weil die Katze durch ihr Mauen die Mäuse abhält." Das wollte der König nicht, sie zankten sich, und als er sagte, die Katze wäre solcher Ehren gar nicht wert, seit sie durch ihren Sprung ins Hochzeitschiff ein großes Unglück veranlaßt habe, schwieg die Königin und begab sich, da es Nacht war, hinab, setzte sich auf das Schiff und fuhr den Rhein weiter hinab und baute sich ein Schloß bei St. Goar, das sie die Katze nannte, und worauf sie ruhig fortlebte.

Als der Rattenkönig durch seine Schildwachen erfuhr, daß die Königin mit der Staatskatze fort sei, ließ er sogleich seine ganze Armee in der Nacht von den Wasserratten nach der Insel übersetzen, und nun rächte er den Spott des Königs Hatto, der umsonst nach seiner Gemahlin und der Staatskatze schrie, bitter. Er stürmte von allen Seiten den Turm, und

ehe es noch Abend geworden war, hatte er den König mitsamt allen seinen Leuten aufgefressen. Nun ließ er die Mäuse, die von der Insel waren, drauf zurück und begab sich mit den übrigen wieder nach Trier, wo er sie entließ und seine Wohnung auf dem Grab der alten Königin wieder einnahm. Um der Königin von Mainz aber auf ihrem Schlosse die Spitze zu bieten, ließ er auf der andern Seite, dem Schlosse Katz gegenüber, ein Schloß bauen, dem er den Namen Maus gab, und das er mit Mäusen und einigen von des Königs Mauseohr da herumschweifenden Kriegsstudenten besetzte. Beide Schlösser sind noch bis auf den heutigen Tag zu sehen.

Wie das Goldfischchen wiederkehrt und von dem blonden Ameleychen und den Kindern im Wasserschloß des alten Rheins erzählt

Als die Mainzer Bürger sich durch Essen und Trinken ein wenig herausgefüttert hatten und mit der Pyramide fertig waren, wurden sie durch die Inschrift derselben wieder gar sehr an den traurigen Verlust ihrer Kinder ermahnt und waren wieder gar sehr betrübt. In solchen traurigen Gedanken lagen auch an einem Sonntagmorgen Marzibille und der Fischer im Bett und sprachen von ihrem Ameleychen. „Ach", sagte der Fischer, „was die Sonne so schön über dem Rhein aufgeht! Gehen wir hinaus und rufen dem Goldfischchen; vielleicht bringt es heute Nachricht." Sogleich machten sich beide auf, füllten das Glas des Fischchens mit frischem Wasser und streuten Brosamen hinein. Und nun gingen sie, da die ganze Stadt noch schlief, an den Fluß und setzten sich an die Stelle, wo das Fischchen vor einem Jahr dem Ameleychen in den Schoß gesprungen war, und nun rief Marzibille:

„Sonnenschein
Überm Rhein,
Goldfischlein
Im Wellenschein,
Sage geschwind,
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide spinnt!"

Sieh, da machte das Wasser einige Ringe, und hopp! sprang das Goldfischlein der Fischerin in das Glas, das sie auf dem Schoß hatte, und sprach:

„Seide, Seide, Seide,
Spinnt dein Kind voll Freude.
In dem Sonntagskleide
Sitzt es in dem Wasserschloß
In des alten Rheines Schoß,
Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart.
All' die andern Kinder sitzen
Rings und tun die Ohren spitzen,
Weil der alte Wassermann
Märchen schön erzählen kann;
Und die fromme Prinzessin
Sitzt im Kreise mittendrin.
Ameleychen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh',
Für das Hemdlein auch dazu!"

Als der Fischer und die Fischerin diese Worte des Goldfischleins gehört hatten, waren sie ganz außer sich vor Freude. Sie liefen geschwind mit dem Goldfischchen nach Haus, deckten ihr Tischchen mit einem weißen Tuch, stellten das Fischchen drauf und setzten sich beide dazu, und nun sprach Marzibille: „Erzähle, Fischchen, erzähle!" Aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und sprang voller Freuden herum, daß das Goldfischchen wieder da war, und sie ließen das Weißmäuschen auf den Tisch springen, und da saß es ganz aufmerksam, und sie hörten alle drei zu, was das Goldfischchen erzählte:

„Als Ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte herangeschwommen und glaubten, die roten Schuhe wären was zu fressen; ich steckte mich aber in den einen Schuh und hörte, wie sie sagten:

„‚Das ist wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,
Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören,
Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn sie nicht im Schlosse säßen.'

„Und nun schwammen sie fort; ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder säßen in einem Schlosse und lachten, doch blieb ich in meinem Schuhe sitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anspaziert, ein paar alte Leutchen; sie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachsen; da sagte die Karpfin zum Karpfen:

„‚Alterchen, das wär' so was,
Zieh das Jäckchen an zum Spaß,
Ich will in das Hemdchen schleichen,
Daß wir so den Menschen gleichen,
Und dann schwimmen wir ans Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,
Und die Kinder werden meinen,
Daß wir seien, was wir scheinen:
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen,
Und sie werden dann, mein Liebchen,
Zu uns vor die Türe kommen,
Daß wir werden aufgenommen;
Dann paß' auf, wie ich denn schnappe,
Einen Jungen mir ertappe,
Du ein Mägdlein magst erwischen,
Jeder soll sich eines fischen.'

„Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm sein närrisches Weib vorschlug; sie half ihm in das Jäckchen und schlüpfte selbst in das Hemd, und dann schwammen sie lachend, von vielen andern Fischen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine schöne Gelegenheit gewesen, mit ihnen nach dem Wasserschlosse zu kommen, aber ich wollte die schönen roten Schuhe nicht zurücklassen, und doch war es mir ängstlich, daß sie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen. Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, sieh, da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheins, und die Flut schimmerte unter und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldnen Floßfedern schimmerten, und die roten Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig. Da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstroms an mich her, und bald erkannte ich eine heitre Schar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne mutige Jünglinge, der weiße Main und der rote Main, die kräftigen Söhne des Fichtelbergs;

sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebten und Bräute. Die freudige Urdach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern; dann die edle Nordgauerin, die Regnitz, mit ihren Gespielen, der kunstreichen Pegnitz, der Wisent und Aisch; weiter die kluge Saale und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr und die berauschte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda: alle diese rauschten, mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge, singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als sie über mir waren, sangen sie alle miteinander:

„„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden,
Spiegelt sich die fromme Nacht.

„„Welch entzückend laues Wehen!
Blumenatem! Rebenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Widerhalles Kluft!

„„Rhein, du breites Hochzeitsbette,
Himmelhohes Lustgerüst,
Wo sich, spielend um die Wette,
Stern und Mond und Welle küßt!'

„Und nun sangen die Brüder, der weiße und rote Main:

„„Aus dem alten Fichtelberge
Rauscht zu dir das Brüderpaar,
Im Gestein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

„„Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen, schön und klug,
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

„„Rhein, du hast uns eingeladen
In dein grünes Wasserschloß
Zwischen jauchzenden Gestaden,
In den kühlen Felsenschoß.

„„Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen haſt,
Märchen ſingend, bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Laſt.‘

„Und nun ſangen die einzelnen Nymphen, eine nach der andern:

„„Freundlich bin ich, Rodach heiß’ ich,
Rote Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büſchen reiß’ ich,
Teil’ ſie frommen Kindern aus.

„„Ich bin heimlich, heiße Itſche;
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felſen witſche,
Lerne ich der Hirtin Lied.

„„Baunach, Lautenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kieſel rund,
Die wir in den Felſenkellern
Ausgeſucht, hübſch glatt und bunt.

„„Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,
Aiſch und Wieſent und die Pegnitz
Tragen meine Gaben ſchwer.

„„Aiſch bringt rote Pfaffenhütlein,
Wieſenblümlein Wieſent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wiſſen wir, das lieblich klingt.

„„Ich, die Pegnitz, ſinnreich heiter,
Bring’ den Kindern Spielerei,
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ’ aus Nürnberg ich herbei.

„„Arche Noä, Gänſeſpiele.
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei, wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

„„Ei, die Kindlein werden lachen
Über all den lieben Tand,
Breit’ ich erſt die ſchönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

„„Heisa, lustig, Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu' dich, Mägdlein, freu' dich, Bube,
Alles hier beisammen ist.

„„Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell', verwandelt, mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

„„Sinnreich bin ich, Sinna heiß' ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

„„Rauschend durch die Mühlen spring' ich,
Spiele gern und heiße Lohr,
Von dem Müllerburschen sing' ich,
Der sein treues Lieb verlor.

„„Tauber heiß' ich, Reben schwing' ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring' ich,
Um die Hälse golden-bunt.

„„Und ich heiße, Nidda, Nidda,
Im Gebüsch versteck' ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck' ich mich.'

„Und nun sangen sie wieder alle zusammen:

„„Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel,
Seid gegrüßt, ihr Felsenstein',
Die ihr unter Gottes Flügel
Also süß geschlummert ein!

„„Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einsam klagend,
Hohe Türme, Glocken schlagend,
Kirchlein, Schloß, am Felsen ragend:

„„All' ihr hochgeherzten Helden,
Die um Bacchus Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel stellten,
Seid gegrüßt von unsrer Schar!'

„Und nun wollten sie eben selig den Rhein, der unter dem blauen Sternhimmel wie eine herrliche Gruft voll Edelsteinen hinausschimmerte, hinabziehen, als die beiden Brüder Weißmain und Rotmain die roten Schuhe, in denen ich lauschte, bemerkten und niedertauchend also sangen:

„„Aber sieh da, auf dem Grunde
Wie das schimmert, sieh doch zu!
Ei potztausend, ein Paar bunte,
Neue, rote Kinderschuh'!

„„Ei, die nehm' ich mit geschwinde,
Ehre leg' ich damit ein,
Schenke sie dem frommsten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein.'

„Da nahmen sie die roten Schuhe mit, und ich versteckte mich ganz vorn in die Spitze des Schuhes, damit sie mich nicht etwa herausjagen sollten, und so rauschte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer besorgt, wo der alte Karpfen und seine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchten hingekommen sein.

„Als wir an dem Binger Loch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter, und wir sahen einen hellen grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es — und endlich erkannten wir schon einige Lichter —, und nun standen wir vor einem durchsichtigen gläsernen Haus. Rings war es von unzähligen Fischen umgeben, die dem Lichte nachzogen und mit ihren Nasen an den glatten gläsernen Wänden herumschnupperten und nicht hineinkonnten; da pochten nun die Jünglinge Weißmain und Rotmain gelinde an, und es fragte ein alter Wassermann drin:

„„Ei, wer klopfet? Wer ist drauß?
Wer klopft an dies stille Haus,
Wo die Kindlein alle schlafen,
Träumen von den Wolkenschafen?
Seid ihr es, ihr tollen Fische?
Wart, wenn einen ich erwische!'

„Aber nun antwortete der Main:

„„Tu auf, tu auf die grüne Tür,
Der rot' und weiße Main ist hier

Mit vielen holden Wasserfrauen,
Sie wollen nach dem Rheine schauen,
Sie bringen seinen Kinderlein
Manch Lied und schöne Spielerein!‘

„Nun kam der alte graue Wassermann heraus, der da Torwächter war, und sprach:

„„Wie viel’ seid ihr, daß ich euch zähle,
Daß kein Fisch herein sich stehle?‘

„Nun sprachen die:

„„Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechszehn sind wir, du darfst uns trauen.‘

„Nun sprach der Wassermann, indem er einen nach dem andern hereinließ und mit einem Ruder die Fische, die sich durchdrängen wollten, zurückstieß:

„„Leise, leise, plätschert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläsernen Wiegen
In dem süßen Schlummer liegen!
Wenn ihr alle seid herein,
Räume ich euch Betten ein;
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier sind gereiset heut
Erst der Neckar und die Lahn.
Ich weis’ euch die Betten an,
Wo sie lagen ausgestrecket,
Sind sie alle frisch gedecket.
Leise, leise, plätschert nicht,
Weckt den Vater Rhein mir nicht!
Er da in der Mitte lieget
Und, nachdem er eingewieget
Ameleychen hold, ein Kind,
Selbst jetzt stille Träume spinnt.
Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette
Auf korallenroten Füßen,
Goldsand füllt die blauen Küssen,
Ameley, die Prinzessin,
Schlummert drin.‘

„Und nun schlüpften die Jünglinge und Nymphen, eins nach dem andern, bei dem Wassermann zur Türe hinein, und er zählte sie alle. Sieh, da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter, aber der wachtsame Wassermann erwischte die beiden bei den Ärmeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemdchen in den Händen, und der alte Karpfe mit seiner listigen Frau kriegten eine solche Ohrfeige mit dem Ruder, daß sie sich auf den Rücken legten, welches bei uns Fischen ein Zeichen des Todes ist. —

„Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeit da zu sehen war; die Nymphen machten einen halben Kreis und gaben nur auf Winken sich ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunten Fischen, die sich mit ihren bunten, glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durcheinander schimmerte. Wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Flut leuchten, es war nicht zu beschreiben, wie schön. Ja, wenn der blaue Himmel eine Wiese wär', und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldner Brunnen, und die Morgenröte eine erwachende Hirtin, und die Abendröte ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldne Brunnen sprünge und gösse sich durch die Wiese, und die Lämmer tränken aus ihm, und der Schäfer stellte seinen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege und sähet alles das im Traum: so wäre es doch nicht halb so schön, als was ich da sah."

„Nun, nun", sagte der Fischer, „du machst es auch gar zu schön; Fische bleiben doch Fische, und Wasser Wasser." — „Ach", sagte Marzibille, „es ist mir nur lieb, daß es schön ist; ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, das nun einmal dort ist; aber erzähle fort, Goldfischchen, ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah", fuhr Goldfischchen fort, „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf, und wäre ich schier vor Freuden aus dem roten Schuh gesprungen. Rundherum ging eine breite Stufe nach

der andern hinab, und auf allen stand im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen an dem andern, und wir sahen in einen offenen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern. Auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben, tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein, mit Goldsand gefüllt, darauf schlummerte der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis; sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und, ach, — Frau Marzibille, wer schlummerte in dieser Wiege?"

„Ach, mein blondes Ameleychen!" schrie die Fischerin und weinte vor Freude.

„Ja, Ameleychen schlummerte da", sagte Goldfischchen, „und lächelte im Traum und hatte rote Bäckchen wie hier, und hatte seine Händchen gefalten wie hier, und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleine Schemel, der bei seinem Bett stand, wie hier."

„Ja, es war immer ein gutes und frommes Kind", sagte jetzt der Fischer und weinte auch.

„Nun aber", fuhr Goldfischchen fort, „muß ich auch noch sagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe angenehm erleuchtete. Rechts von dem Bette des Vater Rhein und grade in der Mitte des Bodens war eine große runde Öffnung, mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten sah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hin laufen, aus deren jedem ein anderer Glanz herausschimmerte, grün, rot, blau, gelb, violett, kurz, alle möglichen Farben, und als die Nymphen den alten Wassermann fragten, woher dieser wunderbare Schimmer komme, sagte er:

„„An diesem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geschah wohl mancher Mord.
Hier liegen Schilde, Helme, Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge;
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da, viel tausend Zentner schwer,
Und streut das bunte Licht umher.'

„Da fragte der weiße Main:

„„Was heißt das, Nibelungen Hort,
Um den geschah so mancher Mord?
Erklär' mir, Wassermann, dies Wort!'

„Da sagte der Wassermann:

„„Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;

„„Doch leben noch vier alte Greise,
Macht ihr zu ihnen eine Reise,
So werdet ihr hierin gar weise.

„„Der erst' edieret an der Spree,
Er sagt, der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene.

„„Der zweite notieret an der Iser,
Wer ist weitläufiger als dieser?
Und Docen vom Dozieren hieß er.

„„Der dritt' und viert' sitzt an der Fuld',
Grimm heißen sie, doch voll Geduld
Studieren sie an einem Pult.

„„Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.

„„Und werden drei von ihnen sterben,
So wird der viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben.'

„Da fragte der rote Main:

„„Sag' besser uns, wohin die Gänge,
Gewölbet auf der Säulen Menge,
Zuletzt noch führen in der Länge!' —

„„Die sieben Bogengänge führen
Zu sieben reinen goldnen Türen,
Die sieben Treppen dann berühren.

„Und diese Treppen auf sich winden,
Bis sie in einem Saal verschwinden,
Dem sieben Kammern sich verbinden.

„Im Saal auf siebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit sieben Kronen,
Rings ihre sieben Töchter wohnen.

„Frau Lureley, die Zauberinne,
Ist schönes Leibs und kluger Sinne;
Hoch hebt sich ihres Schlosses Zinne,

„Von innen aus der Maßen fein,
Von außen schroff ein Felsenstein,
Umbrauset von dem wilden Rhein.

„Sie ist die Hüterin vom Hort,
Sie lauscht und horchet immerfort,
Und höret sie ein lautes Wort,
Singt, tut ein Schiffer einen Schrei:
So ruft die Töchter sie herbei,
Und siebenfach schallt das Geschrei,
Zum Zeichen, daß sie wachsam sei.'

„Das ist recht wunderbar', sagte der weiße Main, ‚ich will dich aber nicht fragen, wer die Frau Lureley eigentlich ist, und warum sie alles siebenfach hat, und wie sie zu dem Wächteramt gekommen, du möchtest mich wieder zu deinen vier weisen Meistern schicken.' — ‚Ach', sagte der Wassermann, ‚die wissen auch gar nichts von ihr; Frau Lureley ist viel älter als diese Herrn, obschon jeder von ihnen ein paar hundert Jahre älter ist als der andere; Frau Lureley ist eine Tochter der Phantasie, welches eine berühmte Eigenschaft ist, die bei der Erschaffung der Welt mitarbeitete und das Allerbeste dabei tat; als sie unter der Arbeit ein schönes Lied sang, hörte sie es immer wiederholen und fand endlich den Widerhall, einen schönen Jüngling, in einem Felsen sitzen, mit dem sie sich verheuratete und mit ihm die Frau Lureley erzeugte. Sie hatten auch noch viele andre Kinder, zum Beispiel die Echo, den Akkord, den Reim, deren Nachkommen sich noch auf der Welt herumtreiben; doch das wird euch Frau Lureley selbst erzählen, und zwar siebenmal, wenn ihr sie darum fragt. Jetzt aber ist Schlafenszeit, hier oben seht eure Kammer, morgen früh um fünf müßt ihr aufstehen und dem alten Rhein ein Morgenlied singen.'

„‚Ja‘, sagte der rote Main, ‚aber lasse uns zuerst unsere Geschenke zu den Füßen des alten Rheins und auf die Betten der Kinder herum legen, damit sie morgen beim Erwachen sich recht erfreuen.‘

„Nun spazierten die Nymphen in einer Linie rings an den Kreisen der schlummernden Kinder herum und legten ihnen allerlei Blumen, bunte Steine, Muscheln, Kränze, Sträucher, und die Pegnitz ihnen tausenderlei schöne Spielereien auf die Betten. Je tiefer wir kamen, je näher kamen wir zu Ameleychen, je heftiger pochte mir das Herz, und endlich waren wir an der Wiege. Der Wassermann sagte: ‚Leise! Dies ist das frömmste Kind hier‘ und legte die den Karpfen abgenommenen Kleider auf den Schemel, der an der Wiege stand; der Main legte die roten Schuhe, worin ich saß, auch dazu, die Pegnitz legte ihm die schönste Puppe in die Arme, und jede Nymphe gab ihm das Beste, was sie hatte; und dann zogen sie alle miteinander in die Höhe und schwammen in die Grotten, die ihnen angewiesen waren. Der alte Wassermann sagte jeder gute Nacht und machte die Türen zu; dann riegelte er auch nochmals die obere Türe des ganzen Schlosses zu, drehte sich um, segnete das ganze Haus und schlupfte auch in ein Felsengewölb’, wo er schlief.“

„Ei, ei“, sagte der Fischer, „mein lieber Goldfisch, du machst einem das Leben recht sauer und hältst einen lange hin, bis du auf den Punkt kömmst, ob wir auch jemals unser Ameleychen wieder zu sehen kriegen. Sonst sagt das Sprüchwort: ‚Stumm wie ein Fisch‘; bei dir könnte man sagen: ‚Geschwätzig wie ein Fisch‘.“

„Ach, lieber Petrus“ — so hieß der Fischer —, sagte Frau Marzibille, „laß ihn nur ruhig fortreden, ich höre ihn gar gern, ich habe jeden Tritt und Schritt mit ihm und denke mir, daß Ameleychen das alles erlebt hat, und ich hoffe, wenn die Kinder so heil und gesund und in so guter Pflege sind, Gott wird sie uns auch einmal wiederschenken; erzähle, Goldfischchen, erzähle!“

„Ja, Gott wird sie auch wiederschenken“, sagte Goldfischchen, „darüber seid ruhig und verzeiht mir, daß ich das Herz so voll habe, daß ich euch dies gleich zu sagen vergessen, und laßt ihr mich nun ohne Unterbrechen forterzählen, so sollt ihr bald hören, wie eure Kinder zu retten sind. — Als nun der Wassermann zur Ruhe gegangen war, war ich es allein, der wachte; das Kristallwasser, welches das Schloß anfüllte, ward immer ruhiger, die ganze Herrlichkeit ober mir war klarer zu sehen; ich hörte rings die Herzen

all der Kinder pochen und sah, wie das Wasser über ihrer Brust leise davon zitterte. Ach, ihr könnt nicht denken, wie mir freudig und selig zumute war, als ich Ameleychens Herz pochen hörte und das Wasser über seiner Brust zittern sah. Ich konnte mich nicht mehr halten, ich schlupfte aus dem Schuh heraus und schwamm in das bewegte Wasser über Ameleychens Herz und ruhte lange in der von ihrem Leben bewegten Flut mit unendlicher Liebe. Als ich so stillestand und das liebe Gesichtchen betrachtete, bewegte Ameleychen seine Lippen und sprach im Traum: ‚Ach, liebe Mutter, ich bin recht erschrocken, ich bin ins Wasser gefallen; aber es ist recht schön hier, ich bin bei frommen Leuten, meine Pate, die gnädige Prinzessin, ist auch hier; Mutter, komm doch auch!‘“

Als die Fischerin dies hörte, fing sie heftig zu weinen an und schrie: „Ja, ja, ich will kommen; drum hat es mich immer so hinuntergezogen, wennn ich am Rhein ging, du hast mir gerufen.“ Und nun wollte sie der Türe hinauslaufen und sich ins Wasser werfen, aber Petrus hielt sie beim Rock zurück und sagte: „Bleib sitzen, Marzibille, und laß den Fisch auserzählen; hernach, wenn's nötig ist, springe ich mit in den Rhein.“ Marzibille umarmte den Petrus, da er dies gesagt, und sie saßen mit verschlungenen Armen bis zum Ende der Erzählung.

„Mich rührte diese Rede wie euch“, sagte Goldfischchen, „und als über ein Weilchen das Kind wieder sagte: ‚Goldfischchen, Goldfischchen, wenn du hier wärst, das wäre ein herrlich Leben für dich und für mich‘, da war ich so über die Rede erfreut, daß ich näher zu ihm schwamm und mich zwischen es und die Puppe dicht an sein liebes, treues Herzchen legte.“

„Hat es dann von mir gar nicht gesprochen?“ fragte Weißmäuschen traurig. „Warte nur noch ein bißchen“, sagte der Fisch, „gleich kömmt auch die Reihe an dich. Ich schlummerte ein an einer so lieben Stelle und erwachte nicht eher, als durch den Druck von Ameleychens Hand. Die Sonne ließ eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man sah die Felsen oben und die Städte und die Berge und die Menschen und die Schiffe; man sah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin und her schwebten, man sah den Reiher niederstürzen und einen vorwitzigen Fisch holen; ein Schifflein zog oben, und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andre traurig mit schwarzen Haaren. Als sie an dem Fels waren, riefen sie:

„„Lureley, Lureley,
Es fahren zwei Freunde vorbei!‘

„Und nun sang der schwarze:

„„Am Rheine fahr’ ich hin und her
Und such den Frühling auf;
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter:
Wer hält sie auf?‘

„Und Frau Lureley rief siebenmal zurück:

„„Wer hält sie auf?‘

„Und dann sang der braune:

„„Die Sonne geht auf!
Wonne, Wonne, still in Schauern
Dich umfangen, frische, frische Luft,
Sinnend auf die Strahlen lauern,
Spielend in dem Morgenduft!
Lieben und geliebt zu werden
Ist das einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden!‘

„Und nun rief Frau Lureley ihm siebenmal zurück:

„„Lieben und geliebt zu werden!‘ —

und sie schwammen hinab.

„Darüber nun war Ameleychen aufgewacht und hatte mich bemerkt und nahm mich voller Freude in die Hand, wodurch ich auch erwachte. Ihr könnt gar nicht denken, wie das Kind mich herzte und drückte, und es fragte gleich nach der Mutter und dem Vater und auch nach dir, Weißmäuschen, und ich erzählte alles, was ich wußte, und kaum hatten wir eine halbe Stunde gesprochen, so rauschten der Rot- und Weißmain und die übrigen Nymphen aus ihren Grotten und begannen ein Morgenlied, worauf der alte Vater

Rhein und die Kinder sich alle regten und die Augen wischten. ‚Geschwind', sagte Ameleychen zu mir, ‚verstecke dich in meine gläserne Wiege, wo du alles hören und sehen kannst; denn es dürfen keine Fische hier herein; auf die Nacht, wenn alles schläft, rede ich wieder mit dir', und nun steckte sie mich in die Wiege, an eine bequeme Stelle, wo ich alles belauern konnte. Als die Kinder rings erwachten und ihre Spielsachen fanden, entstand ein allgemeiner Jubel. Alle schrien: ‚Das Christkindchen war da, der heilige Niklas war da!' Alle Knaben zogen auf Steckenpferden mit Trommeln und Pfeifen an dem Bette des alten Rheins vorüber, alle Mädchen kamen mit ihren Puppen und Blumen an das Bett der Prinzessin Ameley; dazwischen sangen die Nymphen oben das Morgenlied, und dazwischen hörte man den Gesang der Lerchen, die über dem Wasser die Sonne begrüßten, die durch den ganzen Himmel voll Unschuld und Freude niederstrahlte. Da aber Ameleychen dem Vater Rhein seine Spielsachen zeigte und dabei in neuen, hübschen Kleidern und in den roten Schuhen hübsch geputzt dastand, fragte er: ‚Ei, Ameleychen, wo hast du dann die Kleider und die roten Schuhe her?' Da sagte das liebe Kind: ‚Die waren schon lange mein, die Mutter hat sie immer in unserm großen Schranke aufgehoben, sie hat sie mir gewiß herabgeschickt.' Und nun kamen die Nymphen und die beiden Brüder Main herab, und nachdem sie der alte Rhein begrüßt hatte, spielten die Nymphen mit den Kindern; aber der alte Rhein, der rote und weiße Main, die Prinzessin und Ameleychen blieben beisammen. Der Main erzählte, wie er die Schuhe gefunden, und wie der Wassermann den Karpfen die Kleider abgenommen. Sieh, da fand Ameleychen einen Zettel in der Tasche ihres Rocks, den ihr Frau Marzibille hineingelegt, und gab ihn der Prinzessin zu lesen:

„Lebst du noch, so bete fromm;
Bist du tot, in Himmel komm;
Bitte die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein;
Dieses ist der einzige Wille
Deiner treuen Marzibille."

„Als Ameleychen dies hörte, fing sie heftig an zu weinen und rief immer: ‚Ich will sterben, ich will in Himmel, zu meiner Mutter.' Auch die Prinzessin weinte sehr, und der alte Rhein war sehr gerührt über Eure Mutterliebe, Frau Marzibille, und die beiden Brüder Main lobten Euch sehr.

‚Ach‘, sagte die gute Prinzessin, ‚wenn wir nur die gute Frau könnten wissen lassen, daß Ameleychen noch lebt!‘ — ‚Ich weiß nicht, wie es anzustellen ist‘, sagte der alte Rhein; ‚ja, wenn Radlof, der Müller, wiederkäme! Ich kann mit den andern Leuten nicht sprechen.‘ — Als die Prinzessin den Namen Radlofs, ihres Bräutigams, hörte, weinte sie von neuem sehr heftig, und der alte Rhein tröstete sie und sprach: ‚Schöne Ameleychen, ich bin es, der Euch zuerst in seine Arme geführt, ich werde Euch wieder mit ihm vereinigen; und wenn es auf Erden nicht sein kann, so werde ich ihn zu Euch herabbringen, wenn er wiederkömmt; seid ruhig! Aber wie fangen wir es an, der guten Frau Marzibille Nachricht zu geben? Die großen Fische sind zu grob und zu dumm, die kleinen würden leicht unterwegs von den großen gefressen, und überdies, weil Frau Marzibille eine Fischerin ist, werden die Fische nichts mit ihr zu tun haben wollen.‘ ‚Ach‘, sagte Ameleychen, ‚ich weiß wohl ein Fischchen, das gehört mein; das ist mir selbst in den Schoß gesprungen, es steht auf unsrem Blumenbrettchen in einem Glas zu Haus bei meiner Wiege; wenn das hier wäre, das ist gar klug und fromm, das würde gewiß die Botschaft ausrichten.‘ — ‚Närrisches Ameleychen‘ sagte der Rhein, ‚wenn es hier wäre, so wäre uns freilich geholfen; aber wie soll es herkommen?‘ — ‚Freilich‘, sagte Ameleychen, ‚es kann nicht kommen, weil gar keine Fische herein dürfen.‘ — Da sagte der Rhein: ‚Wenn es hier wäre, es sollte mir lieb sein, weil es fromm ist und dir gehört und uns dienen könnte.‘ — ‚Nun, da ist es!‘ sagte Ameleychen und hob seine Decke auf und legte mich dem alten Rhein in den Schoß. Er fragte mich freundlich, wie ich hergekommen, und die Brüder Main lachten, als sie hörten, daß sie mich in den roten Schuhen hergetragen, und nun mußte ich alles erzählen, was ich von Mainz wußte. Als ich von der Hungersnot und der Verzweiflung der Eltern um ihre Kinder erzählte, weinte die Prinzessin und Ameleychen, und bald stimmten alle Kinder mit in die Trauer ein, und der alte Rhein und die Nymphen wurden auch sehr betrübt, und da die Prinzessin ihn sehr bat, er sollte den armen Eltern die Kinder doch wiedergeben, sprach er: ‚Alles zu seiner Zeit! Was sollen sie mit den Kindern, da sie selbst kaum Brot für sich haben? Wenn der Müller Radlof wiederkömmt und König von Mainz ist, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um es den Kindern zu erzählen: dann soll er mir eins erzählen, und dafür will ich ihm auch seine liebe Braut wiedergeben, und dann soll mir einen Tag um den andern eine gute Mutter aus Mainz ein

Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis sie alle droben sind. Und du, Fischchen, schwimme zurück und grüße die Frau Marzibille und sage ihr, was du gehört, zum Trost!' Alle dankten nun dem alten Vater Rhein für sein Versprechen, ich aber bat mir die Erlaubnis aus, so lange da zu bleiben, bis die Brüder Main wieder nach Haus zögen, damit ich in ihrem Schutz vor den Raubfischen sicher hierher käme, und dies wurde mir zu meiner und Ameleychens großer Freude erlaubt. Nun erzählten während den vierzehn Tagen, die ich dort war, die Flüsse die artigsten Märchen, die sie wußten, und die Nymphen sangen allerlei schöne Lieder dazu, wobei alle Kinder sehr vergnügt zuhörten. Da sie aber alle nichts mehr wußten, nahmen sie Abschied und brachten mich wieder her und schwammen nach Franken zurück. Das ist nun alles, was ich weiß; Ameleychen läßt euch vieltausendmal grüßen."

Der Fischer und die Fischerin sagten dem Goldfischchen vieltausend Dank für die freudige Botschaft und taten ihm alles Liebes an, und da sie ihm sagten, wenn es wieder in den Rhein wolle, so wollten sie es hineintragen, sagte das Goldfischchen: „Ich will jetzt bei euch bleiben, bis der Radlof kömmt, dann will ich geschwind zurück und Ameleychen die nahe Hülfe anzeigen"; womit auch die beiden guten Leute ganz zufrieden waren.

Nun dachten sie dran, wie sie auf alle Weise die Nachricht des Goldfischchens den andern Bürgern zum Trost bekanntmachen wollten, und gingen gleich in die Kirche und beteten, und nach der Kirche setzten sie sich auf den Kirchhof in den Sonnenschein und luden die andern Bürger und Bürgerfrauen zu sich ein und erzählten ihnen alles. Da ward die Freude und der Jubel allgemein in der ganzen Stadt, und abends war Illumination und frei Theater und Ball und aller mögliche Spektakel.

Wie Radlof von seiner Reise zurückkehrt und König von Mainz wird

Nun aber wollen wir uns wieder einmal an den Müller Radlof erinnern, der mit dem Testament des Herrn von Starenberg in den Schwarzwald zu dem Grubenhansel gezogen war; was ihm aber da begegnet ist, wird er hernach selbst erzählen; ich darf jetzt nichts anders sagen, als daß er

grade in der Nacht wieder zu Hause ankam, ehe Goldfischchen zur Frau Marzibille zurückkehrte.

Es war abends um sechs Uhr, als Radlof mit den zwölf Rittern, die ihn zurückbegleiteten, auf dem Berg aus dem Wald herausritt; er sah den Rhein zu seinen Füßen, und die Tränen standen ihm in den Augen; er drehte sich zu den Rittern um und sprach: „Meine lieben Getreuen, wenn ich gleich jetzt euer Fürst bin, so kann ich doch nicht anders, ich muß wieder Müller sein, wenn ich den herrlichen Rhein sehe und die Mühle klappern höre, wo ich die schöne Ameley zuerst gesehen. Lieben Ritter, schlaget euch hier im Wald ein Lager, indes ich allein hinabgehe, meine Heimat begrüße und dem alten Rhein wieder einen Willkommen singe. Morgen früh suche ich euch wieder." Da antworteten die Ritter: „Herr, wir tun nach Eurem Befehl", und sie stiegen ab und schlugen sich ein Lager. Radlof aber legte seinen Helm und Panzer ab, zog seine Müllerkleider an und nahm einige schöne Kränze mit, die er unterwegs geflochten hatte, und so stieg er ruhig den Berg hinab; er war sehr gerührt, wieder in seiner Heimat zu sein, und je näher er seiner Mühle kam, je lauter pochte sein Herz. Aber wie wunderte er sich, da er den bekannten Fußweg ging und seine Mühle nicht fand; denn er wußte nicht, daß sie König Hatto hatte abbrechen und in den Turm verbauen lassen. Das Rad lag umgestürzt an der Erde, und was ihm bei demselben begegnete, wird er später selber erzählen.

Wie er fortging, trat er plötzlich ins Wasser, das die Ruinen seines Hauses umspielte; mit Mühe zog er sich heraus und kletterte auf den Mühlendamm, und so traurig er über den Verlust seiner Mühle war, so erquickte ihn doch der Anblick des herrlichen Stroms, und er sang:

„Wie klinget die Welle,
Wie wehet ein Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

„Du himmlische Bläue,
Du irdisches Grün
Voll Lieb' und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

„Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,

So, meine Gedanken,
Habt hier alles lieb!

„Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hier hat.

„Ihr himmlischen Fernen,
Wie seid ihr mir nah!
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

„Treib nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kömmst mir ja wieder
Und läßt mich nie allein.

„Meine Mühle ist brochen
Und klappert nicht mehr;
Mein Herz hör' ich pochen,
Als wenn's die Mühle wär'.

„O Vater, wie bange
War mir es nach dir!
Horch' meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!

„Du spiegelst und gleitest
In mondlichem Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz!"

Kaum hatte er ausgesungen, so entschlief er, und im Traum erschien ihm der alte Rhein und sagte ihm nichts als: „Willkommen, König von Mainz! Ziehe in deine Stadt, du wirst Segen über sie bringen! Kehre heut abend bei dem Fischer Petrus ein, und er wird dir sagen, was du sollst." Als nun Radlof erwachte, sah er, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand; er blickte nach seiner Mühle, die war nicht mehr da; er blickte nach der Binger Insel, da stand ein hoher Turm drauf; er kannte seine Heimat kaum wieder, und da er über die Wiese ging, stand sie voller Rittersporn und Kaiser-

kronen und Königskerzen. Betrübt sah er in den Schutt seines Hauses, und indem er einen Stein aufhob, warf er ihn an den Boden und sprach:

„Ein Müller war ich,
Ein Fürst bin ich,
Ein König werd' ich;
Ich werfe den Stein,
Hier wohne der treuste Mann am ganzen Rhein!"

Und somit ging er zu seinen Rittern, legte seine Rüstung wieder an und zog mit ihnen gen Mainz; und als sie abends um zehn Uhr durch das Tor ritten, war es grade, da man die Stadt illuminiert hatte. Alles jubelte und schrie: „Vivat der König Radlof!" und keiner wußte, daß er es war. Da er durch das Rheingäßchen ritt, kam er vor ein kleines Haus, da ward über der Tür ein Bild illuminiert, darauf stand ein Mühlrad, worauf zwei Kronen lagen, und viele Kinder standen drum herum, über den Kronen aber war geschrieben:

„Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof.
Kommt er herbei,
Wird Ameley,
Die in dem Rhein,
Frau Königin sein,
Und Ameleychen
Der Flut entsteigen.
Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!"

Als Radlof dies las, pochte er an, und da ein Mann ihm aufmachte, fragte ihn dieser: „Was wollt Ihr vom Fischer Petrus?" — „Bei ihm logieren", sagte Radlof und trat ein und gab sich zu erkennen, und alles war im Haus voll Jubel. Die Ritter banden ihre Pferde vors Haus, und die kleine Stube war so voll, daß man sich nicht regen konnte. Nun erzählte Frau Marzibille dem Radlof alles, aber er fragte das Goldfischchen selber aus und weinte vor Freude, als er hörte, daß Ameley noch lebe.

Da nun die zwölf Pferde die ganze Straße versperrten, so sammelten sich die Menschen immer mehr, und endlich ward der Lärmen so groß, daß Gezank entstand und die Leute auf den Fischer schimpften; da trat Radlof heraus und sprach: „Seid ruhig, ihr Leute, der König Radlof ist hier."

Kaum hatte er dies gesagt, als alles Vivat schrie, und alle Menschen drängten sich herbei, und Radlof stieg zu Pferd, und die Ritter auch, und sie ritten durch die ganze Stadt, und das Volk huldigte ihm. Den andern Morgen ward er gekrönt und hielt eine schöne Rede und sagte unter anderm: „Nun, lieben Bürger, wollen wir vor allem dran denken, die Prinzessin Ameley und die andern Kinder bei dem alten Vater Rhein auszulösen; wer soll ihm das erste Märchen erzählen?" Da schrien ein paar alte Judenweiber: „Ich, ich, mein Nathan ist ein wahrer Daniel! Meine Rachel ist ein Wunderkind!" Die andern Leute schrien alle: „Der König Radlof!" Nun sagte Radlof: „Ich danke euch; ihr zwei Judenweiber aber sollt wegen eurer Naseweisheit die letzten sein, und ich schlage vor, daß jeder seinen Nachfolger in der Erzählung nennen soll, und so nenne ich dann nach mir den Fischer Petrus, der euch viel Gutes erwiesen." Alles war damit zufrieden, außer den zwei Judenweibern. Nun sagte Radlof: „Jetzt geht hin, und besinne sich jeder auf eine Geschichte; ich will mich auch besinnen. Das Wappen dieses Landes sei von nun an ein Rad, weil ich ein Müller war. Morgen früh bei Sonnenaufgang kommt an den Rhein, da will ich meine Märchen erzählen, und ihr könnt gleich eure Königin empfangen; denn wir sehen sie gewiß sogleich wieder; der Rhein hält Wort. Gut' Nacht!"

Alles legte sich schlafen, außer die Zimmerleute; die schlugen einen Thron am Rhein auf und schmückten ihn mit Blumen und Bändern; und eigentlich schlief niemand viel, denn alle besannen sich auf Märchen. So ging die Nacht hin. Kaum graute der Morgen, so versammelte sich das Volk; aber die ersten schon, welches Petrus und Marzibille waren, fanden den Platz nicht leer. Radlof hatte schon die ganze Nacht, von seinen zwölf Rittern umgeben, auf dem Thron gesessen und mit Sehnsucht des Tags erwartet. Als alles versammelt war, erzählte Radlof folgende Geschichte:

Radlof erzählt seine Reise nach dem Starenberg und die Geschichte seiner Vorfahren, wodurch er die Prinzessin Ameleya aus dem Rhein erlöst

. . . . . .

Kaum hatte Radlof so weit erzählt, als alle Bürger laut riefen: „Heil dir, König von Mainz!" und es auf dem Rhein erschallte: „Heil dir, König von Mainz!" Ein goldnes Schiff, mit Schwanen bespannt, schwamm aus

Ufer, daraus stieg ein würdiger alter Herr mit grauem Bart und einer Fürstenkrone, daraus stieg die schöne Ameley, wie eine Braut geschmückt, daraus stiegen zwei wunderschöne Prinzen, der eine ganz in Silber, der andre ganz in Gold gekleidet, daraus stieg ein ehrbarer alter Schulmeister mit roten Strümpfen.

Es war der Rattenkönig, Weißmäuschen und Goldfischchen und der Storch, die wieder ihre Gestalt angenommen. Der Jubel des Wiedersehens war allgemein.

Christel ward von den zwölf Knappen empfangen und zog bald mit ihnen nach Starenberg als Fürst zurück. Prinz Georg und Prinz Philipp blieben noch bei Radlof, der Ameley heuratete; Mauseohr kam auch auf die Hochzeit, der Schullehrer Storch ward oberster Präzeptor im ganzen Land.

Kaum war die erste Freude etwas vorüber, als sich die Mainzer Bürger an ihre neue Königin Ameley herandrängten und nach ihren Kindern im Rhein fragten. „Sie befinden sich alle recht wohl", sagte Frau Ameley, „und besinnt euch nur auf hübsche Märchen, so werden sie, wie ich, bald befreit werden; von nun an sollen alle Morgen hier Märchen erzählt werden, und morgen früh wird der Anfang gemacht. Wer heute erzählt, muß immer den ernennen, der morgen erzählen soll, und so ist von meinem lieben Radlof die gute Fischerin, Frau Marzibille, auf morgen ernannt, und wenn sie hübsch erzählt, wird ihr liebes Töchterchen, mein Taufpatchen Ameley, wieder zu ihr kommen; das liebe Kind läßt sie hübsch grüßen, es war das artigste Kind, das der alte Rhein bei sich hatte."

Frau Marzibille weinte vor Freuden, daß sie morgen ihr Kind wiederhaben sollte, und als sie nach Tisch saß und nachdachte, was sie doch morgen für einen Rock anziehen sollte, wenn sie vor allen Leuten dasitzen und erzählen würde, kam eine alte Judenfrau zu ihr und sagte: „Gottes Wunder, Frau Marzibille, wie wird Sie sich morgen ankleiden, um in der Gesellschaft zu erzählen? Hör' Sie, ich will Ihr leihen ein seidnes Kleid, garniert mit goldnen Blumen, es ist ganz neu, ich hab' es gekauft von dem Schloß; es war ein Vorhang von dem königlichen Bett, da kann Sie Staat mit machen wie eine Prinzessin." Und somit legte sie das wunderliche alte Kleid vor der armen Frau auseinander und begehrte davor, daß sie nach ihrer Erzählung die Stimme zum folgenden Märchen geben sollte. Frau Marzibille aber jagte sie fort und sagte: „Ich werde in meinen ehrlichen Bürgerskleidern erzählen, hänge Sie Ihren alten Vorhang selbst um!

Wenn Sie mir aber hier für mein Muttergottesbildchen über meinem Betstuhl einen neuen schönen Rock schenken will, so soll Sie nach mir erzählen!" Das wollte die alte Jüdin nicht und ging fort.

Viele Leute kamen noch und baten um ihre Stimme, aber sie sagte es keinem zu und sagte, wenn sie erst ihre Ameley habe, werde sie es schon sagen.

Der Morgen kam, Radlof und Ameley saßen auf dem Thron am Rhein; auf Radlofs Seite standen seine Brüder, Philipp und Georg, die Fischerin saß auf der unteren Staffel des Throns; ein Zeichen zum Stillschweigen ward gegeben, und Marzibille erzählte folgendes:

Märchen vom Murmeltier

. . . . . .

So weit hatte Frau Marzibille erzählt, als alles schrie: „Ameleychen! Ameleychen!" und siehe da, das liebe Kind schwamm eben auf dem Kahne, von Schwänen gezogen, heran und eilte seiner Mutter in den Schoß, die vor Freude nicht wußte, was sie machen sollte.

Auch der Fischer Peter umarmte sein Kind zärtlich und dann die Königin Ameley, der das Mägdlein, wie auch dem Radlof, viele Grüße vom Vater Rhein mitbrachte.

Als sich die freudigen Herzen wieder ein wenig beruhigt hatten, besah Frau Marzibille ihr Kindlein von oben bis unten und sagte: „Gott sei Dank, Herzkind! Es fehlt dir nichts, du bist so frisch und gesund." — „Ja, das bin ich", sagte Ameleychen, „aber was macht denn Weißmäuschen und Goldfischchen?" Auf diese Worte des Kindes nahten sich Prinz Philipp und Prinz Georg und umarmten das Kind mit den Worten: „Liebes Ameleychen, sieh, wir sind nun Prinzen geworden, aber wir wollen dich immer lieben und dir Gutes tun." Ameleychen sah sie verwundert an und küßte ihnen die Hände, worauf es zu seiner Mutter zurücklief.

„Lieber Fischer Petrus", sagte nun der König Radlof, „Ihr seid also der treue Biber, und Ihr, Frau Marzibille, seid das treue Murmeltier?" — „Ja", sagten beide, „das sind wir." Da erwiderte Radlof: „Nun wohlan; so will ich euch euer Königreich Burgund wieder erobern, so ihr es wollt." — „Nein, nein!" schrien beide. „Wir wollen lieber hier bleiben bei Euch." Da sagte der König: „So schenke ich euch das Land zu Biberich, wo ihr zuerst gewohnt, und ich will euch ein Schloß hinbauen, aus dessen Fenstern

ihr fischen könnt." Dafür dankten sie nun beide schönstens, und Radlos sagte: „Ehe wir heute morgen auseinander gehen, bestimmet mir, Frau Marzibille, wer nach Euch erzählen soll." Da schrie ein feines Stimmchen aus der Menge: „Wartet noch ein bißchen, ich will erst dem Ameleychen sein neu Kleidchen anprobieren!" und siehe da, ein kleines Männchen, nicht viel länger als ein Daumen, führte einen schönen Geißbock heran, auf dessen Rücken ein allerliebstes rotes Röckchen lag. Er nahte sich der Frau Marzibille und sprach: „Liebe Frau Nachbarin, da ich Euch immer liebgehabt und Ihr mir manches Fischchen in der Hungersnot geschenkt habt, so habe ich in den letzten Tagen Eurem Ameleychen dieses artige Kleid gemacht, daß es doch bei seiner Rückkunft eine Freude habe." Herzlich dankte Frau Marzibille dem guten Schneiderlein Meckerling. Sie zog ihrem Kinde das neue Röckchen an und sprach: „Zum Dank für Eure Freundschaft sollt Ihr morgen Euer Märchen erzählen und dadurch Euer Söhnlein Garnwichserchen wiederhaben."

Vor Freude sprang nun Meister Meckerling auf seine Ziege und galoppierte freudig nach Haus, daß auch das ganze versammelte Volk über das kleine, närrische Kerlchen lachen mußte.

Am folgenden Morgen versammelte sich wieder alles, um den Schneider erzählen zu hören; denn alles war doch äußerst begierig, was das kleine, flinke Kerlchen vorbringen würde. Alles hatte sich bereits gesetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er steckte seine Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken schien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn so groß wie ein Elefant war, daran fest und setzte sich hierauf wieder auf das Tier, auf dessen Rücken er, um besser gesehen zu werden, als Kissen ein schön gepläckeltes Nadelkissen gelegt hatte. Nun stach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß sie meckerte, worauf alles still wurde, und er hub an zu erzählen:

Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag

. . . . . .

Friedrich de la Motte-Fouqué

Undine

Erstes Kapitel

Wie der Ritter zu dem Fischer kam

Es mögen nun wohl schon viele hundert Jahre her sein, da gab es einmal einen alten guten Fischer, der saß eines schönen Abends vor der Tür und flickte seine Netze. Er wohnte aber in einer überaus anmutigen Gegend. Der grüne Boden, worauf seine Hütte gebaut war, streckte sich weit in einen großen Landsee hinaus, und es schien ebensowohl, die Erdzunge habe sich aus Liebe zu der bläulich-klaren, wunderhellen Flut in diese hineingedrängt, als auch, das Wasser habe mit verliebten Armen nach der schönen Aue gegriffen, nach ihren hochschwankenden Gräsern und Blumen und nach dem erquicklichen Schatten ihrer Bäume. Eins ging bei dem andern zu Gaste, und ebendeshalb war jegliches so schön. Von Menschen freilich war an dieser hübschen Stelle wenig oder gar nichts anzutreffen, den Fischer und seine Hausleute ausgenommen. Denn hinter der Erdzunge lag ein sehr wilder Wald, den die mehrsten Leute wegen seiner Finsternis und Unwegsamkeit, wie auch wegen der wundersamen Kreaturen und Gaukeleien, die man darin antreffen sollte, allzusehr scheueten, um sich ohne Not hineinzubegeben. Der alte fromme Fischer jedoch durchschritt ihn ohne Anfechtung zu vielen Malen, wenn er die köstlichen Fische, die er auf seiner schönen Landzunge fing, nach einer großen Stadt trug, welche nicht sehr weit hinter dem großen Walde lag. Es ward ihm wohl mehrenteils deswegen so leicht, durch den Forst zu ziehen, weil er fast keine andren als fromme Gedanken hegte und noch außerdem jedesmal, wenn er die verrufenen Schatten betrat, ein geistliches Lied aus heller Kehle und aufrichtigem Herzen anzustimmen gewohnt war.

Da er nun an diesem Abend ganz arglos bei den Netzen saß, kam ihn

doch ein unversehener Schrecken an, als er es im Waldesdunkel rauschen hörte, wie Roß und Mann, und sich das Geräusch immer näher nach der Landzunge herauszog. Was er in manchen stürmischen Nächten von den Geheimnissen des Forstes geträumt hatte, zuckte ihm nun auf einmal durch den Sinn, vor allem das Bild eines riesenmäßig langen, schneeweißen Mannes, der unaufhörlich auf eine seltsame Art mit dem Kopfe nickte. Ja, als er die Augen nach dem Walde aufhob, kam es ihm ganz eigentlich vor, als sehe er durch das Laubgegitter den nickenden Mann hervorkommen. Er nahm sich aber bald zusammen, erwägend, wie ihm doch niemals in dem Walde selbsten was Bedenkliches widerfahren sei, und also auf der freien Landzunge der böse Geist wohl noch minder Gewalt über ihn ausüben dürfe. Zugleich betete er recht kräftiglich einen biblischen Spruch laut aus dem Herzen heraus, wodurch ihm der kecke Mut auch zurücke kam, und er fast lachend sah, wie sehr er sich geirrt hatte. Der weiße, nickende Mann ward nämlich urplötzlich zu einem ihm längst wohlbekannten Bächlein, das schäumend aus dem Forste hervorrann und sich in den Landsee ergoß. Wer aber das Geräusch verursacht hatte, war ein schön geschmückter Ritter, der zu Roß durch den Baumschatten gegen die Hütte vorgeritten kam. Ein scharlachroter Mantel hing ihm über sein veilchenblaues, goldgesticktes Wams herab; von dem goldfarbigen Barette wallten rote und veilchenblaue Federn; am goldnen Wehrgehenke blitzte ein ausnehmend schönes und reich verziertes Schwert. Der weiße Hengst, der den Ritter trug, war schlankeren Baues, als man es sonst bei Streitrossen zu sehen gewohnt ist, und trat so leicht über den Rasen hin, daß dieser grünbunte Teppich auch nicht die mindeste Verletzung davon zu empfangen schien. Dem alten Fischer war es noch immer nicht ganz geheuer zumute, obwohl er einzusehn meinte, daß von einer so holden Erscheinung nichts Übles zu befahren sei, weshalb er auch seinen Hut ganz sittig vor dem näherkommenden Herrn abzog und gelassen bei seinen Netzen verblieb. Da hielt der Ritter stille und fragte, ob er wohl mit seinem Pferde auf diese Nacht hier Unterkommen und Pflege finden könne? — „Was Euer Pferd betrifft, lieber Herr", entgegnete der Fischer, „so weiß ich ihm keinen bessern Stall anzuweisen, als diese beschattete Wiese, und kein besseres Futter, als das Gras, welches darauf wächst. Euch selbst aber will ich gerne in meinem kleinen Hause mit Abendbrot und Nachtlager bewirten, so gut es unsereiner hat." — Der Ritter war damit ganz wohl zufrieden, er

stieg von seinem Rosse, welches die beiden gemeinschaftlich losgürteten und loszügelten, und ließ es alsdann auf den blumigen Anger hinlaufen, zu seinem Wirte sprechend: „Hätt' ich Euch auch minder gastlich und wohlmeinend gefunden, mein lieber alter Fischer, Ihr wäret mich dennoch wohl für heute nicht wieder losgeworden; denn, wie ich sehe, liegt vor uns ein breiter See, und mit sinkendem Abende in den wunderlichen Wald zurückzureiten, davor bewahre mich der liebe Gott!" — „Wir wollen nicht allzuviel davon reden", sagte der Fischer und führte seinen Gast in die Hütte.

Drinnen saß bei dem Herde, von welchem aus ein spärliches Feuer die dämmernde, reinliche Stube erhellte, auf einem großen Stuhle des Fischers betagte Frau; beim Eintritte des vornehmen Gastes stand sie freundlich grüßend auf, setzte sich aber an ihren Ehrenplatz wieder hin, ohne diesen dem Fremdling anzubieten, wobei der Fischer lächelnd sagte: „Ihr müßt es ihr nicht verübeln, junger Herr, daß sie Euch den bequemsten Stuhl im Hause nicht abtritt; das ist so Sitte bei armen Leuten, daß der den Alten ganz ausschließlich gehört." — „Ei, Mann", sagte die Frau mit ruhigem Lächeln, „wo denkst du auch hin? Unser Gast wird doch zu den Christenmenschen gehören, und wie könnte es alsdann dem lieben jungen Blut einfallen, alte Leute von ihren Sitzen zu verjagen? — Setzt Euch, mein junger Herr", fuhr sie, gegen den Ritter gewandt, fort; „es steht dorten noch ein recht artiges Sesselein, nur müßt Ihr nicht allzu ungestüm damit hin und her rutschen, denn das eine Bein ist nicht allzu feste mehr." — Der Ritter holte den Sessel achtsam herbei, ließ sich freundlich darauf nieder, und es war ihm zumute, als sei er mit diesem kleinen Haushalt verwandt und eben jetzt aus der Ferne dahin heimgekehrt.

Die drei guten Leute fingen an, höchst freundlich und vertraulich miteinander zu sprechen. Vom Walde, nach welchem sich der Ritter einige Male erkundigte, wollte der alte Mann freilich nicht viel wissen; am wenigsten, meinte er, passe sich das Reden davon jetzt in der einbrechenden Nacht; aber von ihrer Wirtschaft und sonstigem Treiben erzählten die beiden Eheleute desto mehr und hörten auch gerne zu, als ihnen der Rittersmann von seinen Reisen vorsprach, und daß er eine Burg an den Quellen der Donau habe und Herr Huldbrand von Ringstetten geheißen sei. Mitten durch das Gespräch hatte der Fremde schon bisweilen ein Plätschern am niedrigen Fensterlein vernommen, als sprütze jemand Wasser dagegen. Der Alte runzelte bei diesem Geräusche jedesmal unzufrieden

die Stirn; als aber endlich ein ganzer Guß gegen die Scheiben flog und durch den schlecht verwahrten Rahmen in die Stube hereinsprudelte, stand er unwillig auf und rief drohend nach dem Fenster hin: „Undine! wirst du endlich einmal die Kindereien lassen? Und ist noch obenein heut ein fremder Herr bei uns in der Hütte." — Es ward auch draußen stille, nur ein leises Gekicher ließ sich noch vernehmen, und der Fischer sagte zurückkommend: „Das müßt Ihr nun schon ihr zugute halten, mein ehrenwerter Gast, und vielleicht noch manche Ungezogenheiten mehr; aber sie meint es nicht böse. Es ist nämlich unsere Pflegetochter Undine, die sich das kindische Wesen gar nicht abgewöhnen will, ob sie gleich bereits in ihr achtzehentes Jahr gehen mag. Aber, wie gesagt, im Grunde ist sie doch von ganzem Herzen gut." — „Du kannst wohl sprechen!" entgegnete kopfschüttelnd die Alte. „Wenn du so vom Fischfang heimkommst oder von der Reise, da mag es mit ihren Schäkereien ganz was Artiges sein. Aber sie den ganzen Tag lang auf dem Halse haben und kein kluges Wort hören und, statt bei wachsendem Alter Hülfe im Haushalte zu finden, immer nur dafür sorgen müssen, daß uns ihre Torheiten nicht vollends zugrunde richten — da ist es gar ein andres, und die heilige Geduld selbsten würd' es am Ende satt." — „Nun, nun", lächelte der Hausherr, „du hast es mit Undinen, und ich mit dem See. Reißt mir der doch auch oftmals meine Dämme und Netze durch, aber ich hab' ihn dennoch gern, und du mit allem Kreuz und Elend das zierliche Kindlein auch. Nicht wahr?" — „Ganz böse kann man ihr eben nicht werden", sagte die Alte und lächelte beifällig.

Da flog die Türe auf, und ein wunderschönes Blondchen schlüpfte lachend herein und sagte: „Ihr habt mich nur gefoppt, Vater; wo ist denn nun Euer Gast?" — Selben Augenblicks aber ward sie auch den Ritter gewahr und blieb staunend vor dem schönen Jüngling stehen. Huldbrand ergötzte sich an der holden Gestalt und wollte sich die lieblichen Züge recht achtsam einprägen, weil er meinte, nur ihre Überraschung lasse ihm Zeit dazu, und sie werde sich bald nachher in zwiefacher Blödigkeit vor seinen Blicken abwenden. Es kam aber ganz anders. Denn als sie ihn nun recht lange angesehen hatte, trat sie zutraulich näher, kniete vor ihm nieder und sagte, mit einem goldnen Schaupfennige, den er an einer reichen Kette auf der Brust trug, spielend: „Ei, du schöner, du freundlicher Gast, wie bist du denn endlich in unsre arme Hütte gekommen? Mußtest du denn jahrelang in der Welt herumstreifen, bevor du dich auch einmal zu uns

fandeſt? Kommſt du aus dem wüſten Walde, du ſchöner Freund?" — Die ſcheltende Alte ließ ihm zur Antwort keine Zeit. Sie ermahnte das Mädchen, fein ſittig aufzuſtehn und ſich an ihre Arbeit zu begeben. Undine aber zog, ohne zu antworten, eine kleine Fußbank neben Huldbrands Stuhl, ſetzte ſich mit ihrem Gewebe darauf nieder und ſagte freundlich: „Hier will ich arbeiten." Der alte Mann tat, wie die Eltern mit verzogenen Kindern zu tun pflegen. Er ſtellte ſich, als merkte er von Undinens Unart nichts, und wollte von etwas anderem anfangen. Aber das Mädchen ließ ihn nicht dazu. Sie ſagte: „Woher unſer holder Gaſt kommt, habe ich ihn gefragt, und er hat mir noch nicht geantwortet." — „Aus dem Walde komme ich, du ſchönes Bildchen", entgegnete Huldbrand; und ſie ſprach weiter: „So mußt du mir erzählen, wie du da hineinkamſt, denn die Menſchen ſcheuen ihn ſonſt, und was für wunderliche Abenteuer du darinnen erlebt haſt, weil es ohne dergleichen dorten nicht abgehen ſoll." — Huldbrand empfand einen kleinen Schauer bei dieſer Erinnerung und blickte unwillkürlich nach dem Fenſter, weil es ihm zumute war, als müſſe eine von den ſeltſamlichen Geſtalten, die ihm im Forſte begegnet waren, von dort hereingrinſen; er ſah nichts als die tiefe, ſchwarze Nacht, die nun bereits draußen vor den Scheiben lag. Da nahm er ſich zuſammen und wollte eben ſeine Geſchichte anfangen, als ihn der Alte mit den Worten unterbrach: „Nicht alſo, Herr Ritter; zu dergleichen iſt es jetzund keine gute Zeit." — Undine aber ſprang zornmütig von ihrem Bänkchen auf, ſetzte die ſchönen Arme in die Seiten und rief, ſich dicht vor den Fiſcher hinſtellend: „Er ſoll nicht erzählen, Vater? er ſoll nicht? Ich aber will's; er ſoll! Er ſoll doch!" — Und damit trat das zierliche Füßchen heftig gegen den Boden, aber das alles mit ſolch einem drollig anmutigen Anſtande, daß Huldbrand jetzt in ihrem Zorn faſt weniger noch die Augen von ihr wegbringen konnte, als vorher in ihrer Freundlichkeit. Bei dem Alten hingegen brach der zurückgehaltene Unwillen in volle Flammen aus. Er ſchalt heftig auf Undinens Ungehorſam und unſittiges Betragen gegen den Fremden, und die gute alte Frau ſtimmte mit ein. Da ſagte Undine: „Wenn ihr zanken wollt und nicht tun, was ich haben will, ſo ſchlaft allein in eurer alten, räuchrigen Hütte!" — Und wie ein Pfeil war ſie aus der Tür und flüchtigen Laufes in die finſtere Nacht hinaus.

Zweites Kapitel

Auf welche Weise Undine zu dem Fischer gekommen war

Huldbrand und der Fischer sprangen von ihren Sitzen und wollten dem zürnenden Mädchen nach. Ehe sie aber in die Hüttentür gelangten, war Undine schon lange in dem wolkigen Dunkel draußen verschwunden, und auch kein Geräusch ihrer leichten Füße verriet, wohin sie ihren Lauf wohl gerichtet haben könne. Huldbrand sah fragend nach seinem Wirte; fast kam es ihm vor, als sei die ganze liebliche Erscheinung, die so schnell in die Nacht wieder untergetaucht war, nichts andres gewesen als eine Fortsetzung der wunderlichen Gebilde, die früher im Forste ihr loses Spiel mit ihm getrieben hatten; aber der alte Mann murmelte in seinen Bart: „Es ist nicht das erstemal, daß sie es uns also macht. Nun hat man die Angst auf dem Herzen und den Schlaf aus den Augen für die ganze Nacht; denn wer weiß, ob sie nicht dennoch einmal Schaden nimmt, wenn sie so draußen im Dunkel allein ist bis an das Morgenrot." — „So laßt uns ihr doch nach, Vater, um Gott!" rief Huldbrand ängstlich aus. Der Alte erwiderte: „Wozu das? Es wär' ein sündlich Werk, ließ' ich Euch in Nacht und Einsamkeit dem törichten Mädchen so ganz alleine folgen, und meine alten Beine holen den Springinsfeld nicht ein, wenn man auch wüßte, wohin sie gerannt ist." — „Nun müssen wir ihr doch nachrufen mindestens und sie bitten, daß sie wiederkehrt", sagte Huldbrand und begann auf das beweglichste zu rufen: „Undine! ach Undine! komm doch zurück!" — Der Alte wiegte sein Haupt hin und her, sprechend, all das Geschrei helfe am Ende zu nichts; der Ritter wisse noch nicht, wie trotzig die Kleine sei. Dabei aber konnte er es doch nicht unterlassen, öfters mit in die finstre Nacht hinauszurufen: „Undine, ach liebe Undine! Ich bitte dich, komme doch nur dies eine Mal zurück!"

Es ging indessen, wie es der Fischer gesagt hatte. Keine Undine ließ sich hören oder sehn, und weil der Alte durchaus nicht zugeben wollte, daß Huldbrand der Entflohenen nachspürte, mußten sie endlich beide wieder in die Hütte gehen. Hier fanden sie das Feuer des Herdes beinahe erloschen und die Hausfrau, die sich Undinens Flucht und Gefahr bei weitem nicht so zu Herzen nahm als ihr Mann, bereits zur Ruhe gegangen. Der Alte hauchte die Kohlen wieder an, legte trocknes Holz darauf und suchte bei der wieder auflodernden Flamme einen Krug mit Wein hervor,

den er zwischen sich und seinen Gast stellte. — „Euch ist auch angst wegen des dummen Mädchens, Herr Ritter", sagte er, „und wir wollen lieber einen Teil der Nacht verplaudern und vertrinken, als uns auf den Schilfmatten vergebens nach dem Schlafe herumwälzen. Nicht wahr?" — Huldbrand war gerne damit zufrieden, der Fischer nötigte ihn auf den ledigen Ehrenplatz der schlafen gegangenen Hausfrau, und beide tranken und sprachen miteinander, wie es zwei wackern und zutraulichen Männern geziemt. Freilich, so oft sich vor den Fenstern das Geringste regte, oder auch bisweilen, wenn sich gar nichts regte, sah eines von beiden in die Höhe, sprechend: „Sie kommt!" — Dann wurden sie ein paar Augenblicke stille und fuhren nachher, da nichts erschien, kopfschüttelnd und seufzend in ihren Reden fort.

Weil aber nun beide an fast gar nichts anderes zu denken vermochten als an Undinen, so wußten sie auch nichts Beßres, als, der Ritter, zu hören, welchergestalt Undine zu dem alten Fischer gekommen sei, der alte Fischer, ebendiese Geschichte zu erzählen. Deshalben hub er folgendermaßen an:

„Es sind nun wohl funfzehn Jahre vergangen, da zog ich einmal durch den wüsten Wald mit meiner Ware nach der Stadt. Meine Frau war daheim geblieben, wie gewöhnlich, und solches zu der Zeit auch noch um einer gar hübschen Ursache willen; denn Gott hatte uns in unserm damals schon ziemlich hohen Alter ein wunderschönes Kindlein beschert. Es war ein Mägdlein, und die Rede ging bereits unter uns, ob wir nicht dem neuen Ankömmlinge zu Frommen unsre schöne Landzunge verlassen wollten, um die liebe Himmelsgabe künftig an bewohnbaren Orten besser aufzuziehen. Es ist freilich bei armen Leuten nicht so damit, wie Ihr es meinen mögt, Herr Ritter; aber lieber Gott! jedermann muß doch einmal tun, was er vermag. — Nun, mir ging unterweges die Geschichte ziemlich im Kopfe herum. Diese Landzunge war mir so im Herzen lieb, und ich fuhr ordentlich zusammen, wenn ich unter dem Lärm und Gezänke in der Stadt bei mir selbsten denken mußte: In solcher Wirtschaft nimmst auch du nun mit nächstem deinen Wohnsitz oder doch in einer nicht viel stillern! — Dabei aber hab' ich nicht gegen unsern lieben Herrn Gott gemurret, vielmehr ihm im stillen für das Neugeborne gedankt; ich müßte auch lügen, wenn ich sagen wollte, mir wäre auf dem Hin- oder Rückwege durch den Wald irgend etwas Bedenklicheres aufgestoßen als sonst, wie ich denn nie

etwas Unheimliches dorten gesehn habe. Der Herr war immer mit mir in den verwunderlichen Schatten."

Da zog er sein Mützchen von dem kahlen Schädel und blieb eine Zeitlang in betenden Gedanken sitzen. Dann bedeckte er sich wieder und sprach fort:

„Diesseits des Waldes, ach diesseits, da zog mir das Elend entgegen. Meine Frau kam gegangen mit strömenden Augen wie zwei Bäche; sie hatte Trauerkleider angelegt. — ‚O lieber Gott', ächzte ich, ‚wo ist unser liebes Kind? Sag an!' — ‚Bei dem, den du rufest, lieber Mann', entgegnete sie, und wir gingen nun still weinend miteinander in die Hütte. Ich suchte nach der kleinen Leiche; da erfuhr ich erst, wie alles gekommen war. Am Seeufer hatte meine Frau mit dem Kinde gesessen, und wie sie so recht sorglos und selig mit ihm spielt, bückt sich die Kleine auf einmal vor, als sähe sie etwas ganz Wunderschönes im Wasser; meine Frau sieht sie noch lachen, den lieben Engel, und mit den Händchen greifen; aber im Augenblick schießt sie ihr durch die rasche Bewegung aus den Armen und in den feuchten Spiegel hinunter. Ich habe viel gesucht nach der kleinen Toten; es war zu nichts; auch keine Spur von ihr war zu finden. —

„Nun, wir verwaisten Eltern saßen denn noch selbigen Abends still beisammen in der Hütte; zu reden hatte keiner Lust von uns, wenn man es auch gekonnt hätte vor Tränen. Wir sahen so in das Feuer des Herdes hinein. Da raschelt was draußen an der Tür; sie springt auf, und ein wunderschönes Mägdlein von etwa drei, vier Jahren steht reich geputzt auf der Schwelle und lächelt uns an. Wir blieben ganz stumm vor Erstaunen, und ich wußte erst nicht, war es ein ordentlicher kleiner Mensch, war es bloß ein gaukelhaftiges Bildnis. Da sah ich aber das Wasser von den goldnen Haaren und den reichen Kleidern herabtröpfeln und merkte nun wohl, das schöne Kindlein habe im Wasser gelegen, und Hülfe tue ihm not. — ‚Frau', sagte ich, ‚uns hat niemand unser liebes Kind erretten können; wir wollen doch wenigstens an andern Leuten tun, was uns selig auf Erden machen würde, vermöchte es jemand an uns zu tun.' — Wir zogen die Kleine aus, brachten sie zu Bett und reichten ihr wärmende Getränke, wobei sie kein Wort sprach und uns bloß aus den beiden seeblauen Augenhimmeln immerfort lächelnd anstarrte.

„Des andern Morgens ließ sich wohl abnehmen, daß sie keinen weitern Schaden genommen hatte, und ich fragte nun nach ihren Eltern und wie

sie hierher gekommen sei. Das aber gab eine verworrne, wundersamliche Geschichte. Von weit her muß sie wohl gebürtig sein, denn nicht nur, daß ich diese funfzehn Jahre her nichts von ihrer Herkunft erforschen konnte, so sprach und spricht sie auch bisweilen so absonderliche Dinge, daß unsereins nicht weiß, ob sie am Ende nicht gar vom Monde heruntergekommen sein könnte. Da ist die Rede von goldnen Schlössern, von kristallnen Dächern und Gott weiß, wovon noch mehr. Was sie am deutlichsten erzählte, war, sie sei mit ihrer Mutter auf dem großen See spazierengefahren, aus der Barke ins Wasser gefallen und habe ihre Sinne erst hier unter den Bäumen wiedergefunden, wo ihr an dem lustigen Ufer recht behaglich zumute geworden sei.

„Nun hatten wir noch eine große Bedenklichkeit und Sorge auf dem Herzen. Daß wir an der lieben Ertrunknen Stelle die Gefundne behalten und auferziehn wollten, war freilich sehr bald ausgemacht; aber wer konnte nun wissen, ob das Kind getauft sei oder nicht? Sie selber wußte darüber keine Auskunft zu geben. Daß sie eine Kreatur sei, zu Gottes Preis und Freude geschaffen, wisse sie wohl, antwortete sie uns mehrenteils, und was zu Gottes Preis und Freude gereiche, seie sie auch bereit, mit sich vornehmen zu lassen. — Meine Frau und ich dachten so: Ist sie nicht getauft, so gibt's da nichts zu zögern; ist sie es aber doch, so kann bei guten Dingen zuwenig eher schaden als zuviel. Und demzufolge sannen wir auf einen guten Namen für das Kind, das wir ohnehin noch nicht ordentlich zu rufen wußten. Wir meinten endlich, Dorothea werde sich am besten für sie schicken, weil ich einmal gehört hatte, das heiße Gottesgabe, und sie uns doch von Gott als eine Gabe zugesandt war, als ein Trost in unserm Elend. Sie hingegen wollte nichts davon hören und meinte, Undine sei sie von ihren Eltern genannt worden, Undine wolle sie auch ferner heißen. Nun kam mir das wie ein heidnischer Name vor, der in keinem Kalender stehe, und ich holte mir deshalben Rat bei einem Priester in der Stadt. Der wollte auch nichts von dem Undinen-Namen hören und kam auf mein vieles Bitten mit mir durch den verwunderlichen Wald zu Vollziehung der Taufhandlung hier herein in meine Hütte. Die Kleine stand so hübsch geschmückt und holdselig vor uns, daß dem Priester alsbald sein ganzes Herz vor ihr aufging, und sie wußte ihm so artig zu schmeicheln und mitunter so drollig zu trotzen, daß er sich endlich auf keinen der Gründe, die er gegen den Namen Undine vorrätig gehabt hatte, mehr besinnen konnte. Sie ward denn also Undine

getauft und betrug sich während der heiligen Handlung außerordentlich sittig und anmutig, so wild und unstet sie auch übrigens immer war. Denn darin hat meine Frau ganz recht: was Tüchtiges haben wir mit ihr auszustehen gehabt. Wenn ich Euch erzählen sollte —"

Der Ritter unterbrach den Fischer, um ihn auf ein Geräusch wie von gewaltig rauschenden Wasserfluten aufmerksam zu machen, das er schon früher zwischen den Reden des Alten vernommen hatte, und das nun mit wachsendem Ungestüm vor den Hüttenfenstern dahinströmte. Beide sprangen nach der Tür. Da sahen sie draußen im jetzt aufgegangnen Mondlicht den Bach, der aus dem Walde hervorrann, wild über seine Ufer hinausgerissen und Steine und Holzstämme in reißenden Wirbeln mit sich fortschleudern. Der Sturm brach, wie von dem Getöse erweckt, aus den nächtigen Gewölken, diese pfeilschnell über den Mond hinjagend, hervor; der See heulte unter des Windes schlagenden Fittichen, die Bäume der Landzunge ächzten von Wurzel zu Gipfel hinauf und beugten sich wie schwindelnd über die reißenden Gewässer. — „Undine! um Gottes willen, Undine!" riefen die zwei beängstigten Männer. — Keine Antwort kam ihnen zurück, und achtlos nun jeglicher andern Erwägung, rannten sie, suchend und rufend, einer hier-, der andere dorthin, aus der Hütte fort.

Drittes Kapitel

Wie sie Undinen wiederfanden

Dem Huldbrand ward es immer ängstlicher und verworrner zu Sinn, je länger er unter den nächtlichen Schatten suchte, ohne zu finden. Der Gedanke, Undine sei nur eine bloße Walderscheinung gewesen, bekam aufs neue Macht über ihn, ja, er hätte unter dem Geheul der Wellen und Stürme, dem Krachen der Bäume, der gänzlichen Umgestaltung der kaum noch so still anmutigen Gegend die ganze Landzunge samt der Hütte und ihren Bewohnern fast für eine trügrisch neckende Bildung gehalten; aber von fern hörte er doch immer noch des Fischers ängstliches Rufen nach Undinen, der alten Hausfrau lautes Beten und Singen durch das Gebraus. Da kam er endlich dicht an des übergetretnen Baches Rand und sah im Mondenlicht, wie dieser seinen ungezähmten Lauf gerade vor den unheimlichen Wald hin genommen hatte, so daß er nun die Erdspitze zur Insel machte.

— O lieber Gott, dachte er bei sich selbst, wenn es Undine gewagt hätte, ein paar Schritte in den fürchterlichen Forst hineinzutun, vielleicht eben in ihrem anmutigen Eigensinn, weil ich ihr nichts davon erzählen sollte — und nun wäre der Strom dazwischengerollt, und sie weinte nun einsam drüben bei den Gespenstern! — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, und er klomm einige Steine und umgestürzte Fichtenstämme hinab, um in den reißenden Strom zu treten und watend oder schwimmend die Verirrte drüben zu suchen. Es fiel ihm zwar alles Grausenvolle und Wunderliche ein, was ihm schon bei Tage unter den jetzt rauschenden und heulenden Zweigen begegnet war. Vorzüglich kam es ihm vor, als stehe ein langer weißer Mann, den er nur allzu gut kannte, grinsend und nickend am jenseitigen Ufer: aber ebendiese ungeheuern Bilder rissen ihn gewaltig nach sich hin, weil er bedachte, daß Undine in Todesängsten unter ihnen sei und allein.

Schon hatte er einen starken Fichtenast ergriffen und stand, auf diesen gestützt, in den wirbelnden Fluten, gegen die er sich kaum aufrechtzuerhalten vermochte; aber er schritt getrosten Mutes tiefer hinein. Da rief es neben ihm mit anmutiger Stimme: „Trau nicht, trau nicht! Er ist tückisch, der Alte, der Strom!" — Er kannte diese lieblichen Laute, er stand wie betört unter den Schatten, die sich eben dunkel über den Mond gelegt hatten, und ihn schwindelte vor dem Gerolle der Wogen, die er pfeilschnell an seinen Schenkeln hinschießen sah. Dennoch wollte er nicht ablassen. — „Bist du nicht wirklich da, gaukelst du nur neblicht um mich her, so mag auch ich nicht leben und will ein Schatten werden, wie du, du liebe, liebe Undine!" Dies rief er laut und schritt wieder tiefer in den Strom. — „Sieh dich doch um, ei sieh dich doch um, du schöner, betörter Jüngling!" so rief es abermals dicht bei ihm, und seitwärts blickend sah er im eben sich wieder enthüllenden Mondlicht unter den Zweigen hochverschlungner Bäume auf einer durch die Überschwemmung gebildeten kleinen Insel Undinen lächelnd und lieblich in die blühenden Gräser hingeschmiegt.

O wieviel freudiger brauchte nun der junge Mann seinen Fichtenast zum Stabe, als vorhin! Mit wenigen Schritten war er durch die Flut, die zwischen ihm und dem Mägdlein hinstürmte, und neben ihr stand er auf der kleinen Rasenstelle, heimlich und sicher von den uralten Bäumen überrauscht und beschirmt. Undine hatte sich etwas emporgerichtet und schlang nun in dem grünen Laubgezelte ihre Arme um seinen Nacken, so daß sie

ihn auf ihren weichen Sitz neben sich niederzog. — „Hier sollst du mir erzählen, hübscher Freund", sagte sie leise flüsternd, „hier hören uns die grämlichen Alten nicht. Und so viel als ihre ärmliche Hütte ist doch hier unser Blätterdach wohl noch immer wert." — „Es ist der Himmel!" sagte Huldbrand und umschlang inbrünstig küssend die schmeichelnde Schöne.

Da war unterdessen der alte Fischer an das Ufer des Stromes gekommen und rief zu den beiden jungen Leuten herüber: „Ei, Herr Ritter, ich habe Euch aufgenommen, wie es ein biederherziger Mann dem andern zu tun pflegt, und nun kos't Ihr mit meinem Pflegekinde so heimlich und laßt mich noch obenein in der Angst nach ihr durch die Nacht umherlaufen." — „Ich habe sie selbst erst eben jetzt gefunden, alter Vater", rief ihm der Ritter zurück. — „Desto besser", sagte der Fischer; „aber nun bringt sie mir auch ohne Verzögern an das feste Land herüber." Davon aber wollte Undine wieder gar nichts hören. Sie meinte, eher wolle sie mit dem schönen Fremden in den wilden Forst vollends hinein, als wieder in die Hütte zurück, wo man ihr nicht ihren Willen tue, und aus welcher der hübsche Ritter doch über kurz oder lang scheiden werde. Mit unsäglicher Anmut sang sie, Huldbranden umschlingend:

„Aus dunst'gem Tal die Welle,
Sie rann und sucht' ihr Glück;
Sie kam ins Meer zur Stelle
Und rinnt nicht mehr zurück."

Der alte Fischer weinte bitterlich in ihr Lied, aber es schien sie nicht sonderlich zu rühren. Sie küßte und streichelte ihren Liebling, der endlich zu ihr sagte: „Undine, wenn dir des alten Mannes Jammer das Herz nicht trifft, so trifft er's mir. Wir wollen zurück zu ihm." — Verwundert schlug sie die großen blauen Augen gegen ihn auf und sprach endlich langsam und zögernd: „Wenn du es so meinst — gut; mir ist alles recht, was du meinst. Aber versprechen muß mir erst der alte Mann da drüben, daß er dich ohne Widerrede will erzählen lassen, was du im Walde gesehen hast, und — nun das andre findet sich wohl." — „Komm nur, komm!" rief der Fischer ihr zu, ohne mehr Worte herausbringen zu können. Zugleich streckte er seine Arme weit über die Flut ihr entgegen und nickte mit dem Kopfe, um ihr die Erfüllung ihrer Fordrung zuzusagen, wobei ihm die weißen Haare seltsam über das Gesicht herüber fielen, und Huldbrand an den nickenden weißen Mann im Forste denken mußte. Ohne sich aber durch irgendetwas

irremachen zu lassen, faßte der junge Rittersmann das schöne Mädchen in seine Arme und trug sie über den kleinen Raum, welchen der Strom zwischen ihrem Inselchen und dem festen Ufer durchbrauste. Der Alte fiel um Undinens Hals und konnte sich gar nicht satt freuen und küssen; auch die alte Frau kam herbei und schmeichelte der Wiedergefundenen auf das herzlichste. Von Vorwürfen war gar nicht die Rede mehr, um so minder, da auch Undine, ihres Trotzes vergessend, die beiden Pflegeeltern mit anmutigen Worten und Liebkosungen fast überschüttete.

Als man endlich nach der Freude des Wiederhabens sich recht besann, blickte schon das Morgenrot leuchtend über den Landsee herein; der Sturm war stille geworden; die Vöglein sangen lustig auf den genäßten Zweigen. Weil nun Undine auf die Erzählung der verheißnen Geschichte des Ritters bestand, fügten sich die beiden Alten lächelnd und willig in ihr Begehr. Man brachte ein Frühstück unter die Bäume, welche hinter der Hütte gegen den See zu standen, und setzte sich, von Herzen vergnügt, dabei nieder, Undine, weil sie es durchaus nicht anders haben wollte, zu den Füßen des Ritters ins Gras. Hierauf begann Huldbrand folgendermaßen zu sprechen.

Viertes Kapitel

Von dem, was dem Ritter im Walde begegnet war

„Es mögen nun etwan acht Tage her sein, da ritt ich in die freie Reichsstadt ein, welche dort jenseits des Forstes gelegen ist. Bald darauf gab es darin ein schönes Turnieren und Ringelrennen, und ich schonte meinen Gaul und meine Lanze nicht. Als ich nun einmal an den Schranken stillhalte, um von der lustigen Arbeit zu rasten, und den Helm an einen meiner Knappen zurückreiche, fällt mir ein wunderschönes Frauenbild in die Augen, das im allerherrlichsten Schmuck auf einem der Altane stand und zusah. Ich fragte meinen Nachbar und erfuhr, die reizende Jungfrau heiße Bertalda und sei die Pflegetochter eines der mächtigen Herzoge, die in dieser Gegend wohnen. Ich merkte, daß sie auch mich ansah, und wie es nun bei uns jungen Rittern zu kommen pflegt: hatte ich erst brav geritten, so ging es nun noch ganz anders los. Den Abend beim Tanze war ich Bertaldas Gefährt, und das blieb so alle die Tage des Festes hindurch."

Ein empfindlicher Schmerz an seiner linken herunterhängenden Hand

unterbrach hier Huldbrands Rede und zog seine Blicke nach der schmerzenden Stelle. Undine hatte ihre Perlenzähne scharf in seine Finger gesetzt und sah dabei recht finster und unwillig aus. Plötzlich aber schaute sie ihm freundlich-wehmütig in die Augen und flüsterte ganz leise: „Ihr macht es auch darnach." — Dann verhüllte sie ihr Gesicht, und der Ritter fuhr seltsam verwirrt und nachdenklich in seiner Geschichte fort:

„Es ist eine hochmütige, wunderliche Maid, diese Bertalda. Sie gefiel mir auch am zweiten Tage schon lange nicht mehr, wie am ersten, und am dritten noch minder. Aber ich blieb um sie, weil sie freundlicher gegen mich war, als gegen andre Ritter, und so kam es auch, daß ich sie im Scherz um einen ihrer Handschuhe bat. ‚Wenn Ihr mir Nachricht bringt,' sagte sie, ‚wie es im berüchtigten Forste aussieht.' — Mir lag eben nicht so viel an ihrem Handschuhe, aber gesprochen war gesprochen, und ein ehrliebender Rittersmann läßt sich zu solchem Probestück nicht zweimal mahnen."

„Ich denke, sie hatte Euch lieb", unterbrach ihn Undine.

„Es sah so aus", entgegnete Huldbrand.

„Nun", rief das Mädchen lachend, „die muß recht dumm sein. Von sich zu jagen, was einem lieb ist, und vollends in einen verrufenen Wald hinein! Da hätte der Wald und sein Geheimnis lange für mich warten können!"

„Ich machte mich denn gestern morgen auf den Weg", fuhr der Ritter, Undinen freundlich anlächelnd, fort. „Die Baumstämme blitzten so rot und schlank im Morgenlichte, das sich hell auf dem grünen Rasen hinstreckte, die Blätter flüsterten so lustig miteinander, daß ich in meinem Herzen über die Leute lachen mußte, die an diesem vergnüglichen Orte irgend etwas Unheimliches erwarten konnten. Der Wald soll bald durchtrabt sein, hin und zurück! sagte ich in behaglicher Fröhlichkeit zu mir selbst, und eh' ich noch daran dachte, war ich tief in die grünenden Schatten hinein und nahm nichts mehr von der hinter mir liegenden Ebene wahr. Da fiel es mir erst aufs Herz, daß ich mich auch in dem gewaltigen Forste gar leichtlich verirren könne, und daß dieses vielleicht die einzige Gefahr sei, welche den Wandersmann allhier bedrohe. Ich hielt daher stille und sah mich nach dem Stande der Sonne um, die unterdessen etwas höher gerückt war. Indem ich nun so emporblicke, sehe ich ein schwarzes Ding in den Zweigen einer hohen Eiche. Ich denke schon, es ist ein Bär, und fasse nach meiner Klinge; da sagt es mit einer Menschenstimme, aber recht rauh und häßlich herunter:

‚Wenn ich hier oben nicht die Zweige abknusperte, woran solltest du denn heut um Mitternacht gebraten werden, Herr Naseweis?‘ — Und dabei grinst es und raschelt mit den Ästen, daß mein Gaul toll wird und mit mir durchgeht, eh' ich noch Zeit gewinnen konnte, zu sehn, was es denn eigentlich für eine Teufelsbestie war.“

„Den müßt Ihr nicht nennen“, sagte der alte Fischer und kreuzte sich; die Hausfrau tat schweigend desgleichen; Undine sah ihren Liebling mit hellen Augen an, sprechend: „Das Beste bei der Geschichte ist, daß sie ihn doch nicht wirklich gebraten haben. Weiter, du hübscher Jüngling!“

Der Ritter fuhr in seiner Erzählung fort: „Ich wäre mit meinem scheuen Pferde fast gegen Baumstämme und Äste angerannt; es triefte vor Angst und Erhitzung und wollte sich doch noch immer nicht halten lassen. Zuletzt ging es grade auf einen steinigen Abgrund los; da kam mir's plötzlich vor, als werfe sich ein langer, weißer Mann dem tollen Hengste quervor in seinen Weg; der entsetzte sich davor und stand; ich kriegte ihn wieder in meine Gewalt und sah nun erst, daß mein Retter kein weißer Mann war, sondern ein silberheller Bach, der sich neben mir von einem Hügel herunterstürzte, meines Rosses Lauf ungestüm kreuzend und hemmend.“

„Danke, lieber Bach!“ rief Undine, in die Hände klopfend. Der alte Mann aber sah kopfschüttelnd, in tiefem Sinnen vor sich nieder.

„Ich hatte mich noch kaum im Sattel wieder zurechtgesetzt und die Zügel wieder ordentlich recht gefaßt“, fuhr Huldbrand fort, „so stand auch schon ein wunderliches Männlein zu meiner Seiten, winzig und häßlich über alle Maßen, ganz braungelb und mit einer Nase, die nicht viel kleiner war als der ganze übrige Bursche selbst. Dabei grinste er mit einer recht dummen Höflichkeit aus dem breitgeschlitzten Maule hervor und machte viele tausend Scharrfüße und Bücklinge gegen mich. Weil mir nun das Possenspiel sehr mißhagte, dankte ich ihm ganz kurz, warf meinen noch immer zitternden Gaul herum und gedachte mir ein andres Abenteuer oder, dafern ich keines fände, den Heimweg zu suchen; denn die Sonne war während meiner tollen Jagd schon über die Mittagshöhe gen Westen gegangen. Da sprang aber der kleine Kerl mit einer blitzschnellen Wendung herum und stand abermals vor meinem Hengste. — ‚Platz da!‘ sagte ich verdrießlich; ‚das Tier ist wild und rennet dich leichtlich um.‘ — ‚Ei‘, schnarrte das Kerlchen und lachte noch viel entsetzlich dummer, ‚schenkt mir doch erst

ein Trinkgeld, denn ich hab' ja Euer Rösselein aufgefangen; lägt Ihr doch ohne mich samt Euerm Rösselein in der Steinkluft da unten; hu!' — ‚Schneide nur keine Gesichter weiter', sagte ich, ‚und nimm dein Geld hin, wenn du auch lügst; denn siehe, der gute Bach dorten hat mich gerettet, nicht aber du, höchst ärmlicher Wicht!' — Und zugleich ließ ich ein Goldstück in seine wunderliche Mütze fallen, die er bettelnd vor mir abgezogen hatte. Dann trabte ich weiter; er aber schrie hinter mir drein und war plötzlich mit unbegreiflicher Schnelligkeit neben mir. Ich sprengte mein Roß im Galopp an; er galoppierte mit, so sauer es ihm zu werden schien, und so wunderliche, halb lächerliche, halb gräßliche Verrenkungen er dabei mit seinem Leibe vornahm, wobei er immerfort das Goldstück in die Höhe hielt und bei jedem Galoppsprunge schrie: ‚Falsch Geld, falsche Münz'! Falsche Münz', falsch Geld!' Und das krächzte er aus so hohler Brust heraus, daß man meinte, er müsse nach jeglichem Schreie tot zu Boden stürzen. Auch hing ihm die häßlich-rote Zunge weit aus dem Schlunde. Ich hielt verstört; ich fragte: ‚Was willst du mit deinem Geschrei? Nimm noch ein Goldstück, nimm noch zwei, aber dann laß ab von mir!' — Da fing er wieder mit seinem häßlich-höflichen Grüßen an und schnarrte: ‚Gold eben nicht, Gold soll es eben nicht sein, mein Jungherrlein! Des Spaßes hab' ich selbsten allzuviel, will's Euch mal zeigen.'

„Da ward es mir auf einmal, als könn' ich durch den grünen festen Boden durchsehn, als sei er grünes Glas und die ebne Erde kugelrund, und drinnen hielten eine Menge Kobolde ihr Spiel mit Silber und Gold. Kopfauf, kopfunter kugelten sie sich herum und schmissen einander zum Spaß mit den edlen Metallen und pusteten sich den Goldstaub neckend ins Gesicht. Mein häßlicher Gefährte stand halb drinnen, halb draußen; er ließ sich sehr, sehr viel Gold von den andern heraufreichen und zeigte es mir lachend und schmiß es dann immer wieder klingend in die unermeßlichen Klüfte hinab. Dann zeigte er wieder mein Goldstück, was ich ihm geschenkt hatte, den Kobolden drunten, und die wollten sich drüber halbtot lachen und zischten mich aus. Endlich reckten sie alle die spitzigen, metallschmutzigen Finger gegen mich aus, und wilder und wilder, und dichter und dichter, und toller und toller klomm das Gewimmel gegen mich herauf: — da erfaßte mich ein Entsetzen, wie vorhin meinen Gaul. Ich gab ihm beide Sporen und weiß nicht, wie weit ich zum zweiten Male toll in den Wald hineingejagt bin.

„Als ich nun endlich wieder stillhielt, war es abendkühl um mich her. Durch die Zweige sah ich einen weißen Fußpfad leuchten, von dem ich meinte, er müsse aus dem Forste nach der Stadt zurückführen. Ich wollte mich dahin durcharbeiten; aber ein ganz weißes, undeutliches Antlitz mit immer wechselnden Zügen sah mir zwischen den Blättern entgegen; ich wollte ihm ausweichen, aber wo ich hinkam, war es auch. Ergrimmt gedacht' ich endlich mein Roß darauf loszutreiben; da sprudelte es mir und dem Pferde weißen Schaum entgegen, daß wir beide geblendet umwenden mußten. So trieb es uns von Schritt zu Schritt immer von dem Fußsteige abwärts und ließ uns überhaupt nur nach einer einzigen Richtung hin den Weg noch frei. Zogen wir aber auf dieser fort, so war es wohl dicht hinter uns, tat uns jedoch nicht das geringste zuleide. Wenn ich mich dann bisweilen nach ihm umsah, merkte ich wohl, daß das weiße, sprudelnde Antlitz auf einem ebenso weißen, höchst riesenmäßigen Körper saß. Manchmal dacht' ich auch, als sei es ein wandelnder Springbronn, aber ich konnte niemals recht darüber zur Gewißheit kommen. Ermüdet gaben Roß und Reiter dem treibenden weißen Manne nach, der uns immer mit dem Kopfe zunickte, als wolle er sagen: Schon recht, schon recht! — Und so sind wir endlich an das Ende des Waldes hier herausgekommen, wo ich Rasen und Seeflut und eure kleine Hütte sah, und wo der lange weiße Mann verschwand."

„Gut, daß er fort ist", sagte der alte Fischer, und nun begann er davon zu sprechen, wie sein Gast auf die beste Weise wieder zu seinen Leuten nach der Stadt zurückgelangen könne. Darüber fing Undine an, ganz leise in sich selbst hinein zu kichern. Huldbrand merkte es und sagte: „Ich dachte, du sähest mich gern hier; was freust du dich denn nun, da von meiner Abreise die Rede ist?"

„Weil du nicht fort kannst", entgegnete Undine. „Prob' es doch mal, durch den übergetretnen Waldstrom zu setzen, mit Kahn, mit Roß oder allein, wie du Lust hast. Oder prob' es lieber nicht, denn du würdest zerschellt werden von den blitzschnell getriebnen Stämmen und Steinen. Und was den See angeht, da weiß ich wohl: der Vater darf mit seinem Kahne nicht weit genug darauf hinaus."

Huldbrand erhob sich lächelnd, um zu sehn, ob es so sei, wie ihm Undine gesagt hatte; der Alte begleitete ihn, und das Mädchen gaukelte scherzend neben den Männern her. Sie fanden es in der Tat, wie sie gesagt hatte;

und der Ritter mußte sich drein ergeben, auf der zur Insel gewordnen Landspitze zu bleiben, bis die Fluten sich verliefen. Als die dreie nach ihrer Wandrung wieder der Hütte zugingen, sagte der Ritter der Kleinen ins Ohr: „Nun, wie ist es, Undinchen? Bist du böse, daß ich bleibe?" — „Ach", entgegnete sie mürrisch, „laßt nur. Wenn ich Euch nicht gebissen hätte, wer weiß, was noch alles von der Bertalda in Eurer Geschichte vorgekommen wär'!"

Fünftes Kapitel

Wie der Ritter auf der Seespitze lebte

Du bist vielleicht, mein lieber Leser, schon irgendwo, nach mannigfachem Auf- und Abtreiben in der Welt, an einen Ort gekommen, wo dir es wohl war; die jedwedem eingeborne Liebe zu eignem Herd und stillen Frieden ging wieder auf in dir; du meintest, die Heimat blühe mit allen Blumen der Kindheit und der allerreinsten, innigsten Liebe wieder aus teuren Grabstätten hervor, und hier müsse gut Wohnen und Hüttenbauen sein. Ob du dich darin geirrt und den Irrtum nachher schmerzlich abgebüßt hast, das soll hier nichts zur Sache tun, und du wirst dich auch selbst wohl mit dem herben Nachschmack nicht freiwillig betrüben wollen. Aber rufe jene unaussprechliche süße Ahnung, jenen englischen Gruß des Friedens wieder in dir herauf, und du wirst ungefähr wissen können, wie dem Ritter Huldbrand während seines Lebens auf der Seespitze zu Sinne war.

Er sah oftmals mit innigem Wohlbehagen, wie der Waldstrom mit jedem Tage wilder einherrollte, wie er sich sein Bette breiter und breiter riß und die Abgeschiedenheit auf der Insel so für immer längere Zeit ausdehnte. Einen Teil des Tages über strich er mit einer alten Armbrust, die er in einem Winkel der Hütte gefunden und sich ausgebessert hatte, umher, nach den vorüberfliegenden Vögeln lauernd, und was er von ihnen treffen konnte, als guten Braten in die Küche liefernd. Brachte er nun seine Beute zurück, so unterließ Undine fast niemals, ihn auszuschelten, daß er den lieben, lustigen Tierchen oben im blauen Luftmeer so feindlich ihr fröhliches Leben stehle; ja, sie weinte oftmals bitterlich bei dem Anblicke des toten Geflügels. Kam er aber ein andermal wieder heim und hatte nichts geschossen, so schalt sie ihn nicht minder ernstlich darüber aus, daß man nun um seines Ungeschicks und seiner Nachlässigkeit willen mit

Fischen und Krebsen fürliebnehmen müsse. Er freute sich allemal herzinniglich auf ihr anmutiges Zürnen, um so mehr, da sie gewöhnlich nachher ihre üble Laune durch die holdesten Liebkosungen wieder gutzumachen suchte. Die Alten hatten sich in die Vertraulichkeit der beiden jungen Leute gefunden; sie kamen ihnen vor wie Verlobte oder gar wie ein Ehepaar, das ihnen zum Beistand im Alter mit auf der abgerissenen Insel wohne. Eben diese Abgeschiedenheit brachte auch den jungen Huldbrand ganz fest auf den Gedanken, er sei bereits Undinens Bräutigam. Ihm war zumute, als gäbe es keine Welt mehr jenseits dieser umgebenden Fluten, oder als könne man doch nie wieder da hinüber zur Vereinigung mit andern Menschen gelangen; und wenn ihn auch bisweilen sein weidendes Roß anwieherte, wie nach Rittertaten fragend und mahnend, oder sein Wappenschild ihm von der Stickerei des Sattels und der Pferdedecke ernst entgegenleuchtete, oder sein schönes Schwert unversehens vom Nagel, an welchem es in der Hütte hing, herabfiel, im Sturze aus der Scheide gleitend — so beruhigte er sein zweifelndes Gemüt damit: Undine sei gar keine Fischerstochter, sei vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem wundersamen, hochfürstlichen Hause der Fremde gebürtig. Nur das war ihm in der Seele zuwider, wenn die alte Frau Undinen in seiner Gegenwart schalt. Das launische Mädchen lachte zwar meist ohne alles Hehl ganz ausgelassen darüber; aber ihm war es, als taste man seine Ehre an, und doch wußte er der alten Fischerin nicht unrecht zu geben, denn Undine verdiente immer zum wenigsten zehnfach so viele Schelte, als sie bekam; daher er denn auch der Hauswirtin im Herzen gewogen blieb, und das ganze Leben seinen stillen, vergnüglichen Gang fürder ging.

Es kam aber doch endlich eine Störung hinein; der Fischer und der Ritter waren nämlich gewohnt gewesen, beim Mittagsmahle und auch des Abends, wenn der Wind draußen heulte, wie er es fast immer gegen die Nacht zu tun pflegte, sich miteinander bei einem Kruge Wein zu ergötzen. Nun war aber der ganze Vorrat zu Ende gegangen, den der Fischer früher von der Stadt nach und nach mitgebracht hatte, und die beiden Männer wurden darüber ganz verdießlich. Undine lachte sie den Tag über wacker aus, ohne daß beide so lustig wie gewöhnlich in ihre Scherze einstimmten. Gegen Abend war sie aus der Hütte gegangen: sie sagte, um den zwei langen und langweiligen Gesichtern zu entgehn. Weil es nun in der Dämmerung wieder nach Sturm aussah und das Wasser bereits heulte und

rauschte, sprangen der Ritter und der Fischer erschreckt vor die Tür, um das Mädchen heimzuholen, der Angst jener Nacht gedenkend, wo Huldbrand zum erstenmal in der Hütte gewesen war. Undine aber trat ihnen entgegen, freundlich in ihre Hände klopfend. „Was gebt ihr mir, wenn ich euch Wein verschaffe? Oder vielmehr, ihr braucht mir nichts zu geben", fuhr sie fort; „denn ich bin schon zufrieden, wenn ihr lustiger ausseht und bessere Einfälle habt, als diesen letzten, langweiligen Tag hindurch. Kommt nur mit; der Waldstrom hat ein Faß an das Ufer getrieben, und ich will verdammt sein, eine ganze Woche lang zu schlafen, wenn es nicht ein Weinfaß ist." — Die Männer folgten ihr nach und fanden wirklich an einer umbüschten Bucht des Ufers ein Faß, welches ihnen Hoffnung gab, als enthalte es den edlen Trank, wonach sie verlangten. Sie wälzten es vor allem aufs schleunigste in die Hütte, denn ein schweres Wetter zog wieder am Abendhimmel herauf, und man konnte in der Dämmerung bemerken, wie die Wogen des Sees ihre weißen Häupter schäumend emporrichteten, als sähen sie sich nach dem Regen um, der nun bald auf sie herunterrauschen sollte. Undine half den beiden nach Kräften und sagte, als das Regenwetter plötzlich allzu schnell heraufheulte, lustig drohend in die schweren Wolken hinein: „Du, du! Hüte dich, daß du uns nicht naß machst; wir sind noch lange nicht unter Dach!" — Der Alte verwies ihr solches als eine sündhafte Vermessenheit; aber sie kicherte leise vor sich hin, und es widerfuhr auch niemanden etwas Übles darum. Vielmehr gelangten alle drei wider Vermuten mit ihrer Beute trocken an den behaglichen Herd, und erst, als man das Faß geöffnet und erprobt hatte, daß es einen wundersam trefflichen Wein enthalte, riß sich der Regen aus dem dunkeln Gewölke los, und rauschte der Sturm durch die Wipfel der Bäume und über des Sees empörte Wogen hin.

Einige Flaschen waren bald aus dem großen Fasse gefüllt, das für viele Tage Vorrat verhieß; man saß trinkend und scherzend und heimisch gesichert vor dem tobenden Unwetter an der Glut des Herdes beisammen. Da sagte der alte Fischer und ward plötzlich sehr ernst: „Ach, großer Gott! wir freuen uns hier der edlen Gabe, und der, welchem sie zuerst angehörte und vom Strome genommen ward, hat wohl gar das liebe Leben drum lassen müssen." — „Er wird ja nicht grade!" meinte Undine und schenkte dem Ritter lächelnd ein. Der aber sagte: „Bei meiner höchsten Ehre, alter Vater, wüßt' ich ihn zu finden und zu retten, mich sollte kein Gang in die Nacht

hinaus dauern und keine Gefahr. Soviel aber kann ich Euch versichern, komm' ich je wieder zu bewohntern Landen, so will ich ihn oder seine Erben schon ausfindig machen und diesen Wein doppelt und dreifach ersetzen." — Das freute den alten Mann; er nickte dem Ritter billigend zu und trank nun seinen Becher mit besserm Gewissen und Behagen leer. Undine aber sagte zu Huldbranden: „Mit der Entschädigung und mit deinem Golde halt es, wie du willst. Das aber mit dem Nachlaufen und Suchen war dumm geredet. Ich weinte mir die Augen aus, wenn du darüber verloren gingst, und nicht wahr, du möchtest auch lieber bei mir bleiben und bei dem guten Wein?" — „Das freilich", entgegnete Huldbrand lächelnd. — „Nun", sagte Undine, „also hast du dumm gesprochen. Denn jeder ist sich doch selbst der Nächste, und was gehn einen die andern Leute an?" — Die Hauswirtin wandte sich seufzend und kopfschüttelnd von ihr ab; der Fischer vergaß seiner sonstigen Vorliebe für das zierliche Mägdlein und schalt. „Als ob dich Heiden und Türken erzogen hätten, klingt ja das!" schloß er seine Rede; „Gott verzeih' es mir und dir, du ungeratenes Kind!" — „Ja, aber mir ist doch nun einmal so zumute", entgegnete Undine, „habe mich erzogen, wer da will, und was können da all' eure Worte helfen!" — „Schweig!" fuhr der Fischer sie an, und sie, die ungeachtet ihrer Keckheit doch äußerst schreckhaft war, fuhr zusammen, schmiegte sich zitternd an Huldbrand und fragte ihn ganz leise: „Bist du auch böse, schöner Freund?" Der Ritter drückte ihr die zarte Hand und streichelte ihre Locken. Sagen konnte er nichts, weil ihm der Ärger über des Alten Härte gegen Undinen die Lippen schloß, und so saßen beide Paare mit einem Male unwillig und im verlegnen Schweigen einander gegenüber.

Sechstes Kapitel

Von einer Trauung

Ein leises Klopfen an die Tür klang durch diese Stille und erschreckte alle, die in der Hütte saßen; wie es denn wohl bisweilen zu kommen pflegt, daß auch eine Kleinigkeit, die ganz unvermutet geschieht, einem den Sinn recht furchtbarlich aufregen kann. Aber hier kam noch dazu, daß der verrufene Forst sehr nahe lag, und daß die Seespitze für menschliche Besuche jetzt unzugänglich schien. Man sah einander zweifelnd an; das Pochen wiederholte sich, von einem tiefen Ächzen begleitet; der Ritter ging nach

seinem Schwerte. Da sagte aber der alte Mann leise: „Wenn es das ist, was ich fürchte, hilft uns keine Waffe." – Undine näherte sich indessen der Tür und rief ganz unwillig und keck: „Wenn ihr Unfug treiben wollt, ihr Erdgeister, so soll euch Kühleborn was Besseres lehren." – Das Entsetzen der andern ward durch diese wunderlichen Worte vermehrt; sie sahen das Mädchen scheu an, und Huldbrand wollte sich eben zu einer Frage an sie ermannen, da sagte es von draußen: „Ich bin kein Erdgeist, wohl aber ein Geist, der noch im irdischen Körper hauset. Wollt ihr mir helfen und fürchtet ihr Gott, ihr drinnen in der Hütte, so tut mir auf!" Undine hatte bei diesen Worten die Türe bereits geöffnet und leuchtete mit einer Ampel in die stürmische Nacht hinaus, so daß man draußen einen alten Priester wahrnahm, der von dem unversehnen Anblicke des wunderschönen Mägdleins erschreckt zurücke trat. Er mochte wohl denken, es müsse Spuk und Zauberei mit im Spiele sein, wo ein so herrliches Bild aus einer so niedern Hüttenpforte erscheine; deshalb fing er an zu beten: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" – „Ich bin kein Gespenst", sagte Undine lächelnd; „seh' ich denn so häßlich aus? Zudem könnt Ihr ja wohl merken, daß mich kein frommer Spruch erschreckt. Ich weiß doch auch von Gott und versteh' ihn auch zu loben; jedweder auf seine Weise freilich, und dazu hat er uns erschaffen. Tretet herein, ehrwürdiger Vater; Ihr kommt zu guten Leuten."

Der Geistliche kam neigend und umblickend herein und sahe gar lieb und ehrwürdig aus. Aber das Wasser troff aus allen Falten seines dunkeln Kleides und aus dem langen, weißen Bart und den weißen Locken des Haupthaares. Der Fischer und der Ritter führten ihn in eine Kammer und gaben ihm andre Kleider, während sie den Weibern die Gewande des Priesters zum Trocknen in das Zimmer reichten. Der fremde Greis dankte aufs demütigste und freundlichste; aber des Ritters glänzenden Mantel, den ihm dieser entgegenhielt, wollte er auf keine Weise umnehmen; er wählte statt dessen ein altes, graues Oberkleid des Fischers. So kamen sie denn in das Gemach zurück; die Hausfrau räumte dem Priester alsbald ihren großen Sessel und ruhte nicht eher, bis er sich darauf niedergelassen hatte; „denn", sagte sie, „Ihr seid alt und erschöpft und geistlich obendrein." – Undine schob den Füßen des Fremden ihr kleines Bänkchen unter, worauf sie sonst neben Huldbranden zu sitzen pflegte, und bewies sich überhaupt in der Pflege des guten Alten höchst sittig und anmutig. Huldbrand flüsterte ihr darüber eine Neckerei ins Ohr, sie aber entgegnete sehr ernst: „Er dient

ja dem, der uns alle geschaffen hat, damit ist nicht zu spaßen." — Der Ritter und der Fischer labten darauf den Priester mit Speise und Wein, und dieser fing, nachdem er sich etwas erholt hatte, zu erzählen an, wie er gestern aus seinem Kloster, das fern über den großen Landsee hinaus liege, nach dem Sitze des Bischofs habe reisen sollen, um demselben die Not kundzutun, in welche durch die jetzigen wunderbaren Überschwemmungen das Kloster und dessen Zinsdörfer geraten seien. Da habe er nach langen Umwegen um ebendieser Überschwemmungen willen sich heute gegen Abend dennoch genötigt gesehn, einen übergetretnen Arm des Sees mit Hülfe zweier guten Fährleute zu überschiffen. — „Kaum aber", fuhr er fort, „hatte unser kleines Fahrzeug die Wellen berührt, so brach auch schon der ungeheure Sturm los, der noch jetzt über unsern Häuptern fortwütet. Es war, als hätten die Fluten nur auf uns gewartet, um die allertollsten, strudelndsten Tänze mit uns zu beginnen. Die Ruder waren bald aus meiner Führer Händen gerissen und trieben zerschmettert auf den Wogen weiter und weiter vor uns hinaus. Wir selbst flogen, hülflos und der tauben Naturkraft hingegeben, auf die Höhe des Sees zu euern fernen Ufern herüber, die wir schon zwischen den Nebeln und Wasserschäumen emporstreben sahen. Da drehte sich endlich der Nachen immer wilder und schwindliger; ich weiß nicht, stürzte er um, stürzte ich heraus. Im dunkeln Ängstigen des nahen, schrecklichen Todes trieb ich weiter, bis mich eine Welle hier unter die Bäume an eure Insel warf."

„Ja, Insel!" sagte der Fischer. „Vor kurzem war's noch eine Landspitze. Nun aber, seit Waldstrom und See schier toll geworden sind, sieht es ganz anders mit uns aus."

„Ich merkte so etwas", sagte der Priester, „indem ich im Dunkeln das Wasser entlängst schlich und, ringsum nur wildes Gebrause antreffend, endlich schaute, wie sich ein betretner Fußpfad grade in das Getos hinein verlor. Nun sahe ich das Licht in eurer Hütte und wagte mich hierher, wo ich denn meinem himmlischen Vater nicht genug danken kann, daß er mich nach meiner Rettung aus dem Gewässer auch noch zu so frommen Leuten geführt hat, als zu euch, und das um so mehr, da ich nicht wissen kann, ob ich außer euch vieren noch in diesem Leben andre Menschen wieder zu sehen bekomme."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Fischer.

„Wißt ihr denn, wie lange dieses Treiben der Elemente währen soll?" ent-

gegnete der Geistliche. „Und ich bin alt an Jahren. Gar leichtlich mag mein Lebensstrom eher versiegend unter die Erde gehn als die Überschwemmung des Waldstromes da draußen. Und überhaupt, es wäre ja nicht unmöglich, daß mehr und mehr des schäumenden Wassers sich zwischen euch und den jenseitigen Forst drängte, bis ihr so weit von der übrigen Erde abgerissen würdet, daß euer Fischerkähnlein nicht mehr hinüberreichte, und die Bewohner des festen Landes in ihren Zerstreuungen euer Alter gänzlich vergessen."

Die alte Hausfrau fuhr hierüber zusammen, kreuzte sich und sagte: „Das verhüte Gott!" — Aber der Fischer sahe sie lächelnd an und sprach: „Wie doch auch nun der Mensch ist! Es wäre ja dann nicht anders, wenigstens nicht für dich, liebe Frau, als es nun ist. Bist du denn seit vielen Jahren weitergekommen, als an die Grenze des Forstes? Und hast du andere Menschen gesehn, als Undinen und mich? — Seit kurzem sind nun noch der Ritter und der Priester zu uns gekommen. Die blieben bei uns, wenn wir zur vergessenen Insel würden; also hättest du ja den besten Gewinn davon."

„Ich weiß nicht", sagte die alte Frau, „es wird einem doch unheimlich zumute, wenn man sich's nun so vorstellt, daß man unwiederbringlich von den andern Leuten geschieden wär', ob man sie übrigens auch weder kennt noch sieht."

„Du bliebest dann bei uns, du bliebest dann bei uns!" flüsterte Undine ganz leise, halb singend und schmiegte sich inniger an Huldbrands Seite. Dieser aber war in tiefen und seltsamen Gebilden seines Innern verloren. Die Gegend jenseit des Waldwassers zog sich seit des Priesters letzten Worten immer ferner und dunkler von ihm ab; die blühende Insel, auf welcher er lebte, grünte und lachte immer frischer in sein Gemüt herein. Die Braut glühte als die schönste Rose dieses kleinen Erdstriches und auch der ganzen Welt hervor, der Priester war zur Stelle. Dazu kam noch eben, daß ein zürnender Blick der Hausfrau das schöne Mädchen traf, weil sie sich in Gegenwart des geistlichen Herren so dicht an ihren Liebling lehnte, und es schien, als wolle ein Strom von unerfreulichen Worten folgen. Da brach es aus des Ritters Munde, daß er, gegen den Priester gewandt, sagte: „Ihr seht hier ein Brautpaar vor Euch, ehrwürdiger Herr, und wenn dies Mädchen und die guten alten Fischersleute nichts dawider haben, sollt Ihr uns heute abend noch zusammengeben."

Die beiden alten Eheleute waren sehr verwundert. Sie hatten zwar

bisher oft so etwas gedacht, aber ausgesprochen hatten sie es doch niemals, und wie nun der Ritter dies tat, kam es ihnen als etwas ganz Neues und Unerhörtes vor. Undine war plötzlich ernst geworden und sah tiefsinnig vor sich nieder, während der Priester nach den nähern Umständen fragte und sich bei den Alten nach ihrer Einwilligung erkundigte. Man kam nach mannigfachem Hin- und Herreden miteinander aufs reine; die Hausfrau ging, um den jungen Leuten das Brautgemach zu ordnen und zwei geweihte Kerzen, die sie seit langer Zeit verwahrt hielt, für die Trauungsfeierlichkeit hervorzusuchen. Der Ritter nestelte indes an seiner goldenen Kette und wollte zwei Ringe losdrehen, um sie mit der Braut wechseln zu können. Diese aber fuhr, es bemerkend, aus ihrem tiefen Sinnen auf und sprach: „Nicht also! Ganz bettelarm haben mich meine Eltern nicht in die Welt hineingeschickt; vielmehr haben sie gewißlich schon frühe darauf gerechnet, daß ein solcher Abend aufgehn solle." — Damit war sie schnell aus der Tür und kam gleich darauf mit zwei kostbaren Ringen zurück, deren einen sie ihrem Bräutigam gab und den andern für sich behielt. Der alte Fischer war ganz erstaunt darüber, und noch mehr die Hausfrau, die eben wieder hereintrat, daß beide diese Kleinodien noch niemals bei dem Kinde gesehn hatten. — „Meine Eltern", entgegnete Undine, „ließen mir diese Dingerchen in das schöne Kleid nähen, das ich grade anhatte, da ich zu euch kam. Sie verboten mir auch, auf irgendeine Weise jemandem davon zu sagen vor meinem Hochzeitabend. Da habe ich sie denn also stille herausgetrennt und verborgen gehalten bis heute." — Der Priester unterbrach das weitere Fragen und Verwundern, indem er die geweihten Kerzen anzündete, sie auf einen Tisch stellte und das Brautpaar sich gegenübertreten hieß. Er gab sie sodann mit kurzen, feierlichen Worten zusammen, die alten Eheleute segneten die jungen, und die Braut lehnte sich leise zitternd und nachdenklich an den Ritter. Da sagte der Priester mit einem Male: „Ihr Leute seid doch seltsam! Was sagt ihr mir denn, ihr wäret die einzigen Menschen hier auf der Insel? Und während der ganzen Trauhandlung sah zu dem Fenster mir gegenüber ein ansehnlicher, langer Mann im weißen Mantel herein. Er muß noch vor der Türe stehen, wenn ihr ihn etwan mit ins Haus nötigen wollt." — „Gott bewahre!" sagte die Wirtin zusammenfahrend, der alte Fischer schüttelte schweigend den Kopf, und Huldbrand sprang nach dem Fenster. Es war ihm selbst, als sehe er noch einen weißen Streif, der

aber bald im Dunkel gänzlich verschwand. Er redete dem Priester ein, daß er sich durchaus geirrt haben müsse, und man setzte sich vertraulich mitsammen um den Herd.

Siebentes Kapitel

Was sich weiter am Hochzeitsabend begab

Gar sittig und still hatte sich Undine vor und während der Trauung bewiesen; nun aber war es, als schäumten alle die wunderlichen Grillen, welche in ihr hausten, um so dreister und kecklicher auf die Oberfläche hervor. Sie neckte Bräutigam und Pflegeeltern und selbst den noch kaum so hoch verehrten Priester mit allerhand kindischen Streichen, und als die Wirtin etwas dagegen sagen wollte, brachten diese ein paar ernste Worte des Ritters, worin er Undinen mit großer Bedeutsamkeit seine Hausfrau nannte, zum Schweigen. Ihm selbst indessen, dem Ritter, gefiel Undinens kindisches Bezeigen ebensowenig; aber da half kein Winken und kein Räuspern und keine tadelnde Rede. So oft die Braut ihres Lieblings Unzufriedenheit merkte — und das geschah einigemal —, ward sie freilich stiller, setzte sich neben ihn, streichelte ihn, flüsterte ihm lächelnd etwas ins Ohr und glättete so die aufsteigenden Falten seiner Stirn. Aber gleich darauf riß sie irgendein toller Einfall wieder in das gaukelnde Treiben hinein, und es ging nur ärger als zuvor. Da sagte der Priester sehr ernsthaft und sehr freundlich: „Mein anmutiges und junges Mägdlein, man kann Euch zwar nicht ohne Ergötzen ansehn; aber denkt darauf, Eure Seele beizeiten so zu stimmen, daß sie immer die Harmonie zu der Seele Eures angetrauten Bräutigams anklingen lasse." — „Seele!" lachte ihn Undine an; „das klingt recht hübsch und mag auch für die mehrsten Leute eine gar erbauliche und nutzreiche Regel sein. Aber wenn nun eins gar keine Seele hat, bitt' Euch, was soll es denn da stimmen? Und so geht es mir." — Der Priester schwieg, tief verletzt, im frommen Zürnen und kehrte sein Antlitz wehmütig von dem Mädchen ab. Sie aber ging schmeichelnd auf ihn zu und sagte: „Nein, hört doch erst ordentlich, eh' Ihr böse ausseht, denn Euer Böseaussehn tut mir weh, und Ihr müßt doch keiner Kreatur weh tun, die Euch ihrerseits nichts zuleide getan hat. Zeigt Euch nur duldsam gegen mich, und ich will's Euch ordentlich sagen, wie ich's meine."

Man sah, sie stellte sich in Bereitschaft, etwas recht Ausführliches zu

erzählen, aber plötzlich stockte sie, wie von einem innern Schauer ergriffen, und brach in einen reichen Strom der wehmütigsten Tränen aus. Sie wußten alle nicht mehr, was sie recht aus ihr machen sollten, und starrten sie in unterschiedlichen Besorgnissen schweigend an. Da sagte sie endlich, sich ihre Tränen abtrocknend und den Priester ernsthaft ansehend: „Es muß etwas Liebes, aber auch etwas höchst Furchtbares um eine Seele sein. Um Gott, mein frommer Mann, wär' es nicht besser, man würde ihrer nie teilhaftig?" — Sie schwieg wieder still, wie auf Antwort wartend; ihre Tränen waren gehemmt. Alle in der Hütte hatten sich von ihren Sitzen erhoben und traten schaudernd vor ihr zurück. Sie aber schien nur für den Geistlichen Augen zu haben; auf ihren Zügen malte sich der Ausdruck einer fürchtenden Neubegier, die ebendeshalb den andern höchst furchtbar vorkam. — „Schwer muß die Seele lasten", fuhr sie fort, da ihr noch niemand antwortete; „sehr schwer! Denn schon ihr annahendes Bild überschattet mich mit Angst und Trauer. Und ach, ich war so leicht, so lustig sonst!" — Und in einen erneuten Tränenstrom brach sie aus und schlug das Gewand vor ihrem Antlitz zusammen. Da trat der Priester ernsten Ansehns auf sie zu und sprach sie an und beschwur sie bei den heiligsten Namen, sie solle die lichte Hülle abwerfen, falls etwas Böses in ihr sei. Sie aber sank vor ihm in die Knie, alles Fromme wiederholend, was er sprach, und Gott lobend und beteuernd, sie meine es gut mit der ganzen Welt. Da sagte endlich der Priester zum Ritter: „Herr Bräutigam, ich lasse Euch allein mit der, die ich Euch angetraut habe. Soviel ich ergründen kann, ist nichts Übles an ihr, wohl aber des Wundersamen viel. Ich empfehle Euch Vorsicht, Liebe und Treue." — Damit ging er hinaus, die Fischersleute folgten ihm, sich bekreuzend.

Undine war auf die Knie gesunken, sie entschleierte ihr Angesicht und sagte, scheu nach Huldbrand umblickend: „Ach, nun willst du mich gewiß nicht behalten; und hab' ich doch nichts Böses getan, ich armes, armes Kind!" — Sie sah dabei so unendlich anmutig und rührend aus, daß ihr Bräutigam alles Grauens und aller Rätselhaftigkeit vergaß, zu ihr hineilend und sie in seinen Armen emporrichtend. Da lächelte sie durch ihre Tränen; es war, als wenn das Morgenrot auf kleinen Bächen spielt. — „Du kannst nicht von mir lassen!" flüsterte sie vertraulich und sicher und streichelte mit den zarten Händchen des Ritters Wangen. Dieser wandte sich darüber von den furchtbaren Gedanken ab, die noch im Hintergrunde seiner Seele

lauerten und ihm einreden wollten, er sei an eine Fei oder sonst ein böslich-neckendes Wesen der Geisterwelt angetraut; nur noch die einzige Frage ging fast unversehens über seine Lippen: „Liebes Undinchen, sage mir doch das eine: was war es, das du von Erdgeistern sprachst, da der Priester an die Tür klopfte, und von Kühleborn?" — „Märchen, Kindermärchen!" sagte Undine lachend und ganz wieder in ihrer gewohnten Lustigkeit. „Erst hab' ich euch damit bange gemacht, am Ende habt ihr's mich. Das ist das Ende vom Liede und vom ganzen Hochzeitabend." — „Nein, das ist es nicht", sagte der von Liebe berauschte Ritter, löschte die Kerzen und trug seine schöne Geliebte unter tausend Küssen, vom Monde, der hell durch die Fenster hereinsah, anmutig beleuchtet, zu der Brautkammer hinein.

Achtes Kapitel

Der Tag nach der Hochzeit

Ein frisches Morgenlicht weckte die jungen Eheleute. Undine verbarg sich schamhaft unter ihre Decken, und Huldbrand lag still sinnend vor sich hin. So oft er in der Nacht eingeschlafen war, hatten ihn wunderlich-grausende Träume verstört von Gespenstern, die sich heimlich grinsend in schöne Frauen zu verkleiden strebten, von schönen Frauen, die mit einem Male Drachenangesichter bekamen. Und wenn er von den häßlichen Gebilden in die Höhe fuhr, stand das Mondlicht bleich und kalt draußen vor den Fenstern; entsetzt blickte er nach Undinen, an deren Busen er eingeschlafen war, und die in unverwandelter Schönheit und Anmut neben ihm ruhte. Dann drückte er einen leichten Kuß auf die rosigen Lippen und schlief wieder ein, um von neuen Schrecken erweckt zu werden. Nachdem er sich nun alles dieses recht im vollen Wachen überlegt hatte, schalt er sich selbst über jedweden Zweifel aus, der ihn an seiner schönen Frau hatte irremachen können. Er bat ihr auch sein Unrecht mit klaren Worten ab, sie aber reichte ihm nur die schöne Hand, seufzte aus tiefem Herzen und blieb still. Aber ein unendlich inniger Blick aus ihren Augen, wie er ihn noch nie gesehn hatte, ließ ihm keinen Zweifel, daß Undine von keinem Unwillen gegen ihn wisse. Er stand dann heiter auf und ging zu den Hausgenossen in das gemeinsame Zimmer vor. Die dreie saßen mit besorglichen Mienen um den Herd, ohne daß sich einer getraut hätte, seine Worte laut werden

zu lassen. Es sahe aus, als bete der Priester in seinem Innern um Abwendung alles Übels. Da man nun aber den jungen Ehemann so vergnügt hervorgehn sah, glätteten sich auch die Falten in den übrigen Angesichtern; ja, der alte Fischer fing an, mit dem Ritter zu scherzen auf eine recht sittige, ehrbare Weise, so daß selbst die alte Hausfrau ganz freundlich dazu lächelte. Darüber war endlich Undine auch fertig geworden und trat nun in die Tür; alle wollten ihr entgegengehn, und alle blieben voll Verwunderung stehen: so fremd kam ihnen die junge Frau vor, und doch so wohlbekannt. Der Priester schritt zuerst mit Vaterliebe in den leuchtenden Blicken auf sie zu, und wie er die Hand zum Segnen emporhob, sank das schöne Weib andächtig schauernd vor ihm in die Kniee. Sie bat ihn darauf mit einigen freundlich-demütigen Worten wegen des Törichten, das sie gestern gesprochen haben möge, um Verzeihung und ersuchte ihn mit sehr bewegtem Tone, daß er für das Heil ihrer Seele beten wolle. Dann erhob sie sich, küßte ihre Pflegeeltern und sagte, für alles Genossene dankend: „Oh, jetzt fühle ich es im innersten Herzen, wie viel, wie unendlich viel ihr für mich getan habt, ihr lieben, lieben Leute!" — Sie konnte erst gar nicht wieder von ihren Liebkosungen abbrechen, aber kaum gewahrte sie, daß die Hausfrau nach dem Frühstücke hinsah, so stand sie auch bereits am Herde, kochte und ordnete an und litt nicht, daß die gute alte Mutter auch nur die geringste Mühwaltung über sich nahm.

Sie blieb den ganzen Tag lang so: still, freundlich und achtsam, ein Hausmütterlein und ein zart verschämtes, jungfräuliches Wesen zugleich. Die dreie, welche sie schon länger kannten, dachten in jedem Augenblick irgendein wunderliches Wechselspiel ihres launischen Sinnes hervorbrechen zu sehen. Aber sie warteten vergebens darauf. Undine blieb engelmild und sanft. Der Priester konnte seine Augen gar nicht von ihr wegwenden und sagte mehrere Male zum Bräutigam: „Herr, einen Schatz hat Euch gestern die himmlische Güte durch mich Unwürdigen anvertraut; wahrt ihn, wie es sich gebührt, so wird er Euer ewiges und zeitliches Heil befördern."

Gegen Abend hing sich Undine mit demütiger Zärtlichkeit an des Ritters Arm und zog ihn sanft vor die Tür hinaus, wo die sinkende Sonne anmutig über den frischen Gräsern und um die hohen, schlanken Baumstämme leuchtete. In den Augen der jungen Frau schwamm es wie Tau der Wehmut und der Liebe, auf ihren Lippen schwebte es wie ein zartes, besorgliches Geheimnis, das sich aber nur in kaum vernehmlichen Seufzern kundgab.

Sie führte ihren Liebling schweigend immer weiter mit sich fort; was er sagte, beantwortete sie nur mit Blicken, in denen zwar keine unmittelbare Auskunft auf seine Fragen, wohl aber ein ganzer Himmel der Liebe und schüchternen Ergebenheit lag. So gelangten sie an das Ufer des übergetretnen Waldstroms, und der Ritter erstaunte, diesen in leisen Wellen verrinnend dahinrieseln zu sehn, so daß keine Spur seiner vorigen Wildheit und Fülle mehr anzutreffen war. – „Bis morgen wird er ganz versiegt sein", sagte die schöne Frau weinerlich, „und du kannst dann ohne Widerspruch reisen, wohin du willst." – „Nicht ohne dich, Undinchen!" entgegnete der lachende Ritter; „denke doch, wenn ich auch Lust hätte auszureisen, so müßte ja Kirche und Geistlichkeit und Kaiser und Reich dreinschlagen und dir den Flüchtling wiederbringen." – „Kommt alles auf dich an, kommt alles auf dich an", flüsterte die Kleine, halb weinend, halb lächelnd. „Ich denke aber doch, du wirst mich wohl behalten; ich bin dir ja gar zu innig gut. Trage mich nun hinüber auf die kleine Insel, die vor uns liegt. Da soll sich's entscheiden. Ich könnte wohl leichtlich selbst durch die Wellchen schlüpfen, aber in deinen Armen ruht sich's so gut, und verstößest du mich, so hab' ich doch noch zum letzten Male anmutig darin geruht." – Huldbrand, voll von einer seltsamen Bangigkeit und Rührung, wußte ihr nichts zu erwidern. Er nahm sie in seine Arme und trug sie hinüber, sich nun erst besinnend, daß es dieselbe kleine Insel war, von wo er sie in jener ersten Nacht dem alten Fischer zurückgetragen hatte. Jenseits ließ er sie in das weiche Gras nieder und wollte sich schmeichelnd neben seine schöne Bürde setzen; sie aber sagte: „Nein, dorthin, mir gegenüber! Ich will in deinen Augen lesen, noch ehe deine Lippen sprechen. Höre nun recht achtsam zu, was ich dir erzählen will." Und sie begann:

„Du sollst wissen, mein süßer Liebling, daß es in den Elementen Wesen gibt, die fast aussehen wie ihr und sich doch nur selten vor euch blicken lassen. In den Flammen glitzern und spielen die wunderlichen Salamander, in der Erden tief hausen die dürren, tückischen Gnomen, durch die Wälder streifen die Waldleute, die der Luft angehören, und in den Seen und Strömen und Bächen lebt der Wassergeister ausgebreitetes Geschlecht. In klingenden Kristallgewölben, durch die der Himmel mit Sonn' und Sternen hereinsieht, wohnt sich's schön; hohe Korallenbäume mit blau und roten Früchten leuchten in den Gärten; über reinlichen Meeressand wandelt man und über schöne bunte Muscheln, und was die alte Welt des also Schönen

besaß, daß die heutige nicht mehr sich dran zu freuen würdig ist, das überzogen die Fluten mit ihren heimlichen Silberschleiern, und unten prangen nun die edlen Denkmale, hoch und ernst und anmutig betaut vom liebenden Gewässer, das aus ihnen schöne Moosblumen und kränzende Schilfbüschel hervorlockt. Die aber dorten wohnen, sind gar hold und lieblich anzuschauen, meist schöner, als die Menschen sind. Manch einem Fischer ward es schon so gut, ein zartes Wasserweib zu belauschen, wie sie über die Fluten hervorstieg und sang. Der erzählte dann von ihrer Schöne weiter, und solche wundersame Frauen werden von den Menschen Undinen genannt. Du aber siehst jetzt wirklich eine Undine, lieber Freund."

Der Ritter wollte sich einreden, seiner schönen Frau sei irgendeine ihrer seltsamen Launen wach geworden und sie finde ihre Lust daran, ihn mit bunt erdachten Geschichten zu necken. Aber so sehr er sich dies auch vorsagte, konnte er doch keinen Augenblick daran glauben; ein seltsamer Schauder zog durch sein Innres; unfähig, ein Wort hervorzubringen, starrte er unverwandten Auges die holde Erzählerin an. Diese schüttelte betrübt den Kopf, seufzte aus vollem Herzen und fuhr alsdann folgendermaßen fort.

„Wir wären weit besser daran als ihr andern Menschen; — denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn der Bildung und dem Leibe nach sind; — aber es ist ein gar Übles dabei. Wir und unsresgleichen in den andern Elementen, wir verstieben und vergehn mit Geist und Leib, daß keine Spur von uns rückbleibt, und wenn ihr andern dermaleinst zu einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk' und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seelen; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, solange wir leben, zerstäubt uns immer, sobald wir sterben, und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie es die Nachtigallen und Goldfischlein und andre hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind. Aber alles will höher, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst im Mittelländischen Meere ist, seine einzige Tochter solle einer Seele teilhaftig werden, und müsse sie darüber auch viele Leiden der beseelten Leute bestehn. Eine Seele aber kann unsresgleichen nur durch den innigsten Verein der Liebe mit einem eures Geschlechtes gewinnen. Nun bin ich beseelt, dir dank' ich die Seele, o du unaussprechlich Geliebter, und dir werd' ich es danken, wenn du mich nicht mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn du mich scheuest und mich verstößest? Durch Trug aber mocht'

ich dich nicht behalten. Und willst du mich verstoßen, so tu es nun, so geh allein ans Ufer zurück. Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Oheim ist und hier im Walde sein wunderliches Einsiedlerleben, von den übrigen Freunden entfernet, führt. Er ist aber mächtig und vielen großen Strömen wert und teuer; und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau."

Sie wollte noch mehr sagen, aber Huldbrand umfaßte sie voll der innigsten Rührung und Liebe und trug sie wieder ans Ufer zurück. Hier erst schwur er unter Tränen und Küssen, sein holdes Weib niemals zu verlassen, und pries sich glücklicher als den griechischen Bildner Pygmalion, welchem Frau Venus seinen schönen Stein zur Geliebten belebt habe. Im süßen Vertrauen wandelte Undine an seinem Arme nach der Hütte zurück und empfand nun erst von ganzem Herzen, wie wenig sie die verlassenen Kristallpaläste ihres wundersamen Vaters bedauern dürfe.

Neuntes Kapitel

Wie der Ritter seine junge Frau mit sich führte

Als Huldbrand am andern Morgen vom Schlaf erwachte, fehlte seine schöne Genossin an seiner Seiten, und er fing schon an, wieder den wunderlichen Gedanken nachzuhängen, die ihm seine Ehe und die reizende Undine selbst als ein flüchtiges Blendwerk und Gaukelspiel vorstellen wollten. Aber da trat sie eben zur Tür herein, küßte ihn, setzte sich zu ihm aufs Bett und sagte: „Ich bin etwas früh hinaus gewesen, um zu sehn, ob der Oheim Wort halte. Er hat schon alle Fluten wieder in sein stilles Bett zurücke gelenkt und rinnt nun nach wie vor einsiedlerisch und sinnend durch den Wald. Seine Freunde in Wasser und Luft haben sich auch zur Ruhe gegeben; es wird wieder alles ordentlich und ruhig in diesen Gegenden zugehen, und du kannst trocknen Fußes heimreisen, sobald du willst." — Es war Huldbranden zumute, als träume er wachend fort, so wenig konnte er sich in die seltsame Verwandtschaft seiner Frau finden. Dennoch ließ er sich nichts merken, und die unendliche Anmut des holden Weibes wiegte auch bald jedwede unheimliche Ahnung zur Ruhe. — Als er nach einer Weile mit ihr vor der Tür stand und die grünende Seespitze mit ihren

klaren Wassergrenzen überschaute, ward es ihm so wohl in dieser Wiege seiner Liebe, daß er sagte: „Was sollen wir denn auch heute schon reisen? Wir finden wohl keine vergnügtern Tage in der Welt haußen, als wir sie in diesem heimlichen Schutzörtlein verlebten. Laß uns immer noch zwei- oder dreimal die Sonne hier untergehn sehn." — „Wie mein Herr es gebeut", entgegnete Undine in freundlicher Demut. „Es ist nur, daß sich die alten Leute ohnehin schon mit Schmerzen von mir trennen werden, und wenn sie nun erst die treue Seele in mir spüren, und wie ich jetzt innig lieben und ehren kann, bricht ihnen wohl gar vor vielen Tränen das schwache Augenlicht. Noch halten sie meine Stille und Frömmigkeit für nichts Besseres, als es sonst in mir bedeutete, für die Ruhe des Sees, wenn eben die Luft still ist, und sie werden sich nun ebensogut einem Bäumchen oder Blümlein befreunden lernen als mir. Laß mich ihnen dies neugeschenkte, von Liebe wallende Herz nicht kundgeben in Augenblicken, wo sie es für diese Erde verlieren sollen, und wie könnt' ich es bergen, blieben wir länger zusammen?" —

Huldbrand gab ihr recht; er ging zu den Alten und besprach die Reise mit ihnen, die noch in dieser Stunde vor sich gehen sollte. Der Priester bot sich den beiden jungen Eheleuten zum Begleiter an; er und der Ritter hoben nach kurzem Abschied die schöne Frau aufs Pferd und schritten mit ihr über das ausgetrocknete Bette des Waldstroms eilig dem Forste zu. Undine weinte still, aber bitterlich; die alten Leute klagten ihr laut nach. Es schien, als seie diesen eine Ahnung aufgegangen von dem, was sie eben jetzt an der holden Pflegetochter verloren.

Die drei Reisenden waren schweigend in die dichtesten Schatten des Waldes gelangt. Es mochte hübsch anzusehen sein in dem grünen Blättersaal, wie die schöne Frauengestalt auf dem edlen, zierlich geschmückten Pferde saß, und von einer Seite der ehrwürdige Priester in seiner weißen Ordenstracht, von der andern der blühende junge Ritter in bunten, hellen Kleidern, mit seinem prächtigen Schwerte umgürtet, achtsam beiherschritten. Huldbrand hatte nur Augen für sein holdes Weib; Undine, die ihre lieben Tränen getrocknet hatte, nur Augen für ihn, und sie gerieten bald in ein stilles, lautloses Gespräch mit Blicken und Winken, aus dem sie erst spät durch ein leises Reden erweckt wurden, welches der Priester mit einem vierten Reisegesellschafter hielt, der indes unbemerkt zu ihnen gekommen war.

Er trug ein weißes Kleid, fast wie des Priesters Ordenshabit, nur daß

ihm die Kappe ganz tief ins Gesicht hereinhing, und das Ganze in so weiten Falten um ihn herflog, daß er alle Augenblicke mit Aufraffen und Überden-Arm-Schlagen oder sonst dergleichen Anordnungen zu tun hatte, ohne daß er doch dadurch im geringsten im Gehen behindert schien. Als die jungen Eheleute seiner gewahr wurden, sagte er eben: „Und so wohn' ich denn schon seit vielen Jahren hier im Walde, mein ehrwürdiger Herr, ohne daß man mich Eurem Sinne nach einen Eremiten nennen könnte. Denn, wie gesagt, von Buße weiß ich nichts und glaube sie auch nicht sonderlich zu bedürfen. Ich habe nur deswegen den Wald so lieb, weil es sich auf eine ganz eigne Weise hübsch ausnimmt und mir Spaß macht, wenn ich in meinen flatternden weißen Kleidern durch die finstern Schatten und Blätter hingehe, und dann bisweilen ein süßer Sonnenstrahl unvermutet auf mich herunterblitzt." — „Ihr seid ein höchst seltsamer Mann", entgegnete der Priester, „und ich möchte wohl nähere Kunde von Euch haben." — „Und wer seid Ihr denn, von einem aufs andre zu kommen?" fragte der Fremde. „Sie nennen mich den Pater Heilmann", sprach der Geistliche, „und ich komme aus Kloster Mariagruß von jenseits des Sees." — „So, so", antwortete der Fremde. „Ich heiße Kühleborn, und wenn es auf Höflichkeit ankommt, könnte man mich wohl auch ebensogut Herr von Kühleborn betiteln oder Freiherr von Kühleborn; denn frei bin ich wie der Vogel im Walde und wohl noch ein bißchen drüber. Zum Exempel, jetzt hab' ich der jungen Frau dorten etwas zu erzählen." — Und ehe man sich's versah, war er auf der andern Seite des Priesters, dicht neben Undinen, und reckte sich hoch in die Höhe, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie aber wandte sich erschrocken ab, sagend: „Ich habe nichts mit Euch mehr zu schaffen." — „Ho-ho", lachte der Fremde, „was für eine ungeheuer vornehme Heirat habt Ihr denn getan, daß Ihr Eure Verwandten nicht mehr kennt? Wißt Ihr denn nicht von Oheim Kühleborn, der Euch auf seinem Rücken so treu in diese Gegend trug?" — „Ich bitte Euch aber", entgegnete Undine, „daß Ihr Euch nicht wieder vor mir sehn laßt. Jetzt fürcht' ich Euch; und soll mein Mann mich scheuen lernen, wenn er mich in so seltsamer Gesellschaft und Verwandtschaft sieht?" — „Nichtchen", sagte Kühleborn, „Ihr müßt nicht vergessen, daß ich hier zum Geleiter bei Euch bin; die spukenden Erdgeister möchten sonst dummen Spaß mit Euch treiben. Laßt mich also doch immer ruhig mitgehn; der alte Priester dort wußte sich übrigens meiner besser zu erinnern, als Ihr es zu tun scheint, denn er versicherte vorhin, ich käme

ihm sehr bekannt vor und ich müsse wohl mit im Nachen gewesen sein, aus dem er ins Wasser fiel. Das war ich auch freilich, denn ich war just die Wasserhose, die ihn herausriß, und schwemmte ihn hernach zu deiner Trauung vollends ans Land."

Undine und der Ritter sahen nach Pater Heilmann; der aber schien in einem wandelnden Traume fortzugehn und von allem, was gesprochen ward, nichts mehr zu vernehmen. Da sagte Undine zu Kühleborn: „Ich sehe dort schon das Ende des Waldes. Wir brauchen Eurer Hülfe nicht mehr, und nichts macht uns Grauen als Ihr. Drum bitt' Euch in Lieb' und Güte, verschwindet und laßt uns in Frieden ziehn!" — Darüber schien Kühleborn unwillig zu werden; er zog ein häßliches Gesicht und grinste Undinen an, die laut aufschrie und ihren Freund zu Hülfe rief. Wie ein Blitz war der Ritter um das Pferd herum und schwang die scharfe Klinge gegen Kühleborns Haupt. Aber er hieb in einen Wasserfall, der von einer hohen Klippe neben ihnen herabschäumte und sie plötzlich mit einem Geplätscher, das beinahe wie Lachen klang, übergoß und bis auf die Haut durchnetzte. Der Priester sagte, wie plötzlich erwachend: „Das hab' ich lange gedacht, weil der Bach so dicht auf der Anhöhe neben uns herlief. Anfangs wollt' es mir gar vorkommen, als wär' er ein Mensch und könne sprechen." — In Huldbrands Ohr rauschte der Wasserfall ganz vernehmlich diese Worte: „Rascher Ritter, rüst'ger Ritter, ich zürne nicht, ich zanke nicht; schirm nur dein reizend Weiblein stets so gut, du Ritter rüstig, du rasches Blut!"

Nach wenigen Schritten waren sie im Freien. Die Reichsstadt lag glänzend vor ihnen, und die Abendsonne, welche deren Türme vergoldete, trocknete freundlich die Kleider der durchnäßten Wandrer.

Zehntes Kapitel

Wie sie in der Stadt lebten

Daß der junge Ritter Huldbrand von Ringstetten so plötzlich vermißt worden war, hatte großes Aufsehen in der Reichsstadt erregt und Bekümmernis bei den Leuten, die ihn allesamt wegen seiner Gewandtheit bei Turnier und Tanz, wie auch wegen seiner milden, freundlichen Sitten liebgewonnen hatten. Seine Diener wollten nicht ohne ihren Herrn von

dem Orte wieder weg, ohne daß doch einer den Mut gefaßt hätte, ihm in die Schatten des gefürchteten Forstes nachzureiten. Sie blieben also in ihrer Herberge, untätig hoffend, wie es die Menschen zu tun pflegen und durch ihre Klagen das Andenken des Verlornen lebendig erhalten. Wie nun bald darauf die großen Unwetter und Überschwemmungen merkbarer wurden, zweifelte man um so minder an dem gewissen Untergange des schönen Fremden, den auch Bertalda ganz unverhohlen betrauerte und sich selbst verwünschte, daß sie ihn zu dem unseligen Ritte nach dem Walde gelockt habe. Ihre herzoglichen Pflegeeltern waren gekommen, sie abzuholen, aber Bertalda bewog sie, mit ihr zu bleiben, bis man gewisse Nachricht von Huldbrands Leben oder Tod einziehe. Sie suchte verschiedne junge Ritter, die emsig um sie warben, zu bewegen, daß sie dem edlen Abenteurer in den Forst nachziehen möchten. Aber ihre Hand mochte sie nicht zum Preise des Wagestücks ausstellen, weil sie vielleicht noch immer hoffte, dem Wiederkehrenden angehören zu können, und um Handschuh oder Band, oder auch selbst um einen Kuß, wollte niemand sein Leben dran setzen, einen so gar gefährlichen Nebenbuhler zurückzuholen.

Nun, da Huldbrand unerwartet und plötzlich erschien, freuten sich Diener und Stadtbewohner und überhaupt fast alle Leute, nur Bertalda eben nicht; denn wenn es den andern auch ganz lieb war, daß er eine so wunderschöne Frau mitbrachte und den Pater Heilmann als Zeugen der Trauung, so konnte doch Bertalda nichts anders, als sich deshalb betrüben. Erstlich hatte sie den jungen Rittersmann wirklich von ganzer Seele liebgewonnen, und dann war durch ihre Trauer über sein Wegbleiben den Augen der Menschen weit mehr davon kund geworden, als sich nun eben schicken wollte. Sie tat deswegen aber doch immer als ein kluges Weib, fand sich in die Umstände und lebte aufs allerfreundlichste mit Undinen, die man in der ganzen Stadt für eine Prinzessin hielt, welche Huldbrand im Walde von irgendeinem bösen Zauber erlöst habe. Wenn man sie selbst oder ihren Eheherrn darüber befragte, wußten sie zu schweigen oder geschickt auszuweichen; des Vater Heilmanns Lippen waren für jedes eitle Geschwätz versiegelt, und ohnehin war er gleich nach Huldbrands Ankunft wieder in sein Kloster zurückgegangen, so daß sich die Leute mit ihren seltsamen Mutmaßungen behelfen mußten, und auch selbst Bertalda nicht mehr als jeder andre von der Wahrheit erfuhr.

Undine gewann übrigens dies anmutige Mädchen mit jedem Tage lieber.

„Wir müssen uns einander schon eher gekannt haben", pflegte sie ihr öfters zu sagen, „oder es muß sonst irgendeine wundersame Beziehung unter uns geben, denn so ganz ohne Ursach, versteht mich, ohne tiefe, geheime Ursach gewinnt man ein andres nicht so lieb, als ich Euch gleich vom ersten Anblicke her gewann." — Und auch Bertalda konnte sich nicht ableugnen, daß sie einen Zug der Vertraulichkeit und Liebe zu Undinen empfinde, wie sehr sie übrigens meinte, Ursach zu den bittersten Klagen über diese glückliche Nebenbuhlerin zu haben. In dieser gegenseitigen Neigung wußte die eine bei ihren Pflegeeltern, die andre bei ihrem Ehegatten, den Tag der Abreise weiter und weiter hinauszuschieben; ja, es war schon die Rede davon gewesen, Bertalda solle Undinen auf einige Zeit nach Burg Ringstetten an die Quellen der Donau begleiten.

Sie sprachen auch einmal eines schönen Abends davon, als sie eben bei Sternenschein auf dem mit hohen Bäumen eingefaßten Markte der Reichsstadt umherwandelten. Die beiden jungen Eheleute hatten Bertalden noch spät zu einem Spaziergange abgeholt, und alle drei zogen vertraulich unter dem tiefblauen Himmel auf und ab, oftmals in ihren Gesprächen durch die Bewunderung unterbrochen, die sie dem kostbaren Springborn in der Mitte des Platzes und seinem wundersamen Rauschen und Sprudeln zollen mußten. Es war ihnen so lieb und heimlich zu Sinn; zwischen die Baumschatten durch stahlen sich die Lichtschimmer der nahen Häuser; ein stilles Gesumse von spielenden Kindern und andern lustwandelnden Menschen wogte um sie her; man war so allein und doch so freundlich in der heitern, lebendigen Welt mitten inne; was bei Tage Schwierigkeit geschienen hatte, das ebnete sich nun wie von selber, und die drei Freunde konnten gar nicht mehr begreifen, warum wegen Bertaldas Mitreise auch nur die geringste Bedenklichkeit habe obwalten mögen. Da kam, als sie eben den Tag ihrer gemeinschaftlichen Abfahrt bestimmen wollten, ein langer Mann von der Mitte des Marktplatzes her auf sie zugegangen, neigte sich ehrerbietig vor der Gesellschaft und sagte der jungen Frau etwas ins Ohr. Sie trat, unzufrieden über die Störung und über den Störer, einige Schritte mit dem Fremden zur Seite, und beide begannen miteinander zu flüstern, es schien, in einer fremden Sprache. Huldbrand glaubte den seltsamen Mann zu kennen und sah so starr auf ihn hin, daß er Bertaldens staunende Fragen weder hörte noch beantwortete. Mit einem Male klopfte Undine freudig in die Hände und ließ den Fremden lachend stehn, der sich mit vielem Kopf-

schütteln und hastigen, unzufriedenen Schritten entfernte und in den Brunnen hineinstieg. Nun glaubte Huldbrand seiner Sache ganz gewiß zu sein, Bertalda aber fragte: „Was wollte dir denn der Brunnenmeister, liebe Undine?" — Die junge Frau lachte heimlich in sich hinein und erwiderte: „Übermorgen, auf deinen Namenstag, sollst du's erfahren, du liebliches Kind." — Und weiter war nichts aus ihr herauszubringen. Sie lud nur Bertalden und durch sie ihre Pflegeeltern an dem bestimmten Tage zur Mittagstafel, und man ging bald darauf auseinander.

„Kühleborn?" — fragte Huldbrand mit einem geheimen Schauder seine schöne Gattin, als sie von Bertalda Abschied genommen hatten und nun allein durch die dunkler werdenden Gassen zu Haus gingen. — „Ja, er war es", antwortete Undine, „und er wollte mir auch allerhand dummes Zeug vorsprechen. Aber mitten drin hat er mich ganz gegen seine Absicht mit einer höchst willkommenen Botschaft erfreut. Willst du diese nun gleich wissen, mein holder Herr und Gemahl, so brauchst du nur zu gebieten, und ich spreche mir alles vom Herzen los. Wolltest du aber deiner Undine eine recht, recht große Freude gönnen, so ließest du es bis übermorgen und hättest dann auch an der Überraschung dein Teil."

Der Ritter gewährte seiner Gattin gern, warum sie so anmutig bat, und noch im Entschlummern lispelte sie lächelnd vor sich hin: „Was sie sich freuen wird und sich wundern über ihres Brunnenmeisters Botschaft, die liebe, liebe Bertalda!"

Elftes Kapitel

Bertaldas Namensfeier

Die Gesellschaft saß bei Tafel, Bertalda mit Kleinodien und Blumen, den mannigfachen Geschenken ihrer Pflegeeltern und Freunde, geschmückt wie eine Frühlingsgöttin, obenan, zu ihrer Seiten Undine und Huldbrand. Als das reiche Mahl zu Ende ging und man den Nachtisch auftrug, blieben die Tür offen, nach alter, guter Sitte in deutschen Landen, damit auch das Volk zusehen könne und sich an der Lustigkeit der Herrschaften mitfreuen. Bediente trugen Wein und Kuchen unter den Zuschauern herum. Huldbrand und Bertalda warteten mit heimlicher Ungeduld auf die versprochne Erklärung und verwandten, so sehr es sich tun ließ, kein Auge von

Undinen. Aber die schöne Frau blieb noch immer still und lächelte nur heimlich und innig froh vor sich hin. Wer um ihre getane Verheißung wußte, konnte sehn, daß sie ihr erquickendes Geheimnis alle Augenblicke verraten wollte und es doch noch immer in lüsterner Entsagung zurücklegte, wie es Kinder bisweilen mit ihren liebsten Leckerbissen tun. Bertalda und Huldbrand teilten dies wonnige Gefühl, in hoffender Bangigkeit das neue Glück erwartend, welches von ihrer Freundin Lippen auf sie herniedertauen sollte. Da baten verschiedne von der Gesellschaft Undinen um ein Lied. Es schien ihr gelegen zu kommen, sie ließ sich sogleich ihre Laute bringen und sang folgende Worte:

„Morgen so hell,
Blumen so bunt,
Gräser so duftig und hoch
An wallenden Sees Gestade!
Was zwischen den Gräsern
Schimmert so licht?
Ist's eine Blüte weiß und groß,
Vom Himmel gefallen in Wiesenschoß?
Ach, ist ein zartes Kind! —
Unbewußt mit Blumen tändelt's,
Faßt nach goldnen Morgenlichtern. —
O woher? woher, du holdes? —
Fern vom unbekannten Strande
Trug es hier der See heran. —
Nein, fasse nicht, du zartes Leben,
Mit deiner kleinen Hand herum;
Nicht Hand wird dir zurückgegeben,
Die Blumen sind so fremd und stumm.
Die wissen wohl sich schön zu schmücken,
Zu duften auch nach Herzenslust,
Doch keine mag dich an sich drücken,
Fern ist die traute Mutterbrust.
So früh', noch an des Lebens Toren,
Noch Himmelslächeln im Gesicht,
Hast du das Beste schon verloren,
O armes Kind, und weißt es nicht,
Ein edler Herzog kommt geritten
Und hemmt vor dir des Rosses Lauf;

Zu hoher Kunst und reinen Sitten
Zieht er in seiner Burg dich auf.
Du hast unendlich viel gewonnen,
Du blühst, die Schönst' im ganzen Land.
Doch ach, die allerbesten Wonnen
Ließ'st du am unbekannten Strand."

Undine senkte mit einem wehmütigen Lächeln ihre Laute; die Augen der herzoglichen Pflegeeltern Bertaldens standen voller Tränen. — „So war es am Morgen, wo ich dich fand, du arme, holde Waise", sagte der Herzog tief bewegt; „die schöne Sängerin hat wohl recht: das Beste haben wir dir dennoch nicht zu geben vermocht." —

„Wir müssen aber auch hören, wie es den armen Eltern ergangen ist", sagte Undine, schlug die Saiten und sang:

„Mutter geht durch ihre Kammern,
Räumt die Schränke ein und aus,
Sucht, und weiß nicht was, mit Jammern,
Findet nichts als leeres Haus.

Leeres Haus! O Wort der Klage
Dem, der einst ein holdes Kind
Drin gegängelt hat am Tage,
Drin gewiegt in Nächten lind.

Wieder grünen wohl die Buchen,
Wieder kommt der Sonne Licht,
Aber, Mutter, laß dein Suchen,
Wieder kommt dein Liebes nicht!

Und wenn Abendlüfte fächeln,
Vater heim zum Herde kehrt,
Regt sich's fast in ihm wie Lächeln,
Dran doch gleich die Träne zehrt.

Vater weiß, in seinen Zimmern
Findet er die Todesruh',
Hört nur bleicher Mutter Wimmern,
Und kein Kindlein lacht ihm zu."

„O um Gott, Undine! wo sind meine Eltern?" rief die weinende Bertalda. „Du weißt es gewiß, du hast es erfahren, du wundersame Frau, denn sonst hättest du mir das Herz nicht so zerrissen. Sind sie vielleicht schon hier?

Wär' es — ?" — Ihr Auge durchflog die glänzende Gesellschaft und weilte auf einer regierenden Herrin, die ihrem Pflegevater zunächst saß. Da beugte sich Undine nach der Tür zurück, ihre Augen flossen in der süßesten Rührung über. — „Wo sind denn die armen harrenden Eltern?" fragte sie, und der alte Fischer mit seiner Frau wankten aus dem Haufen der Zuschauer vor. Ihre Augen hingen fragend bald an Undinen, bald an dem schönen Fräulein, das ihre Tochter sein sollte. — „Sie ist es!" stammelte die entzückte Geberin, und die zwei alten Leute hingen, laut weinend und Gott preisend, an dem Halse der Wiedergefundnen.

Aber entsetzt und zürnend riß sich Bertalda aus ihrer Umarmung los. Es war zu viel für dieses stolze Gemüt, eine solche Wiedererkennung in dem Augenblicke, wo sie fest gemeint hatte, ihren bisherigen Glanz noch zu steigern, und die Hoffnung Thronhimmel und Kronen über ihr Haupt herunterregnen ließ. Es kam ihr vor, als habe ihre Nebenbuhlerin dies alles ersonnen, um sie nur recht ausgesucht vor Huldbranden und aller Welt zu demütigen. Sie schalt Undinen, sie schalt die beiden Alten; die häßlichen Worte „Betrügerin" und „erkauftes Volk" rissen sich von ihren Lippen. Da sagte die alte Fischersfrau nur ganz leise vor sich hin: „Ach Gott, sie ist ein böses Weibsbild geworden; und dennoch fühl' ich's im Herzen, daß sie von mir geboren ist." — Der alte Fischer aber hatte seine Hände gefaltet und betete still, daß die hier seine Tochter nicht sein möge. — Undine wankte todesbleich von den Eltern zu Bertalden, von Bertalden zu den Eltern, plötzlich aus all den Himmeln, die sie sich geträumt hatte, in eine Angst und ein Entsetzen gestürzt, das ihr bisher auch nicht im Traume kund geworden war. — „Hast du denn eine Seele? Hast du denn wirklich eine Seele, Bertalda?" schrie sie einige Male in ihre zürnende Freundin hinein, als wolle sie sie aus einem plötzlichen Wahnsinn oder einem tollmachenden Nachtgesichte gewaltsam zur Besinnung bringen. Als aber Bertalda nur immer noch ungestümer wütete, als die verstoßenen Eltern laut zu heulen anfingen und die Gesellschaft sich streitend und eifernd in verschiedne Parten teilte, erbat sie sich mit einem Male so würdig und ernst die Freiheit, in den Zimmern ihres Mannes zu reden, daß alles um sie her wie auf einen Wink stille ward. Sie trat darauf an das obre Ende des Tisches, wo Bertalda gesessen hatte, demütig und stolz und sprach, während sich aller Augen unverwandt auf sie richteten, folgendergestalt:

„Ihr Leute, die ihr so feindlich ausseht und so verstört und mir mein liebes

Fest so grimm zerreißt, ach Gott, ich wußte von euern törichten Sitten und eurer harten Sinnesweise nichts und werde mich wohl mein Leblang nicht drein finden. Daß ich alles verkehrt angefangen habe, liegt nicht an mir; glaubt nur, es liegt einzig an euch, so wenig es euch auch darnach aussehen mag. Ich habe euch auch deshalb nur wenig zu sagen, aber das eine muß gesagt sein: Ich habe nicht gelogen. Beweise kann und will ich euch außer meiner Versicherung nicht geben, aber beschwören will ich es. Mir hat es derselbe gesagt, der Bertalden von ihren Eltern weg ins Wasser lockte und sie nachher dem Herzog in seinen Weg auf die grüne Wiese legte."

„Sie ist eine Zauberin", rief Bertalda, „eine Hexe, die mit bösen Geistern Umgang hat! Sie bekennt es ja selbst."

„Das tue ich nicht", sagte Undine, einen ganzen Himmel der Unschuld und Zuversicht in ihren Augen. „Ich bin auch keine Hexe; seht mich nur darauf an!"

„So lügt sie und prahlt", fiel Bertalda ein, „und kann nicht behaupten, daß ich dieser niedern Leute Kind sei. Meine herzoglichen Eltern, ich bitte euch, führt mich aus dieser Gesellschaft fort und aus dieser Stadt, wo man nur darauf ausgeht, mich zu schmähen."

Der alte, ehrsame Herzog aber blieb fest stehen, und seine Gemahlin sagte: „Wir müssen durchaus wissen, woran wir sind. Gott sei vor, daß ich eher nur einen Fuß aus diesem Saale setze!" — Da näherte sich die alte Fischerin, beugte sich tief vor der Herzogin und sagte: „Ihr schließt mir das Herz auf, hohe, gottesfürchtige Frau! Ich muß Euch sagen, wenn dieses böse Fräulein meine Tochter ist, trägt sie ein Mal, gleich einem Veilchen, zwischen beiden Schultern und ein gleiches auf dem Spann ihres linken Fußes. Wenn sie sich nur mit mir aus dem Saale entfernen wollte!" — „Ich entblöße mich nicht vor der Bäuerin!" sagte Bertalda, ihr stolz den Rücken wendend. — „Aber vor mir doch wohl", entgegnete die Herzogin mit großem Ernst. „Ihr werdet mir in jenes Gemach folgen, Jungfrau, und die gute Alte kommt mit." — Die drei verschwanden, und alle übrigen blieben in großer Erwartung schweigend zurück. Nach einer kleinen Weile kamen die Frauen wieder, Bertalda totenbleich, und die Herzogin sagte: „Recht muß Recht bleiben; deshalb erklär' ich, daß unsre Frau Wirtin vollkommen wahr gesprochen hat. Bertalda ist des Fischers Tochter, und so viel ist, als man hier zu wissen braucht." Das fürstliche Ehepaar ging

mit der Pflegetochter fort; auf einen Wink des Herzogs folgte ihnen der Fischer mit seiner Frau. Die andern Gäste entfernten sich schweigend oder heimlich murmelnd, und Undine sank herzlich weinend in Huldbrands Arme.

Zwölftes Kapitel

Wie sie aus der Reichsstadt abreisten

Dem Herrn von Ringstetten wär' es freilich lieber gewesen, wenn sich alles an diesem Tage anders gefügt hätte; aber auch so, wie es nun einmal war, konnte es ihm nicht unlieb sein, da sich seine reizende Frau so fromm und gutmütig und herzlich bewies. — Wenn ich ihr eine Seele gegeben habe, mußt' er bei sich selber sagen, gab ich ihr wohl eine bessre, als meine eigne ist; und nun dachte er einzig darauf, die Weinende zufrieden zu sprechen und gleich des andern Tages einen Ort mit ihr zu verlassen, der ihr seit diesem Vorfalle zuwider sein mußte. Zwar ist es an dem, daß man sie eben nicht ungleich beurteilte. Weil man schon früher etwas Wunderbares von ihr erwartete, fiel die seltsame Entdeckung von Bertaldens Herkommen nicht allzusehr auf, und nur gegen diese war jedermann, der die Geschichte und ihr stürmisches Betragen dabei erfuhr, übelgesinnt. Davon wußten aber der Ritter und seine Frau noch nichts; außerdem wäre eins für Undinen so schmerzhaft gewesen als das andre, und so hatte man nichts Besseres zu tun, als die Mauern der alten Stadt baldmöglichst hinter sich zu lassen.

Mit den ersten Strahlen des Morgens hielt ein zierlicher Wagen für Undinen vor dem Tore der Herberge; Huldbrands und seiner Knappen Hengste stampften daneben das Pflaster. Der Ritter führte seine schöne Frau aus der Tür; da trat ihnen ein Fischermädchen in den Weg. — „Wir brauchen deine Ware nicht", sagte Huldbrand zu ihr, „wir reisen eben fort." — Da fing das Fischermädchen bitterlich an zu weinen, und nun erst sahen die Eheleute, daß es Bertalda war. Sie traten gleich mit ihr in das Gemach zurück und erfuhren von ihr, der Herzog und die Herzogin seien so erzürnt über ihre gestrige Härte und Heftigkeit, daß sie die Hand gänzlich von ihr abgezogen hätten, nicht ohne ihr jedoch vorher eine reiche Aussteuer zu schenken. Der Fischer sei gleichfalls wohl begabt worden und habe noch gestern abends mit seiner Frau wieder den Weg nach der Seespitze eingeschlagen.

„Ich wollte mit ihnen gehn", fuhr sie fort; „aber der alte Fischer, der mein Vater sein soll —"

„Er ist es auch wahrhaftig, Bertalda", unterbrach sie Undine. „Sieh nur, der, welchen du für den Brunnenmeister ansahst, erzählte mir's ausführlich. Er wollte mich abreden, daß ich dich nicht mit nach Burg Ringstetten nehmen sollte, und da fuhr ihm dieses Geheimnis mit heraus."

„Nun denn", sagte Bertalda, „mein Vater — wenn es denn so sein soll — mein Vater sprach: ‚Ich nehme dich nicht mit, bis du anders worden bist. Wage dich allein durch den verrufenen Wald zu uns hinaus; das soll die Probe sein, ob du dir etwas aus uns machst. Aber komm mir nicht wie ein Fräulein; wie eine Fischerdirne komm!' — Da will ich denn tun, wie er gesagt hat; denn von aller Welt bin ich verlassen, und will als ein armes Fischerkind bei den ärmlichen Eltern einsam leben und sterben. Vor dem Walde graut es mir freilich sehr. Es sollen abscheuliche Gespenster drinnen hausen, und ich bin so furchtsam. Aber was hilft's? — Hierher kam ich nur noch, um bei der edlen Frau von Ringstetten Verzeihung dafür zu erflehen, daß ich mich gestern so ungebührlich erzeigte. Ich fühle wohl, Ihr habt es gut gemeint, holde Dame, aber Ihr wußtet nicht, wie Ihr mich verletzen würdet, und da strömte mir denn in der Angst und Überraschung gar manch unsinnig-verwegnes Wort über die Lippen. Ach verzeiht, verzeiht! Ich bin ja so unglücklich schon. Denkt nur selbsten, was ich noch gestern in der Frühe war, noch gestern zu Anfang Eures Festes, und was nun heut!" —

Die Worte gingen ihr unter in einem schmerzlichen Tränenstrom, und gleichfalls bitterlich weinend, fiel ihr Undine um den Hals. Es dauerte lange, bis die tiefgerührte Frau ein Wort hervorbringen konnte; dann aber sagte sie: „Du sollst ja mit uns nach Ringstetten; es soll ja alles bleiben, wie es früher abgeredet war; nur nenne mich wieder Du und nicht mehr Dame und edle Frau! Sieh, wir wurden als Kinder miteinander vertauscht; da schon verzweigte sich unser Geschick, und wir wollen es fürder so innig verzweigen, daß es keine menschliche Gewalt zu trennen imstand sein soll. Nur erst mit uns nach Ringstetten! Wie wir als Schwestern miteinander teilen wollen, besprechen wir dort." — Bertalda sah scheu nach Huldbrand empor. Ihn jammerte des schönen, bedrängten Mägdleins; er bot ihr die Hand und redete ihr kosend zu, sich ihm und seiner Gattin anzuvertrau'n. — „Euern Eltern", sagte er, „schicken wir

Botschaft, warum Ihr nicht gekommen seid;" — und noch manches wollte er wegen der guten Fischersleute hinzusetzen, aber er sah, wie Bertalda bei deren Erwähnung schmerzhaft zusammenfuhr, und ließ also lieber das Reden davon sein. Aber unter den Arm faßte er sie, hob sie zuerst in den Wagen, Undinen ihr nach und trabte fröhlich beiher, trieb auch den Fuhrmann so wacker an, daß sie das Gebiet der Reichsstadt und mit ihm alle trüben Erinnerungen in kurzer Zeit überflogen hatten, und nun die Frauen mit besserer Lust durch die schönen Gegenden hinrollten, welche ihr Weg sie entlängst führte.

Nach einigen Tagereisen kamen sie eines schönen Abends auf Burg Ringstetten an. Dem jungen Rittersmann hatten seine Vögte und Mannen viel zu berichten, so daß Undine mit Bertalden allein blieb. Die beiden ergingen sich auf dem hohen Wall der Feste und freuten sich an der anmutigen Landschaft, die sich ringsum durch das gesegnete Schwaben ausbreitete. Da trat ein langer Mann zu ihnen, der sie höflich grüßte, und der Bertalden beinah vorkam wie jener Brunnenmeister in der Reichsstadt. Noch unverkennbarer ward ihr die Ähnlichkeit, als Undine ihm unwillig, ja drohend zurückwinkte und er sich mit eiligen Schritten und schüttelndem Kopfe fortmachte wie damals, worauf er in einem nahen Gebüsche verschwand. Undine aber sagte: „Fürchte dich nicht, liebes Bertaldchen; diesmal soll dir der häßliche Brunnenmeister nichts zuleide tun." — Und damit erzählte sie ihr die ganze Geschichte ausführlich und auch, wer sie selbst sei, und wie Bertalda von den Fischersleuten weg, Undine aber dahin gekommen war. Die Jungfrau entsetzte sich anfänglich vor diesen Reden; sie glaubte, ihre Freundin sei von einem schnellen Wahnsinn befallen. Aber mehr und mehr überzeugte sie sich, daß alles wahr sei, an Undinens zusammenhängenden Worten, die zu den bisherigen Begebenheiten so gut paßten, und noch mehr an dem innern Gefühl, mit welchem sich die Wahrheit uns kundzugeben nie ermangelt. Es war ihr seltsam, daß sie nun selbst wie mitten in einem von den Märchen lebe, die sie sonst nur erzählen gehört. Sie starrte Undinen mit Ehrfurcht an, konnte sich aber eines Schauders, der zwischen sie und ihre Freundin trat, nicht mehr erwehren und mußte sich beim Abendbrot sehr darüber wundern, wie der Ritter gegen ein Wesen so verliebt und freundlich tat, welches ihr seit den letzten Entdeckungen mehr gespenstisch als menschlich vorkam.

Dreizehntes Kapitel

Wie sie auf Burg Ringstetten lebten

Der diese Geschichte aufschreibt, weil sie ihm das Herz bewegt und weil er wünscht, daß sie auch andern ein gleiches tun möge, bittet dich, lieber Leser, um eine Gunst. Sieh es ihm nach, wenn er jetzt über einen ziemlich langen Zeitraum mit kurzen Worten hingeht und dir nur im allgemeinen sagt, was sich darin begeben hat. Er weiß wohl, daß man es recht kunstgemäß und Schritt vor Schritt entwickeln könnte, wie Huldbrands Gemüt begann, sich von Undinen ab- und Bertalden zuzuwenden; wie Bertalda dem jungen Mann mit glühender Liebe immer mehr entgegenkam und er und sie die arme Ehefrau als ein fremdartiges Wesen mehr zu fürchten als zu bemitleiden schienen, wie Undine weinte, und ihre Tränen Gewissensbisse in des Ritters Herzen anregten, ohne jedoch die alte Liebe zu erwecken, so daß er ihr wohl bisweilen freundlich tat, aber ein kalter Schauer ihn bald von ihr weg und dem Menschenkinde Bertalda entgegen trieb; — man könnte dies alles, weiß der Schreiber, ordentlich ausführen, vielleicht sollte man's auch. Aber das Herz tut ihm dabei allzu weh, denn er hat ähnliche Dinge erlebt und scheut sich in der Erinnerung auch noch vor ihrem Schatten. Du kennst wahrscheinlich ein ähnliches Gefühl, lieber Leser, denn so ist nun einmal der sterblichen Menschen Geschick. Wohl dir, wenn du dabei mehr empfangen als ausgeteilt hast, denn hier ist Nehmen seliger als Geben. Dann schleicht dir nur ein geliebter Schmerz bei solchen Erwähnungen durch die Seele und vielleicht eine linde Träne die Wange herab um deine verwelkten Blumenbeete, deren du dich so herzlich gefreut hattest. Damit sei es aber auch genug; wir wollen uns nicht mit tausendfach vereinzelten Stichen das Herz durchprickeln, sondern nur kurz dabei bleiben, daß es nun einmal so gekommen war, wie ich es vorhin sagte. Die arme Undine war sehr betrübt, die andern beiden waren auch nicht eben vergnügt; sonderlich meinte Bertalda bei der geringsten Abweichung von dem, was sie wünschte, den eifersüchtigen Druck der beleidigten Hausfrau zu spüren. Sie hatte sich deshalb ordentlich ein herrisches Wesen angewöhnt, dem Undine in wehmütiger Entsagung nachgab, und das durch den verblendeten Huldbrand gewöhnlich aufs entschiedenste unterstützt ward. — Was die Burggesellschaft noch mehr verstörte, waren allerhand wunderliche Spukereien, die Huldbranden und Bertalden in den gewölbten

Gängen des Schlosses begegneten, und von denen vorher seit Menschengedenken nichts gehört worden war. Der lange weiße Mann, in welchem Huldbrand den Oheim Kühleborn, Bertalda den gespenstischen Brunnenmeister nur allzuwohl erkannte, trat oftmals drohend vor beide, vorzüglich aber vor Bertalden hin, so daß diese schon einigemal vor Schrecken krank darniedergelegen hatte und manchmal daran dachte, die Burg zu verlassen. Teils aber war ihr Huldbrand allzu lieb, und sie stützte sich dabei auf ihre Unschuld, weil es nie zu einer eigentlichen Erklärung unter ihnen gekommen war, teils auch wußte sie nicht, wohin sie sonst ihre Schritte richten solle. Der alte Fischer hatte auf des Herrn von Ringstetten Botschaft, daß Bertalda bei ihm sei, mit einigen schwer zu lesenden Federzügen, so wie sie ihm Alter und lange Entwöhnung verstatteten, geantwortet: „Ich bin nun ein armer alter Witwer worden, denn meine liebe treue Frau ist mir erstorben. Wie sehr ich aber auch allein in der Hütte sitzen mag, Bertalda ist mir lieber dort, als bei mir. Nur daß sie meiner lieben Undine nichts zuleide tue! Sonst hätte sie meinen Fluch!" — Die letztern Worte schlug Bertalda in den Wind, aber das wegen des Wegbleibens von dem Vater behielt sie gut, so wie wir Menschen in ähnlichen Fällen es immer zu machen pflegen.

Eines Tages war Huldbrand eben ausgeritten, als Undine das Hausgesinde versammelte, einen großen Stein herbeibringen hieß und den prächtigen Brunnen, der sich in der Mitte des Schloßhofes befand, sorgfältig damit zu bedecken befahl. Die Leute wandten ein, sie würden alsdann das Wasser weit unten aus dem Tale heraufzuholen haben. Undine lächelte wehmütig. — „Es tut mir leid um eure vermehrte Arbeit, liebe Kinder", entgegnete sie; „ich möchte lieber selbst die Wasserkrüge heraufholen, aber dieser Brunnen muß nun einmal zu. Glaubt es mir aufs Wort, daß es nicht anders angeht, und daß wir nur dadurch ein größeres Unheil zu vermeiden imstande sind." — Die ganze Dienerschaft freute sich, ihrer sanften Hausfrau gefällig sein zu können; man fragte nicht weiter, sondern ergriff den ungeheuern Stein. Dieser hob sich unter ihren Händen und schwebte bereits über dem Brunnen, da kam Bertalda gelaufen und rief, man solle innehalten; aus diesem Brunnen lasse sie das Waschwasser holen, welches ihrer Haut so vorteilhaft sei, und sie werde nimmermehr zugeben, daß man ihn verschließe. Undine aber blieb diesmal, obgleich auf gewohnte Weise sanft, dennoch auf ungewohnte Weise bei ihrer Meinung fest; sie sagte,

als Hausfrau gebühre ihr, alle Anordnungen der Wirtschaft nach bester Überzeugung einzurichten, und niemand habe sie darüber Rechenschaft abzulegen, als ihrem Ehegemahl und Herrn. — „Seht, o seht doch", rief Bertalda unwillig und ängstlich, „das arme, schöne Wasser kräuselt sich und windet sich, weil es vor der klaren Sonne versteckt werden soll und vor dem erfreulichen Anblick der Menschengesichter, zu deren Spiegel es erschaffen ist!" — In der Tat zischte und regte sich die Flut im Borne ganz wunderlich; es war, als wollte sich etwas daraus hervorringen, aber Undine drang nur um so ernstlicher auf die Erfüllung ihrer Befehle. Es brauchte dieses Ernstes kaum. Das Schloßgesind' war ebenso froh, seiner milden Herrin zu gehorchen, als Bertaldas Trotz zu brechen, und so ungebärdig diese auch schelten und drohen mochte, lag dennoch in kurzer Zeit der Stein über der Öffnung des Brunnens fest. Undine lehnte sich sinnend darüber hin und schrieb mit den schönen Fingern auf der Fläche. Sie mußte aber wohl etwas sehr Scharfes und Ätzendes dabei in der Hand gehabt haben, denn als sie sich abwandte und die andern näher hinzutraten, nahmen sie allerhand seltsame Zeichen auf dem Steine wahr, die keiner vorher an demselben gesehn haben wollte.

Den heimkehrenden Ritter empfing am Abend Bertalda mit Tränen und Klagen über Undinens Verfahren. Er warf ernste Blicke auf diese, und die arme Frau sah betrübt vor sich nieder. Doch sagte sie mit großer Fassung: „Mein Herr und Ehgemahl schilt ja keinen Leibeignen, bevor er ihn hört, wie minder dann sein angetrautes Weib." — „Sprich, was dich zu jener seltsamen Tat bewog", sagte der Ritter mit finsterm Antlitz. — „Ganz allein möcht' ich es dir sagen!" seufzte Undine. — „Du kannst es ebensogut in Bertaldas Gegenwart", entgegnete er. — „Ja, wenn du es gebeutst", sagte Undine; „aber gebeut es nicht! O bitte, bitte, gebeut es nicht!" — Sie sah so demütig, hold und gehorsam aus, daß des Ritters Herz sich einem Sonnenblick aus bessern Zeiten erschloß. Er faßte sie freundlich unter den Arm und führte sie in sein Gemach, wo sie folgendermaßen zu sprechen begann:

„Du kennst ja den bösen Oheim Kühleborn, mein geliebter Herr, und bist ihm öfters unwillig in den Gängen dieser Burg begegnet. Bertalden hat er gar bisweilen zum Krankwerden erschreckt. Das macht, er ist seelenlos, ein bloßer elementarischer Spiegel der Außenwelt, der das Innere nicht wiederzustrahlen vermag. Da sieht er denn bisweilen, daß du unzufrieden

mit mir bist, daß ich in meinem kindischen Sinne darüber weine, daß Bertalda vielleicht eben in derselben Stunde zufällig lacht. Nun bildet er sich allerhand Ungleiches ein und mischt sich auf vielfache Weise ungebeten in unsern Kreis. Was hilft's, daß ich ihn ausschelte, daß ich ihn unfreundlich wegschicke? Er glaubt mir nicht ein Wort. Sein armes Leben hat keine Ahnung davon, wie Liebesleiden und Liebesfreuden einander so anmutig gleich sehn und so innig verschwistert sind, daß keine Gewalt sie zu trennen vermag. Unter der Träne quillt das Lächeln vor, das Lächeln lockt die Träne aus ihren Kammern."

Sie sah lächelnd und weinend nach Huldbrand in die Höh', der allen Zauber der alten Liebe wieder in seinem Herzen empfand. Sie fühlte das, drückte ihn inniger an sich und fuhr unter freudigen Tränen also fort:

„Da sich der Friedenstörer nicht mit Worten weisen ließ, mußte ich wohl die Tür vor ihm zusperren. Und die einzige Tür, die er zu uns hat, ist jener Brunnen. Mit den andern Quellgeistern hier in der Gegend ist er entzweit, von den nächsten Tälern an; und erst weiterhin auf der Donau, wenn einige seiner guten Freunde hineingeströmt sind, fängt sein Reich wieder an. Darum ließ ich den Stein über des Brunnens Öffnung wälzen und schrieb Zeichen darauf, die alle Kraft des eifernden Oheims lähmen, so daß er nun weder dir, noch mir, noch Bertalden in den Weg kommen soll. Menschen freilich können trotz der Zeichen mit ganz gewöhnlichem Bemühen den Stein wieder abheben: die hindert es nicht. Willst du also, so tu nach Bertaldas Begehr, aber wahrhaftig! sie weiß nicht, was sie bittet. Auf sie hat es der ungezogne Kühleborn ganz vorzüglich angesehn, und wenn manches käme, was er mir prophezeien wollte, und was doch wohl geschehen könnte, ohne daß du es übel meintest — ach, Lieber, so wärest ja auch du nicht außer Gefahr!"

Huldbrand fühlte tief im Herzen die Großmut seiner holden Frau, wie sie ihren furchtbaren Beschützer so emsig aussperrte, und noch dazu von Bertalden darüber gescholten worden war. Er drückte sie daher aufs liebreichste in seine Arme und sagte gerührt: „Der Stein bleibt liegen, und alles bleibt und soll immer bleiben, wie du es haben willst, mein holdes Undichen!" — Sie schmeichelte ihm, demütig-froh über die lang entbehrten Worte der Liebe, und sagte endlich: „Mein allerliebster Freund, da du heute so überaus mild und gütig bist, dürft' ich es wohl wagen, dir eine Bitte vorzutragen? Sieh nur, es ist mit dir wie mit dem Sommer. Eben

in seiner besten Herrlichkeit setzt sich der flammende und donnernde Kronen von schönen Gewittern auf, darin er als ein rechter König und Erdengott anzusehen ist. So schiltst auch du bisweilen und wetterleuchtest mit Zung' und Augen, und das steht dir sehr gut, wenn ich auch bisweilen in meiner Torheit darüber zu weinen anfange. Aber tu das nie gegen mich auf einem Wasser, oder wo wir auch nur einem Gewässer nahe sind. Siehe, dann bekämen die Verwandten ein Recht über mich. Unerbittlich würden sie mich von dir reißen in ihrem Grimm, weil sie meinten, daß eine ihres Geschlechtes beleidigt sei, und ich müßte lebenslang drunten in den Kristallpaläſten wohnen und dürfte nie wieder zu dir herauf, oder sendeten sie mich zu dir herauf — o Gott! dann wär' es noch unendlich schlimmer. Nein, nein, du süßer Freund, dahin laß es nicht kommen, so lieb dir die arme Undine ist!"

Er verhieß feierlich zu tun, wie sie begehre, und die beiden Eheleute traten unendlich froh und liebevoll wieder aus dem Gemach. Da kam Bertalda mit einigen Werkleuten, die sie unterdes schon hatte bescheiden lassen, und sagte mit einer mürrischen Art, die sie sich zeither angenommen hatte: „Nun ist doch wohl das geheime Gespräch zu Ende, und der Stein kann herab? Geht nur hin, ihr Leute, und richtet's aus!" — Der Ritter aber, ihre Unart empört fühlend, sagte in kurzen und sehr ernstlichen Worten: „Der Stein bleibt liegen!" Auch verwies er Bertalden ihre Heftigkeit gegen seine Frau, worauf die Werkleute mit heimlich-vergnügtem Lächeln fortgingen, Bertalda aber von der andern Seite erbleichend nach ihren Zimmern eilte.

Die Stunde des Abendessens kam heran, und Bertalda ließ sich vergeblich erwarten. Man schickte nach ihr; da fand der Kämmerling ihre Gemächer leer und brachte nur ein versiegeltes Blatt, an den Ritter überschrieben, mit zurück. Dieser öffnete es bestürzt und las:

„Ich fühle mit Beschämung, wie ich nur eine arme Fischersdirne bin. Daß ich es auf Augenblicke vergaß, will ich in der ärmlichen Hütte meiner Eltern büßen. Lebt wohl mit Eurer schönen Frau!"

Undine war von Herzen betrübt. Sie bat Huldbrand inbrünstig, der entflohenen Freundin nachzueilen und sie wieder mit zurückzubringen. Ach, sie hatte nicht nötig zu treiben! Seine Neigung für Bertalden brach wieder heftig hervor. Er eilte im ganzen Schloß umher, fragend, ob niemand gesehen habe, welches Weges die schöne Flüchtige gegangen sei. Er konnte nichts erfahren und saß schon im Burghofe zu Pferde, entschlossen,

aufs Geratewohl dem Wege nachzureiten, den er Bertalda hierher geführt hatte. Da kam ein Schildbub und versicherte, er sei dem Fräulein auf dem Pfade nach dem Schwarztale begegnet. Wie ein Pfeil sprengte der Ritter durch das Tor der angewiesenen Richtung nach, ohne Undinens ängstliche Stimme zu hören, die ihm aus dem Fenster nachrief: „Nach dem Schwarztal? O dahin nicht! Huldbrand, dahin nicht! Oder um Gottes willen nimm mich mit!" — Als sie aber all ihr Rufen vergeblich sah, ließ sie eilig ihren weißen Zelter satteln und trabte dem Ritter nach, ohne irgendeines Dieners Begleitung annehmen zu wollen.

Vierzehntes Kapitel

Wie Bertalda mit dem Ritter heimfuhr

Das Schwarztal liegt tief in die Berge hinein. Wie es jetzo heißt, kann man nicht wissen. Damals nannten es die Landleute so wegen der tiefen Dunkelheit, welche von hohen Bäumen, worunter es vorzüglich viele Tannen gab, in die Niederung heruntergestreuet ward. Selbst der Bach, der zwischen den Klippen hinstrudelte, sah davon ganz schwarz aus und gar nicht so fröhlich, wie es Gewässer wohl zu tun pflegen, die den blauen Himmel unmittelbar über sich haben. Nun, in der hereinbrechenden Dämmerung, war es vollends sehr wild und finster zwischen den Höhen geworden. Der Ritter trabte ängstlich die Bachesufer entlängst; er fürchtete bald, durch Verzögerung die Flüchtlinge zu weit voraus zu lassen, bald wieder, in der großen Eile sie irgendwo, dafern sie sich vor ihm verstecken wolle, zu übersehn. Er war indes schon ziemlich tief in das Tal hineingekommen und konnte nun denken, das Mägdlein bald eingeholt zu haben, wenn er anders auf der rechten Spur war. Die Ahnung, daß er das auch wohl nicht sein könne, trieb sein Herz zu immer ängstlichern Schlägen. Wo sollte die zarte Bertalda bleiben, wenn er sie nicht fand, in der drohenden Wetternacht, die sich immer furchtbarer über das Tal hereinbog? Da sah er endlich etwas Weißes am Hange des Berges durch die Zweige schimmern. Er glaubte Bertaldas Gewand zu erkennen und machte sich hinzu. Sein Roß aber wollte nicht hinan; es bäumte sich so ungestüm, und er wollte so wenig Zeit verlieren, daß er — zumal da ihm wohl ohnehin zu Pferde das Gesträuch allzu hinderlich geworden wäre — absaß und den schnaubenden Hengst an

eine Rüster band, worauf er sich dann vorsichtig durch die Büsche hinarbeitete. Die Zweige schlugen ihm unfreundlich Stirn und Wangen mit der kalten Nässe des Abendtaus; ein ferner Donner murmelte jenseit der Berge hin; es sah alles so seltsam aus, daß er anfing, eine Scheu vor der weißen Gestalt zu empfinden, die nun schon unfern von ihm am Boden lag. Doch konnte er ganz deutlich unterscheiden, daß es ein schlafendes oder ohnmächtiges Frauenzimmer in langen, weißen Gewändern war, wie sie Bertalda heute getragen hatte. Er trat dicht vor sie hin, rauschte an den Zweigen, klirrte an seinem Schwerte: — sie regte sich nicht. — „Bertalda!" sprach er, erst leise, dann immer lauter: — sie hörte nicht. Als er zuletzt den teuern Namen mit gewaltsamer Anstrengung rief, hallte ein dumpfes Echo aus den Berghöhlen des Tales lallend zurück: Bertalda! — aber die Schläferin blieb unerweckt. Er beugte sich zu ihr nieder; die Dunkelheit des Tales und der einbrechenden Nacht ließen keinen ihrer Gesichtszüge unterscheiden. Als er sich nun eben mit einigem gramvollen Zweifel ganz nahe zu ihr an den Boden gedrückt hatte, fuhr ein Blitz schnell erleuchtend über das Tal hin. Er sah ein abscheulich verzerrtes Antlitz dicht vor sich, das mit dumpfer Stimme rief: „Gib mir 'nen Kuß, du verliebter Schäfer!" — Vor Entsetzen schreiend, fuhr Huldbrand in die Höh', die häßliche Gestalt ihm nach. — „Zu Haus!" murmelte sie; „die Unholde sind wach. Zu Haus, sonst hab' ich dich!" — Und es griff nach ihm mit langen, weißen Armen. — „Tückischer Kühleborn", rief der Ritter, sich ermannend, „was gilt's, du bist es, du Kobold! Da hast du 'nen Kuß!" — Und wütend hieb er mit dem Schwerte gegen die Gestalt. Aber die zerstob, und ein durchnässender Wasserguß ließ dem Ritter keinen Zweifel darüber, mit welchem Feind er gestritten habe.

„Er will mich zurückschrecken von Bertalden", sagte er laut zu sich selbst; „er denkt, ich soll mich vor seinen albernen Spukereien fürchten und ihm das arme geängstete Mädchen hingeben, damit er sie seine Rache könne fühlen lassen. Das soll er doch nicht, der schwächliche Elementargeist! Was eine Menschenbrust vermag, wenn sie so recht will, so recht aus ihrem besten Leben will, das versteht der ohnmächtige Gaukler nicht." — Er fühlte die Wahrheit seiner Worte, und daß er sich selbst dadurch einen ganz erneuten Mut in das Herz gesprochen habe. Auch schien es, als trete das Glück mit ihm in Bunde; denn noch war er nicht wieder bei seinem angebundenen Rosse, da hörte er schon ganz deutlich Bertaldens klagende Stimme,

wie sie unfern von ihm durch das immer lauter werdende Geräusch des Donners und Sturmwindes herüber weinte. Beflügelten Fußes eilt' er dem Schalle nach und fand die erbebende Jungfrau, wie sie eben die Höhe hinanzuklimmen versuchte, um sich auf alle Weise aus dem schaurigen Dunkel dieses Tales zu retten. Er aber trat ihr liebkosend in den Weg, und so kühn und stolz auch früher ihr Entschluß mochte gewesen sein, empfand sie doch jetzt nur allzu lebendig das Glück, daß ihr im Herzen geliebter Freund sie aus der furchtbaren Einsamkeit erlöse, und das helle Leben in der befreundeten Burg so anmutige Arme nach ihr ausstrecke. Sie folgte fast ohne Widerspruch, aber so ermattet, daß der Ritter froh war, sie bis zu seinem Rosse geleitet zu haben, welches er nun eilig losknüpfte, um die schöne Wandrerin hinaufzuheben und es alsdann am Zügel sich durch die ungewissen Schatten der Talgegend vorsichtig sich nachzuleiten.

Aber das Pferd war ganz verwildert durch Kühleborns tolle Erscheinung. Selbst der Ritter würde Mühe gebraucht haben, auf des bäumenden, wild schnaubenden Tieres Rücken zu springen; die zitternde Bertalda hinaufzuheben war eine volle Unmöglichkeit. Man beschloß also, zu Fuße heimzukehren. Das Roß am Zügel nachzerrend, unterstützte der Ritter mit der andern Hand das schwankende Mägdlein. Bertalda machte sich so stark als möglich, um den furchtbaren Talgrund schnell zu durchwandeln, aber wie Blei zog die Müdigkeit sie herab, und zugleich bebten ihr alle Glieder zusammen, teils noch von mancher überstandnen Angst, womit Kühleborn sie vorwärts gehetzt hatte, teils auch in der fortdauernden Bangigkeit vor dem Geheul des Sturmes und Donners durch die Waldung des Gebirgs.

Endlich entglitt sie dem stützenden Arm ihres Führers, und, auf das Moos hingesunken, sagte sie: „Laßt mich nur hier liegen, edler Herr! Ich büße meiner Torheit Schuld und muß nun doch auf alle Weise hier verkommen vor Mattigkeit und Angst." — „Nimmermehr, holde Freundin, verlass' ich Euch!" rief Huldbrand, vergeblich bemüht, den brausenden Hengst an seiner Hand zu bändigen, der ärger als vorhin zu tosen und zu schäumen begann; der Ritter war endlich nur froh, daß er ihn von der hingesunknen Jungfrau fern genug hielt, um sie nicht durch die Furcht vor ihm noch mehr zu erschrecken. Wie er sich aber mit dem tollen Pferde nur kaum einige Schritte entfernte, begann sie auch gleich ihm auf das allerjämmerlichste nachzurufen, des Glaubens, er wolle sie wirklich hier in der entsetzlichen Wildnis verlassen. Er wußte gar nicht mehr, was er beginnen sollte.

Gern hätte er dem wütenden Tiere volle Freiheit gegeben, durch die Nacht hinzustürmen und seine Raserei auszutoben, hätte er nur nicht fürchten müssen, es würde in diesem engen Paß mit seinen beerzten Hufen eben über die Stelle hindonnern, wo Bertalda lag.

Während dieser großen Not und Verlegenheit war es ihm unendlich trostreich, daß er einen Wagen langsam den steinigen Weg hinter sich herabfahren hörte. Er rief um Beistand; eine männliche Stimme antwortete, verwies ihn zur Geduld, aber versprach zu helfen, und bald darauf leuchteten schon zwei Schimmel durch das Gebüsch, der weiße Kärrnerkittel ihres Führers nebenher, worauf sich denn auch die große weiße Leinewand sehen ließ, mit welcher die Waren, die er bei sich führen mochte, überdeckt waren. Auf ein lautes Brr! aus dem Munde ihres Herrn standen die gehorsamen Schimmel. Er kam gegen den Ritter heran und half ihm das schäumende Tier bändigen. — „Ich merke wohl, sagte er dabei, was der Bestie fehlt. Als ich zuerst durch diese Gegend zog, ging es meinen Pferden nicht besser. Das macht, hier wohnt ein böser Wassernix, der an solchen Neckereien Lust hat. Aber ich hab' ein Sprüchlein gelernt; wenn Ihr mir vergönnen wolltet, dem Rosse das ins Ohr zu sagen, so sollt' es gleich so ruhig stehn, wie meine Schimmel da." — „Versucht Eu'r Heil und helft nur bald!" schrie der ungeduldige Ritter. Da bog der Fuhrmann den Kopf des bäumenden Pferdes zu sich herunter und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Augenblicklich stand der Hengst gezähmt und friedlich still, und nur ein erhitztes Keuchen und Dampfen zeugte noch von der vorherigen Unbändigkeit. Es war nicht viel Zeit für Huldbranden, lange zu fragen, wie dies zugegangen sei. Er ward mit dem Kärrner einig, daß er Bertalden auf den Wagen nehmen solle, wo, seiner Aussage nach, die weichste Baumwolle in Ballen lag, und so möge er sie bis nach Burg Ringstetten führen; der Ritter wolle den Zug zu Pferde begleiten. Aber das Roß schien von seinem vorigen Toben zu erschöpft, um noch seinen Herrn so weit zu tragen, weshalb diesem der Kärrner zuredete, mit Bertalden in den Wagen zu steigen; das Pferd könne man ja hinten anbinden. — „Es geht bergunter", sagte er, „und da wird's meinen Schimmeln leicht." — Der Ritter nahm dies Erbieten an, er bestieg mit Bertalden den Wagen, der Hengst folgte geduldig nach, und rüstig und achtsam schritt der Fuhrmann beiher.

In der Stille der tiefer dunkelnden Nacht, aus der das Gewitter immer ferner und schweigsamer abdonnerte, in dem behaglichen Gefühl der Sicher-

heit und des bequemen Fortkommens entspann sich zwischen Huldbrand und Bertalda ein trauliches Gespräch. Mit schmeichelnden Worten schalt er sie um ihr trotziges Flüchten; mit Demut und Rührung entschuldigte sie sich, und aus allem, was sie sprach, leuchtete es hervor gleich einer Lampe, die dem Geliebten zwischen Nacht und Geheimnis kundgibt, die Geliebte harre noch sein. Der Ritter fühlte den Sinn dieser Reden weit mehr, als daß er auf die Bedeutung der Worte achtgegeben hätte, und antwortete auch einzig auf jenen. Da rief der Fuhrmann plötzlich mit kreischender Stimme: „Hoch, ihr Schimmel! Hoch den Fuß! Nehmt euch zusammen, Schimmel, denkt hübsch, was ihr seid!" — Der Ritter beugte sich aus dem Wagen und sah, wie die Pferde mitten im schäumenden Wasser dahinschritten oder fast schon schwammen, des Wagens Räder wie Mühlenräder blinkten und rauschten, der Kärrner vor der wachsenden Flut auf das Fuhrwerk gestiegen war. — „Was soll das für ein Weg sein? Der geht ja mitten in den Strom!" rief Huldbrand seinem Führer zu. — „Nein, Herr", lachte dieser zurück; „es ist grad umgekehrt; der Strom geht mitten in unsern Weg. Seht Euch nur um, wie alles übergetreten ist!"

In der Tat wogte und rauschte der ganze Talgrund von plötzlich empörten, sichtbar steigenden Wellen. „Das ist der Kühleborn, der böse Wassermir, der uns ersäufen will!" rief der Ritter. „Weißt du kein Sprüchlein wider ihn, Gesell?" — „Ich wüßt wohl eins", sagte der Fuhrmann, „aber ich kann und mag es nicht eher brauchen, als bis Ihr wißt, wer ich bin." — „Ist es hier Zeit zu Rätseln?" schrie der Ritter. „Die Flut steigt immer höher, und was geht es mich an, zu wissen, wer du bist?" — „Es geht Euch aber doch was an", sagte der Fuhrmann, „denn ich bin Kühleborn." — Damit lachte er verzerrten Antlitzes zum Wagen herein, aber der Wagen blieb nicht Wagen mehr, die Schimmel nicht Schimmel; alles verschäumte, verrann in zischenden Wogen, und selbst der Fuhrmann bäumte sich als eine riesige Welle empor, riß den vergeblich arbeitenden Hengst unter die Gewässer hinab und wuchs dann wieder und wuchs über den Häuptern des schwimmenden Paares wie zu einem feuchten Turme an, und wollte sie eben rettungslos begraben. —

Da scholl Undinens anmutige Stimme durch das Getöse hin; der Mond trat aus den Wolken, und mit ihm ward Undine auf den Höhen des Talgrundes sichtbar. Sie schalt, sie drohte in die Fluten hinab, die drohende Turmeswoge verschwand murrend und murmelnd; leise rannen die Wasser

im Mondglanze dahin, und wie eine weiße Taube sah man Undinen von der Höhe hinabtauchen, den Ritter und Bertalden erfassen und mit sich nach einem frischen grünen Rasenfleck auf der Höhe emporheben, wo sie mit ausgesuchten Labungen Ohnmacht und Schrecken vertrieb; dann half sie Bertalden zu dem weißen Zelter, der sie selbst hergetragen hatte, hinaufheben, und so gelangten alle dreie nach Burg Ringstetten zurück.

Fünfzehntes Kapitel

Die Reise nach Wien

Es lebte sich seit der letztern Begebenheit still und ruhig auf dem Schloß. Der Ritter erkannte mehr und mehr seiner Frauen himmlische Güte, die sich durch ihr Nacheilen und Retten im Schwarztale, wo Kühleborns Gewalt wieder anging, so herrlich offenbart hatte; Undine selbst empfand den Frieden und die Sicherheit, deren ein Gemüt nie ermangelt, solange es mit Besonnenheit fühlt, daß es auf dem rechten Wege sei, und zudem gingen ihr in der neu erwachenden Liebe und Achtung ihres Ehemannes vielfache Schimmer der Hoffnung und Freude auf. Bertalda hingegen zeigte sich dankbar, demütig und scheu, ohne daß sie wieder diese Äußerungen als etwas Verdienstliches angeschlagen hätte. So oft ihr eines der Eheleute über die Verdeckung des Brunnens oder über die Abenteuer im Schwarztal irgend etwas Erklärendes sagen wollte, bat sie inbrünstig, man möge sie damit verschonen, weil sie wegen des Brunnens allzu viele Beschämung und wegen des Schwarztales allzu viele Schrecken empfinde. Sie erfuhr daher auch von beiden weiter nichts; und wozu schien es auch nötig zu sein? Der Friede und die Freude hatten ja ihren sichtbaren Wohnsitz in Burg Ringstetten genommen. Man ward darüber ganz sicher und meinte, nun könne das Leben gar nichts mehr tragen als anmutige Blumen und Früchte.

In so erlabenden Verhältnissen war der Winter gekommen und vorübergegangen, und der Frühling sah mit seinen hellgrünen Sprossen und seinem lichtblauen Himmel zu den fröhlichen Menschen herein. Ihm war zumute wie ihnen, und ihnen wie ihm. Was Wunder, daß seine Störche und Schwalben auch in ihnen die Reiselust anregten! Während sie einmal nach den Donauquellen hinab lustwandelten, erzählte Huldbrand von der

Herrlichkeit des edlen Stromes, und wie er wachsend durch gesegnete Länder fließe, wie das köstliche Wien an seinen Ufern emporglänze, und er überhaupt mit jedem Schritte seiner Fahrt an Macht und Lieblichkeit gewinne. — „Es müßte herrlich sein, ihn so bis Wien einmal hinabzufahren!" brach Bertalda aus, aber gleich darauf in ihre jetzige Demut und Bescheidenheit zurückgesunken, schwieg sie errötend still. Ebendies rührte Undinen sehr, und im lebhaftesten Wunsch, der lieben Freundin eine Lust zu machen, sagte sie: „Wer hindert uns denn, die Reise anzutreten?" — Bertalda hüpfte vor Freuden in die Höhe, und die beiden Frauen begannen sogleich, sich die anmutige Donaufahrt mit den allerhellsten Farben vor die Sinne zu rufen. Auch Huldbrand stimmte fröhlich darin ein; nur sagte er einmal besorgt Undinen ins Ohr: „Aber weiterhin ist Kühleborn wieder gewaltig!" — „Laß ihn nur kommen", entgegnete sie lachend; „ich bin ja dabei, und vor mir wagt er sich mit keinem Unheil hervor." — Damit war das letzte Hindernis gehoben, man rüstete sich zur Fahrt und trat sie alsbald mit frischem Mut und den heitersten Hoffnungen an.

Wundert euch aber nur nicht, ihr Menschen, wenn es dann immer ganz anders kommt, als man gemeint hat. Die tückische Macht, die lauert, uns zu verderben, singt ihr auserkorenes Opfer gern mit süßen Liedern und goldnen Märchen in den Schlaf. Dagegen pocht der rettende Himmelsbote oftmals scharf und erschreckend an unsre Tür.

Sie waren die ersten Tage ihrer Donaufahrt hindurch außerordentlich vergnügt gewesen. Es ward auch alles immer besser und schöner, so wie sie den stolzer flutenden Strom weiter hinunterschifften. Aber in einer sonst höchst anmutigen Gegend, von deren erfreulichem Anblick sie sich die beste Freude versprochen hatten, fing der unbändige Kühleborn ganz unverhohlen an, seine hier eingreifende Macht zu zeigen. Es blieben zwar bloß Neckereien, weil Undine oftmals in die empörten Wellen oder in die hemmenden Winde hinein schalt und sich dann die Gewalt des Feindseligen augenblicklich in Demut ergab; aber wieder kamen die Angriffe, und wieder brauchte es der Mahnung Undinens, so daß die Lustigkeit der kleinen Reisegesellschaft eine gänzliche Störung erlitt. Dabei zischelten sich noch immer die Fährleute zagend in die Ohren und sahen mißtrauisch auf die drei Herrschaften, deren Diener selbsten mehr und mehr etwas Unheimliches zu ahnen begannen und ihre Gebieter mit seltsamen Blicken verfolgten. Huldbrand sagte öfters bei sich im stillen Gemüte: „Das kommt davon, wenn gleich sich

nicht zu gleich gesellt, wenn Mensch und Meerfräulein ein wunderliches Bündnis schließen. — Sich entschuldigend, wie wir es denn überhaupt lieben, dachte er freilich oftmals dabei: „Ich hab' es ja nicht gewußt, daß sie ein Meerfräulein war. Mein ist das Unheil, das jeden meiner Schritte durch der tollen Verwandtschaft Grillen bannt und stört, aber mein ist nicht die Schuld." — Durch solcherlei Gedanken fühlte er sich einigermaßen gestärkt, aber dagegen ward er immer verdrießlicher, ja, feindseliger wider Undinen gestimmt. Er sah sie schon mit mürrischen Blicken an, und die arme Frau verstand deren Bedeutung wohl. Dadurch und durch die beständige Anstrengung wider Kühleborns Listen erschöpft, sank sie gegen Abend, von der sanft gleitenden Barke angenehm gewiegt, in einen tiefen Schlaf.

Kaum aber, daß sie die Augen geschlossen hatte, so wähnte jedermann im Schiffe nach der Seite, wo er grade hinaussah, ein ganz abscheuliches Menschenhaupt zu erblicken, das sich aus den Wellen emporhob, nicht wie das eines Schwimmenden, sondern ganz senkrecht, wie auf den Wasserspiegel grade eingepfählt, aber mitschwimmend, so wie die Barke schwamm. Jeder wollte dem andern zeigen, was ihn erschreckte, und jeder fand zwar auf des andern Gesichte das gleiche Entsetzen, Hand und Auge aber nach einer andern Richtung hinzeigend, als wo ihm selbst das halb lachende, halb dräuende Scheusal vor Augen stand. Wie sie sich nun aber einander darüber verständigen wollten, und alles rief: „Sieh dorthin, nein, dorthin!" da wurden jedwedem die Greuelbilder aller sichtbar, und die ganze Flut um das Schiff her wimmelte von den entsetzlichsten Gestalten. Von dem Geschrei, das sich darüber erhob, erwachte Undine. Vor ihren aufgehenden Augenlichtern verschwand der mißgeschaffnen Gesichter tolle Schar. Aber Huldbrand war empört über so viele häßliche Gaukeleien. Er wäre in wilde Verwünschungen ausgebrochen, nur daß Undine mit den demütigsten Blicken und ganz leise bittend sagte: „Um Gott, mein Eheherr, wir sind auf den Fluten; zürne jetzt nicht auf mich!" — Der Ritter schwieg, setzte sich und versank in tiefes Nachdenken. Undine sagte ihm ins Ohr: „Wär' es nicht besser, mein Liebling, wir ließen die törichte Reise und kehrten nach Burg Ringstetten in Frieden zurück?" — Aber Huldbrand murmelte feindselig: „Also ein Gefangner soll ich sein auf meiner eigenen Burg und atmen nur können, solange der Brunnen zu ist? So wollt' ich, daß die tolle Verwandtschaft —" Da drückte Undine schmeichelnd ihre schöne Hand auf seine

Lippen. Er schwieg auch und hielt sich still, so manches, was ihm Undine früher gesagt hatte, erwägend.

Indessen hatte Bertalda sich allerhand seltsam umschweifenden Gedanken überlassen. Sie wußte vieles von Undinens Herkommen, und doch nicht alles, und vorzüglich war ihr der furchtbare Kühleborn ein schreckliches, aber noch immer ganz dunkles Rätsel geblieben, so daß sie nicht einmal seinen Namen je vernommen hatte. Über alle diese wunderlichen Dinge nachsinnend, knüpfte sie, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, ein goldnes Halsband los, welches ihr Huldbrand auf einer der letzten Tagereisen von einem herumziehenden Handelsmann gekauft hatte, und ließ es dicht über der Oberfläche des Flusses spielen, sich halb träumend an dem lichten Schimmer ergötzend, den es in die abendhellen Gewässer warf. Da griff plötzlich eine große Hand aus der Donau herauf, erfaßte das Halsband und fuhr damit unter die Fluten. Bertalda schrie laut auf, und ein höhnisches Gelächter schallte aus den Tiefen des Stromes drein. Nun hielt sich des Ritters Zorn nicht länger. Aufspringend schalt er in die Gewässer hinein, verwünschte alle, die sich in seine Verwandtschaft und sein Leben drängen wollten, und forderte sie auf, Nix oder Sirene, sich vor sein blankes Schwert zu stellen. Bertalda weinte indes um den verlorenen, ihr so innig lieben Schmuck und goß mit ihren Tränen Öl in des Ritters Zorn, während Undine ihre Hand über den Schiffesbord in die Wellen getaucht hielt, in einem fort sacht vor sich hin murmelnd und nur manchmal ihr seltsamheimliches Geflüster unterbrechend, indem sie bittend zu ihrem Ehherrn sprach: „Mein Herzlichlieber, hier schilt mich nicht, schilt alles, was du willst, aber hier mich nicht! Du weißt ja." — Und wirklich enthielt sich seine vor Zorn stammelnde Zunge noch jedes Wortes unmittelbar wider sie. Da brachte sie mit der feuchten Hand, die sie unter den Wogen gehalten hatte, ein wunderschönes Korallenhalsband hervor, so herrlich blitzend, daß allen davon die Augen fast geblendet wurden. „Nimm hin", sagte sie, es Bertalden freundlich hinhaltend, „das hab' ich dir zum Ersatz bringen lassen, und sei nicht weiter betrübt, du armes Kind." — Aber der Ritter sprang dazwischen. Er riß den schönen Schmuck Undinen aus der Hand, schleuderte ihn wieder in den Fluß und schrie wutentbrannt: „So hast du denn immer Verbindung mit ihnen? Bleib bei ihnen in aller Hexen Namen mit all deinen Geschenken und laß uns Menschen zufrieden, Gauklerin du!" — Starren, aber tränenströmenden Blickes sah ihn die arme Undine an, noch

immer die Hand ausgestreckt, mit welcher sie Bertalden ihr hübsches Geschenk so freundlich hatte hinreichen wollen. Dann fing sie immer herzlicher an zu weinen, wie ein recht unverschuldet und recht bitterlich gekränktes liebes Kind. Endlich sagte sie ganz matt: „Ach, holder Freund, ach, lebe wohl! Sie sollen dir nichts tun; nur bleibe treu, daß ich sie dir abwehren kann. Ach, aber fort muß ich, muß fort auf diese ganze junge Lebenszeit. O weh, o weh, was hast du angerichtet! O weh, o weh!"

Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. — Stieg sie hinüber in die Flut, verströmte sie darin, man wußt' es nicht, es war wie beides und wie keins. Bald aber war sie in die Donau ganz verronnen; nur flüsterten noch kleine Wellchen schluchzend um den Kahn, und fast vernehmlich war's, als sprächen sie: O weh, o weh! Ach, bleibe treu! O weh! —

Huldbrand aber lag in heißen Tränen auf dem Verdecke des Schiffes, und eine tiefe Ohnmacht hüllte den Unglücklichen bald in ihre mildernden Schleier ein.

Sechzehntes Kapitel

Von Huldbrands fürderm Ergehen

Soll man sagen: leider, oder: zum Glück, daß es mit unsrer Trauer keinen rechten Bestand hat? Ich meine, mit unsrer so recht tiefen und aus dem Borne des Lebens schöpfenden Trauer, die mit dem verlornen Geliebten so eines wird, daß es ihr nicht mehr verloren ist, und sie ein geweihtes Priestertum an seinem Bilde durch das ganze Leben durchführen will, bis die Schranke, die ihm gefallen ist, auch uns zerfällt. Freilich bleiben wohl gute Menschen wirklich solche Priester, aber es ist doch nicht die erste, rechte Trauer mehr. Andre, fremdartige Bilder haben sich dazwischengedrängt; wir erfahren endlich die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge sogar an unserm Schmerz, und so muß ich denn sagen: Leider, daß es mit unsrer Trauer keinen rechten Bestand hat!

Der Herr von Ringstetten erfuhr das auch; ob zu seinem Heile, werden wir im Verfolg dieser Geschichte hören. Anfänglich konnte er nichts, als immer recht bitterlich weinen, wie die arme freundliche Undine geweint hatte, als er ihr den blanken Schmuck aus der Hand riß, mit dem sie alles so schön und gut machen wollte. Und dann streckte er die Hand aus, wie sie es getan hatte, und weinte immer wieder von neuem, wie sie. Er hegte die

heimliche Hoffnung, endlich auch ganz in Tränen zu verrinnen; und ist nicht selbst manchem von uns andern in großem Leide der ähnliche Gedanke mit schmerzender Lust durch den Sinn gezogen? Bertalda weinte mit, und sie lebten lange ganz still beieinander auf Burg Ringstetten, Undinens Andenken feiernd und der ehemaligen Neigung fast gänzlich vergessen habend. Dafür kam auch um diese Zeit oftmals die gute Undine zu Huldbrands Träumen; sie streichelte ihn sanft und freundlich und ging dann still weinend wieder fort, so daß er im Erwachen oftmals nicht recht wußte, wovon seine Wangen so naß waren: kam es von ihren oder bloß von seinen Tränen?

Die Traumgesichte wurden aber mit der Zeit seltner, der Gram des Ritters matter; und dennoch hätte er vielleicht nie in seinem Leben einen andern Wunsch gehegt, als so stille fort Undinens zu gedenken und von ihr zu sprechen, wäre nicht der alte Fischer unvermutet auf dem Schloß erschienen und hätte Bertalden nun alles Ernstes als sein Kind zurücke geheischt. Undinens Verschwinden war ihm kund geworden, und er wollte es nicht länger zugeben, daß Bertalda bei dem unverehlichten Herrn auf der Burg verweile. — „Denn, ob meine Tochter mich lieb hat oder nicht", sprach er, „will ich jetzt gar nicht wissen; aber die Ehrbarkeit ist im Spiel, und wo die spricht, hat nichts andres mehr mitzureden."

Diese Gesinnung des alten Fischers und die Einsamkeit, die den Ritter aus allen Sälen und Gängen der verödeten Burg schauerlich nach Bertaldens Abreise zu erfassen drohte, brachten zum Ausbruch, was früher entschlummert und in dem Gram über Undinen ganz vergessen war: die Neigung Huldbrands für die schöne Bertalda. Der Fischer hatte vieles gegen die vorgeschlagne Heirat einzuwenden. Undine war dem alten Manne sehr lieb gewesen, und er meinte, man wisse ja noch kaum, ob die liebe Verschwundne recht eigentlich tot sei. Liege aber ihr Leichnam wirklich starr und kalt auf dem Grunde der Donau oder treibe mit den Fluten ins Weltmeer hinaus, so habe Bertalda an ihrem Tode mit schuld, und nicht gezieme es ihr, an den Platz der armen Verdrängten zu treten. Aber auch den Ritter hatte der Fischer sehr lieb; die Bitten der Tochter, die um vieles sanfter und ergebner geworden war, wie auch ihre Tränen um Undinen kamen dazu, und er mußte wohl endlich seine Einwilligung gegeben haben, denn er blieb ohne Widerrede auf der Burg, und ein Eilbote ward abgesandt, den Pater Heilmann, der in frühern, glücklichen Tagen Undinen

und Huldbranden eingesegnet hatte, zur zweiten Trauung des Ritters nach dem Schlosse zu holen.

Der fromme Mann aber hatte kaum den Brief des Herrn von Ringstetten durchlesen, so machte er sich in noch viel größerer Eile nach dem Schlosse auf den Weg, als der Bote von dorten zu ihm gekommen war. Wenn ihm auf dem schnellen Gange der Odem fehlte, oder die alten Glieder schmerzten vor Müdigkeit, pflegte er zu sich selber zu sagen: „Vielleicht ist noch Unrecht zu hindern; sinke nicht eher als am Ziele, du verdorrter Leib!" — Und mit erneuter Kraft riß er sich alsdann auf und wallte und wallte ohne Rast und Ruh, bis er eines Abends spät in den belaubten Hof der Burg Ringstetten eintrat.

Die Brautleute saßen Arm in Arm unter den Bäumen, der alte Fischer nachdenklich neben ihnen. Kaum nun, daß sie den Pater Heilmann erkannten, so sprangen sie auf und drängten sich bewillkommnend um ihn her. Aber er, ohne viele Worte zu machen, wollte den Bräutigam mit sich in die Burg ziehn. Als indessen dieser staunte und zögerte, den ernsten Winken zu gehorchen, sagte der fromme Geistliche: „Was halte ich mich denn lange dabei auf, Euch in Geheim sprechen zu wollen, Herr von Ringstetten? Was ich zu sagen habe, geht Bertalden und den Fischer ebensogut mit an, und was einer doch irgendeinmal hören muß, mag er lieber gleich so bald hören, als es nur möglich ist. Seid Ihr denn so gar gewiß, Ritter Huldbrand, daß Eure erste Gattin wirklich gestorben ist? Mir kommt es kaum so vor. Ich will zwar weiter nichts darüber sprechen, welch' eine wundersame Bewandtnis es mit ihr gehabt haben mag, weiß auch davon nichts Gewisses. Aber ein frommes, vielgetreues Weib war sie, so viel ist außer allem Zweifel. Und seit vierzehn Nächten hat sie in Träumen an meinem Bette gestanden, ängstlich die zarten Händlein ringend und in einem fort seufzend: ‚Ach, hindr' ihn, lieber Vater! Ich lebe noch! Ach, rett' ihm den Leib! Ach, rett' ihm die Seele!' — Ich verstand nicht, was das Nachtgesicht haben wollte; da kam Euer Bote, und nun eilt' ich hierher, nicht zu trauen, wohl aber zu trennen, was nicht zusammengehören darf. Laß von ihr, Huldbrand! Laß von ihm, Bertalda! Er gehört noch einer andern, und siehst du nicht den Gram um die verschwundene Gattin auf seinen bleichen Wangen? So sieht kein Bräutigam aus, und der Geist sagt es mir: Ob du ihn auch nicht lässest, doch nimmer wirst du sein froh."

Die dreie empfanden im innersten Herzen, daß der Pater Heilmann die

Wahrheit sprach, aber sie wollten es nun einmal nicht glauben. Selbst der alte Fischer war nun bereits so betört, daß er meinte, anders könne es gar nicht kommen, als sie es in diesen Tagen ja schon oft miteinander besprochen hätten. Daher stritten sie denn alle mit einer wilden, trüben Hast gegen des Geistlichen Warnungen, bis dieser sich endlich kopfschüttelnd und traurig aus der Burg entfernte, ohne die dargebotne Herberge auch nur für diese Nacht annehmen zu wollen oder irgendeine der herbeigeholten Labungen zu genießen. Huldbrand aber überredete sich, der Geistliche sei ein Grillenfänger, und sandte mit Tagesanbruch nach einem Pater aus dem nächsten Kloster, der auch ohne Weigerung verhieß, die Einsegnung in wenigen Tagen zu vollziehen.

Siebzehntes Kapitel

Des Ritters Traum

Es war zwischen Morgendämmrung und Nacht, da lag der Ritter halb wachend, halb schlafend auf seinem Lager. Wenn er vollends einschlummern wollte, war es, als stände ihm ein Schrecken entgegen und scheuchte ihn zurück, weil es Gespenster gäbe im Schlaf. Dachte er aber sich alles Ernstes zu ermuntern, so wehte es um ihn her wie mit Schwanenfittichen und mit schmeichelndem Wogenklang, davon er allemal wieder in den zweifelhaften Zustand, angenehm betört, zurücke taumelte. Endlich aber mochte er doch wohl ganz entschlafen sein, denn es kam ihm vor, als ergreife ihn das Schwanengesäusel auf ordentlichen Fittichen und trage ihn weit fort über Land und See und singe immer aufs anmutigste dazu. — „Schwanenklang, Schwanensang", mußte er immerfort zu sich selbst sagen, „das bedeutet ja wohl den Tod." — Aber es hatte vermutlich noch eine andre Bedeutung. Ihm ward nämlich auf einmal, als schwebe er über dem Mittelländischen Meer. Ein Schwan sang ihm gar tönend in die Ohren, dies sei das Mittelländische Meer. Und während er in die Fluten hinuntersah, wurden sie zu lauterm Kristalle, daß er hineinschauen konnte bis auf den Grund. Er freute sich sehr darüber, denn er konnte Undinen sehn, wie sie unter den hellen Kristallgewölben saß. Freilich weinte sie sehr und sahe viel betrübter aus als in den glücklichen Zeiten, die sie auf Burg Ringstetten miteinander verlebt hatten, vorzüglich zu Anfang, und auch nachher,

kurz ehe sie die unselige Donaufahrt begannen. Der Ritter mußte an alle das sehr ausführlich und innig denken, aber es schien nicht, als werde Undine seiner gewahr. Indessen war Kühleborn zu ihr getreten und wollte sie über ihr Weinen ausschelten. Da nahm sie sich zusammen und sah ihn vornehm und gebietend an, daß er fast davor erschrak. „Wenn ich hier auch unter den Wassern wohne", sagte sie, „so hab' ich doch meine Seele mit heruntergebracht. Und darum darf ich wohl weinen, wenn du auch gar nicht erraten kannst, was solche Tränen sind. Auch die sind selig, wie alles selig ist dem, in welchem treue Seele lebt." — Er schüttelte ungläubig mit dem Kopfe und sagte nach einigem Besinnen: „Und doch, Nichte, seid Ihr unseren Elementargesetzen unterworfen, und doch müßt Ihr ihn richtend ums Leben bringen, dafern er sich wieder verehlicht und Euch untreu wird." — „Er ist noch bis diese Stunde ein Witwer", sagte Undine, „und hat mich aus traurigem Herzen lieb." — „Zugleich ist er aber auch ein Bräutigam", lachte Kühleborn höhnisch, „und laßt nur erst ein paar Tage hingehn, dann ist die priesterliche Einsegnung erfolgt, und dann müßt Ihr doch zu des Zweiweibrigen Tode hinauf." — „Ich kann ja nicht", lächelte Undine zurück. „Ich habe ja den Brunnen versiegelt, für mich und meinesgleichen fest." — „Aber wenn er von seiner Burg geht", sagte Kühleborn, „oder wenn er einmal den Brunnen wieder öffnen läßt! Denn er denkt gewiß blutwenig an alle diese Dinge." — „Ebendeshalb", sprach Undine und lächelte noch immer unter ihren Tränen, „ebendeshalb schwebt er jetzt eben im Geiste über dem Mittelmeer und träumt zur Warnung dies unser Gespräch. Ich hab' es wohlbedächtlich so eingerichtet." — Da sah Kühleborn ingrimmig zu dem Ritter hinauf, dräuete, stampfte mit den Füßen und schoß gleich darauf pfeilschnell unter den Wellen fort. Es war, als schwelle er vor Bosheit zu einem Walfisch auf. Die Schwäne begannen wieder zu tönen, zu fächeln, zu fliegen; dem Ritter war es, als schwebe er über Alpen und Ströme hin, schwebe endlich zur Burg Ringstetten herein und erwache auf seinem Lager.

Wirklich erwachte er auf seinem Lager, und eben trat sein Knappe herein und berichtete ihm, der Pater Heilmann weile noch immer hier in der Gegend; er habe ihn gestern zu Nacht im Forste getroffen unter einer Hütte, die er sich von Baumästen zusammengebogen habe und mit Moos und Reisig belegt. Auf die Frage, was er denn hier mache, denn einsegnen wolle er ja doch nicht, sei die Antwort gewesen: „Es gibt noch andre Einsegnungen als die am Traualtar, und bin ich nicht zur Hochzeit gekommen, so kann es

ja doch zu einer andern Feier gewesen sein. Man muß alles abwarten. Zudem ist ja Trauen und Trauern gar nicht so weit auseinander, und wer sich nicht mutwillig verblendet, sieht es wohl ein."

Der Ritter machte sich allerhand wunderliche Gedanken über diese Worte und über seinen Traum. Aber es hält sehr schwer, ein Ding zu hintertreiben, was sich der Mensch einmal als gewiß in den Kopf gesetzt hat, und so blieb denn auch alles beim alten.

Achtzehntes Kapitel

Wie der Ritter Huldbrand Hochzeit hielt

Wenn ich euch erzählen sollte, wie es bei der Hochzeitfeier auf Burg Ringstetten zuging, so würde euch zumute werden, als sähet ihr eine Menge von blanken und erfreulichen Dingen aufgehäuft, aber drüberhin einen schwarzen Trauerflor gebreitet, aus dessen verdunkelnder Hülle hervor die ganze Herrlichkeit minder einer Lust gliche als einem Spott über die Nichtigkeit aller irdischen Freuden. Es war nicht etwa, daß irgendein gespenstiges Unwesen die festliche Geselligkeit verstört hätte, denn wir wissen ja, daß die Burg vor den Spukereien der dräuenden Wassergeister eine gefreite Stätte war. Aber es war dem Ritter und dem Fischer und allen Gästen zumut, als fehle noch die Hauptperson bei dem Feste, und als müsse diese Hauptperson die allgeliebte, freundliche Undine sein. Sooft eine Tür aufging, starrten aller Augen unwillkürlich dahin, und wenn es dann weiter nichts war, als der Hausmeister mit neuen Schüsseln oder der Schenk mit einem Trunk noch edlern Weines, blickte man wieder trüb vor sich hin, und die Funken, die etwa hin und her von Scherz und Freude aufgeblitzt waren, erloschen in dem Tau wehmütigen Erinnerns. Die Braut war von allen die leichtsinnigste und daher auch die vergnügteste; aber selbst ihr kam es bisweilen wunderlich vor, daß sie in dem grünen Kranze und den goldgestickten Kleidern an der Oberstelle der Tafel sitze, während Undine als Leichnam starr und kalt auf dem Grunde der Donau liege oder mit den Fluten forttreibe ins Weltmeer hinaus. Denn seit ihr Vater ähnliche Worte gesprochen hatte, klangen sie ihr immer vor den Ohren und wollten vorzüglich heute weder wanken noch weichen.

Die Gesellschaft verlor sich bei kaum eingebrochener Nacht, nicht aufgelöst durch des Bräutigams hoffende Ungeduld, wie sonsten Hochzeitversammlungen, sondern nur ganz trüb und schwer auseinandergedrückt durch freudlose Schwermut und Unheil kündende Ahnungen. Bertalda ging mit ihren Frauen, der Ritter mit seinen Dienern, sich auszukleiden; von dem scherzend-fröhlichen Geleit der Jungfrauen und Junggesellen bei Braut und Bräutigam war an diesem trüben Feste die Rede nicht.

Bertalda wollte sich aufheitern; sie ließ einen prächtigen Schmuck, den Huldbrand ihr geschenkt hatte, samt reichen Gewanden und Schleiern vor sich ausbreiten, ihren morgenden Anzug aufs schönste und heiterste daraus zu wählen. Ihre Dienerinnen freuten sich des Anlasses, vieles und Fröhliches der jungen Herrin vorzusprechen, wobei sie nicht ermangelten, die Schönheit der Neuvermählten mit den lebhaftesten Worten zu preisen. Man vertiefte sich mehr und mehr in diese Betrachtungen, bis endlich Bertalda, in einen Spiegel blickend, seufzte: „Ach, aber seht ihr wohl die werdenden Sommersprossen hier seitwärts am Halse?" — Sie sahen hin und fanden es freilich, wie es die schöne Herrin gesagt hatte, aber ein liebliches Mal nannten sie's, einen kleinen Flecken, der die Weiße der zarten Haut noch erhöhe. Bertalda schüttelte den Kopf und meinte, ein Makel bleib' es doch immer. — „Und ich könnt' es los sein!" seufzte sie endlich. „Aber der Schloßbrunnen ist zu, aus dem ich sonst immer das köstliche, hautreinigende Wasser schöpfen ließ. Wenn ich doch heut nur eine Flasche davon hätte!" — „Ist es nur das?" lachte die behende Dienerin und schlüpfte aus dem Gemach. — „Sie wird doch nicht so toll sein", fragte Bertalda wohlgefällig erstaunt, „noch heut abend den Brunnenstein abwälzen zu lassen?" — Da hörte man bereits, daß Männer über den Hof gingen, und konnte aus dem Fenster sehn, wie die gefällige Dienerin sie grade auf den Brunnen los führte, und sie Hebebäume und andres Werkzeug auf den Schultern trugen. — „Es ist freilich mein Wille", lächelte Bertalda; „wenn es nur nicht zu lange währt." — Und froh im Gefühl, daß ein Wink von ihr jetzt vermöge, was ihr vormals so schmerzhaft geweigert worden war, schaute sie auf die Arbeit in den mondhellen Burghof hinab.

Die Männer hoben mit Anstrengung an dem großen Stein; bisweilen seufzte wohl einer dabei, sich erinnernd, daß man hier der geliebten vorigen Herrin Werk zerstöre. Aber die Arbeit ging übrigens viel leichter, als

man gemeint hatte. Es war, als hülfe eine Kraft aus dem Brunnen heraus den Stein emporbringen. — „Es ist ja", sagten die Arbeiter erstaunt zueinander, „als wäre das Wasser drinnen zum Springborne worden." — Und mehr und mehr hob sich der Stein, und fast ohne Beistand der Werkleute rollte er langsam mit dumpfem Schallen auf das Pflaster hin. Aber aus des Brunnens Öffnung stieg es gleich einer weißen Wassersäule feierlich herauf; sie dachten erst, es würde mit dem Springbrunnen Ernst, bis sie gewahrten, daß die aufsteigende Gestalt ein bleiches, weißverschleiertes Weibsbild war. Das weinte bitterlich, das hob die Hände ängstlich ringend über das Haupt und schritt mit langsam-ernstem Gange nach dem Schloßgebäu. Auseinander stob das Burggesind vom Brunnen fort; bleich stand, entsetzensstarr, mit ihren Dienerinnen die Braut am Fenster. Als die Gestalt nun dicht unter deren Kammern hinschritt, schaute sie winselnd nach ihr empor, und Bertalda meinte, unter dem Schleier Undinens bleiche Gesichtszüge zu erkennen. Vorüber aber zog die Jammernde schwer, gezwungen, zögernd, wie zum Hochgericht. Bertalda schrie, man solle den Ritter rufen; es wagte sich keine der Zofen aus der Stelle, und auch die Braut selber verstummte wieder, wie vor ihrem eigenen Laut erbebend.

Während jene noch immer bang am Fenster standen, wie Bildsäulen regungslos, war die seltsame Wandrerin in die Burg gelangt, die wohlbekannten Treppen hinauf, die wohlbekannten Hallen durch, immer in ihren Tränen still. Ach, wie so anders war sie einstens hier umhergewandelt!

Der Ritter aber hatte seine Diener entlassen. Halb ausgekleidet, im betrübten Sinnen stand er vor einem großen Spiegel; die Kerze brannte dunkel neben ihm. Da klopfte es an die Türe mit leisem, leisem Finger. Undine hatte sonst wohl so geklopft, wenn sie ihn freundlich necken wollte. — „Es ist alles nur Phantasterei!" sagte er zu sich selbst. „Ich muß ins Hochzeitbett." — „Das mußt du, aber in ein kaltes!" hörte er eine weinende Stimme draußen vor dem Gemache sagen, und dann sah er im Spiegel, wie die Türe aufging, langsam, langsam, und wie die weiße Wandrerin hereintrat und sittig das Schloß wieder hinter sich zudrückte. — „Sie haben den Brunnen aufgemacht", sagte sie leise, „und nun bin ich hier, und nun mußt du sterben." — Er fühlte in seinem stockenden Herzen, daß es auch gar nicht

anders sein könne, deckte aber die Hände über die Augen und sagte: „Mache mich nicht in meiner Todesstunde durch Schrecken toll. Wenn du ein entsetzliches Antlitz hinter dem Schleier trägst, so lüfte ihn nicht und richte mich, ohne daß ich dich schaue." — „Ach", entgegnete die Wandrerin, „willst du mich denn nicht noch ein einziges Mal sehn? Ich bin schön, wie als du auf der Seespitze um mich warbst." — „O wenn das wäre!" seufzte Huldbrand, „und wenn ich sterben dürfte an einem Kusse von dir!" — „Recht gern, mein Liebling", sagte sie. Und ihren Schleier schlug sie zurück, und himmlisch schön lächelte ihr holdes Antlitz daraus hervor. Bebend vor Liebe und Todesnähe neigte sich der Ritter ihr entgegen; sie küßte ihn mit einem himmlischen Kusse, aber sie ließ ihn nicht mehr los; sie drückte ihn inniger an sich und weinte, als wolle sie ihre Seele fortweinen. Die Tränen drangen in des Ritters Augen und wogten im lieblichen Wehe durch seine Brust, bis ihm endlich der Atem entging und er aus den schönen Armen als ein Leichnam sanft auf die Kissen des Ruhebettes zurücksank.

„Ich habe ihn totgeweint", sagte sie zu einigen Dienern, die ihr im Vorzimmer begegneten, und schritt durch die Mitte der Erschreckten langsam nach dem Brunnen hinaus.

Neunzehntes Kapitel

Wie der Ritter Huldbrand begraben ward

Der Pater Heilmann war auf das Schloß gekommen, sobald des Herrn von Ringstetten Tod in der Gegend kundgeworden war, und just zur selben Stunde erschien er, wo der Mönch, welcher die unglücklichen Vermählten getraut hatte, von Schreck und Grausen überwältigt, aus den Toren floh. — „Es ist schon recht", entgegnete Heilmann, als man ihm dieses ansagte; „und nun geht mein Amt an, und ich brauche keines Gefährten." — Darauf begann er die Braut, welche zur Witwe worden war, zu trösten, so wenig Frucht es auch in ihrem weltlich-lebhaften Gemüte trug. Der alte Fischer hingegen fand sich, obzwar von Herzen betrübt, weit besser in das Geschick, welches Tochter und Schwiegersohn betroffen hatte, und während Bertalda nicht ablassen konnte, Undinen Mörderin zu schelten und Zauberin, sagte der alte Mann gelassen: „Es konnte nun ein-

mal nicht anders sein. Ich sehe nichts darin als die Gerichte Gottes, und es ist wohl niemandem Huldbrands Tod mehr zu Herzen gegangen, als der, die ihn verhängen mußte, der armen verlaßnen Undine!" — Dabei half er die Begräbnisfeier anordnen, wie es dem Range des Toten geziemte. Dieser sollte in einem Kirchdorfe begraben werden, auf dessen Gottesacker alle Gräber seiner Ahnherren standen, und welches sie, wie er selbst, mit reichlichen Freiheiten und Gaben geehrt hatten. Schild und Helm lagen bereits auf dem Sarge, um mit in die Gruft versenkt zu werden, denn Herr Huldbrand von Ringstetten war als der letzte seines Stammes verstorben; die Trauerleute begannen ihren schmerzvollen Zug, Klagelieder in das heiter-stille Himmelblau hinaufsingend. Heilmann schritt mit einem hohen Kruzifix voran, und die trostlose Bertalda folgte, auf ihren alten Vater gestützt. — Da nahm man plötzlich inmitten der schwarzen Klagefrauen in der Witib Gefolge eine schneeweiße Gestalt wahr, tief verschleiert, und die ihre Hände inbrünstig jammernd emporwand. Die, neben welchen sie ging, kam ein heimliches Grauen an, sie wichen zurück oder seitwärts, durch ihre Bewegung die andern, neben die nun die weiße Fremde zu gehen kam, noch sorglicher erschreckend, so daß schier darob eine Unordnung unter dem Trauergefolge zu entstehen begann. Es waren einige Kriegsleute so dreist, die Gestalt anreden und aus dem Zuge fortweisen zu wollen; aber denen war sie wie unter den Händen fort und ward dennoch gleich wieder mit langsam-feierlichem Schritte unter dem Leichengefolge mitziehend gesehn. Zuletzt kam sie während des beständigen Ausweichens der Dienerinnen bis dicht hinter Bertalda. Nun hielt sie sich höchst langsam in ihrem Gange, so daß die Witib ihrer nicht gewahr ward und sie sehr demütig und sittig hinter dieser ungestört fortwandelte.

Das währte, bis man auf den Kirchhof kam, und der Leichenzug einen Kreis um die offene Grabstätte schloß. Da sah Bertalda die ungebetene Begleiterin, und halb in Zorn, halb in Schreck auffahrend, gebot sie ihr, von der Ruhestätte des Ritters zu weichen. Die Verschleierte aber schüttelte sanft verneinend ihr Haupt und hob die Hände wie zu einer demütigen Bitte gegen Bertalda auf, davon diese sich sehr bewegt fand und mit Tränen daran denken mußte, wie ihr Undine auf der Donau das Korallenhalsband so freundlich hatte schenken wollen. Zudem winkte Pater Heilmann und gebot Stille, da man über dem Leichnam, dessen Hügel sich eben zu häufen begann,

in stiller Andacht beten wolle. Bertalda schwieg und kniete, und alles kniete, und die Totengräber auch, als sie fertig geschaufelt hatten. Da man sich aber wieder erhob, war die weiße Fremde verschwunden; an der Stelle, wo sie geknieet hatte, quoll ein silberhelles Brünnlein aus dem Rasen; das rieselte und rieselte fort, bis es den Grabhügel des Ritters fast ganz umzogen hatte; dann rannte es fürder und ergoß sich in einen stillen Weiher, der zur Seite des Gottesackers lag. Noch in späten Zeiten sollen die Bewohner des Dorfes die Quelle gezeigt und fest die Meinung gehegt haben, dies sei die arme verstoßene Undine, die auf diese Art noch immer mit freundlichen Armen ihren Liebling umfasse.

Anmerkungen

Philipp Otto Runge: Märchen

In Hamburg hat Runge die beiden Märchen, die wir zum Abdrucke bringen, in seiner heimischen, der pommerschen Mundart niedergeschrieben: die einzigen, die uns von ihm bekannt sind. 1808 schickte er sie dem Heidelberger Verleger Zimmer zu, der gerade „Des Knaben Wunderhorn" gedruckt hatte und sie Achim von Arnim für die „Zeitung für Einsiedler" überließ.

Mündlicher Überlieferung hat Runge die Märchen nacherzählt, ohne sich allerdings auf eine bloße Nachschrift zu beschränken. Die Märchen sind mit reifem Kunstverständnis aufgebaut. Ein bewußter Plan läßt sich in ihrer ganzen Gestaltung verfolgen. Tiefste philosophische Gedanken tun sich in ihnen kund, die Runge ja auch in seinen Bildern, besonders den „Tageszeiten", aussprach, wenn er am natürlichen Stoffe der Welt, an Blumen und Kindern, das unendliche Leben der Natur, die tiefsten religiösen Werte und Offenbarungen der Schöpfung in strenger Regelmäßigkeit symbolhaft darzustellen suchte. Menschliches Leben ist mit dem Leben der Natur zu einer Einheit verschmolzen, die jede Handlung, jedes Wollen und Fühlen in einem Teile des Kosmos Widerhall und Antwort im anderen finden läßt. Auch die Mundart hat Runge in bewußter Absicht gewählt. Schon früher hatte er sich in mundartlichen Reimereien gefallen (vgl. seine Versberichte über seine Wanderung durch Dänemark 1800), und aus der Mundart empfangen jetzt die Märchen jenen natürlichen, tiefen Herzenston, der die Redeweise des Volkes mit unerreichter Meisterschaft trifft, und der diese Dichtungen zum Vorbilde für alle späteren Märchensammlungen gemacht hat.

Arnim hat 1808 nur eines der Märchen, den „Machandel-Boom", in seiner „Zeitung" wiedergegeben. Es erschien in den Blättern vom 9. und 12. Juli. Aus Versehen war der Dialekt zuerst als hamburgischer bezeichnet worden; doch wurde dies schon im nächsten Blatte richtiggestellt. Zur Veröffentlichung des zweiten Märchens fand sich die Gelegenheit nicht mehr, da die Einsiedlerzeitung überraschend schnell verstummte. Arnim bewahrte die Manuskripte und teilte sie im folgenden Jahre gleichzeitig den Brüdern Grimm und dem Berliner Germanisten Friedr. Heinr. von der Hagen mit. Eine Abschrift gab dieser an seinen Mitarbeiter Joh. Georg Büsching, der beide Märchen 1812 in seinen „Volks-Sagen, Märchen und Legenden" zum Abdruck brachte. Wenige Wochen

später veröffentlichten dann auch die Brüder Grimm ihre Sammlung, welche die Märchen ebenfalls enthielt.

Doch zeigt sowohl die Sprache als auch die textliche Fassung der Märchen in den beiden Ausgaben große Verschiedenheiten. R. Steig hat die Erklärung gegeben. Während sich Büsching ziemlich genau an die Fassung Runges hielt, hat die Grimmsche Ausgabe starke Eingriffe von seiten des Verlegers Georg Reimer erfahren. Dieser war geborener Pommer und nahm sich darum das Recht, ohne Wissen der Brüder Grimm die Sprache der Märchen zu „verbessern". Doch beließ er es dabei nicht. Auch der Text des noch ungedruckten Märchens vom Fischer und seiner Frau wurde von ihm an einigen Stellen angegriffen. Zur Rechtfertigung seines Verhaltens fügte er nachträglich den Anmerkungen den Hinweis bei, Büsching habe die Märchen „nicht ohne Fehler" drucken lassen. Die Brüder Grimm verurteilten diesen eigenmächtigen Eingriff; trotzdem stellten sie auch in den folgenden Auflagen die ursprüngliche Fassung nicht wieder her. In der 5. Auflage der Märchen (1841) taucht sogar eine völlig neue Fassung auf. Runges Bruder Daniel hatte damals die Briefe und Schriften des gefeierten Malers erscheinen lassen (Hinterlassene Schriften v. Ph. O. Runge, Mahler. Hrg. von dessen ältestem Bruder. Hamburg 1840—41) und dabei die Märchen dem „Hamburgischen Dialekte anbequemt". Doch war auch dies nicht ohne Überarbeitung, nicht ohne eine ungehörige Dehnung des Fischermärchens abgegangen, und die Brüder Grimm hatten seltsamerweise kein Bedenken, Daniel Runge auf diesem Irrwege zu folgen.

Also bieten nicht die Brüder Grimm, sondern Arnim und Büsching die älteren Märchentexte, die denn auch diese Ausgabe wiedergibt. Doch ersetzen auch ihre Texte die ursprüngliche Fassung Runges nicht, sondern treten nur solange an deren Stelle, als die Handschrift Runges noch nicht wieder aufgefunden ist. Daß Arnim nämlich nicht allzu sorgfältig mit den ihm zugesandten Manuskripten verfuhr, ist uns auch aus anderen Fällen bekannt. Vielleicht sind einige Unstimmigkeiten auch als Druckfehler anzusehen. So wird die Rungesche Handschrift z. B. nicht die hochdeutsche Sprachform „Mutter" neben der Dialektform „moder" besessen haben, nicht die Form „maan" neben der häufigeren „Maand", ebenso das Manuskript des Fischermärchens nicht die Doppelform „Water" und „Wader", wie sie sich bei Büsching findet. Auch ein Vergleich der Sprachformen von Arnims Märchendruck und Büschings Druck des Fischermärchens ergibt Verschiedenheiten, und schließlich ist dieser Druck Büschings auch nicht von einfachen Entstellungen frei. J. Bolte (s. u.) hat darauf aufmerksam gemacht und die schlimmsten Verunstaltungen berichtigt; seine Verbesserungsvorschläge sind, soweit sie überzeugen, in den Text aufgenommen worden; beim „Machandel-Boom" wurden die Druckfehlerberichtigungen Pfaffs („Arnims Tröst-Einsamkeit". Freiburg und Tübingen 1883) angenommen. Dazu wurden einige orthographische Unstimmigkeiten beseitigt: „das" und „was" neben

„dat" und „wat", „Bohm" (so im Märchentitel) neben „Boom", „Bader" neben „Vater" in den Versen, „ünner" neben dem häufigeren „unner", ein dreimaliges „un" neben dem sinnvolleren „nu", „Marlenichen" und „benichen" neben „Marleenichen" und „beenichen" im „Machandel-Boom" und „Wader" neben dem häufigeren „Water" und ein einmaliges „do" neben „to" im Fischermärchen. Die Texte sind sonst in ihrer ersten Druckform erhalten geblieben; nur wurden die Redezeichen gleichmäßig eingesetzt. Der Schluß des Fischermärchens wird in seinen Hauptentwicklungsstufen nebeneinandergestellt. Ein Vergleich dieser Stücke läßt die Eigenart der einzelnen Fassungen erkennen.

Literatur: R. Steig: Zur Entwicklungsgeschichte der Märchen und Sagen der Brüder Grimm. Archiv f. d. Studium d. n. Sprachen und Literaturen 107 (1901), S. 277 ff.

J. Bolte und G. Polívka: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. 1. Leipzig 1913.

Von den Machandel-Boom

So der Titel bei Arnim (Bohm ist dabei, vgl. o., in Boom verbessert). Bei Büsching lautet er „Von dem Mahandel Bohm", in der Grimmschen Ausgabe von 1812 „Van den Machandel-Boom", bei Daniel Runge „Von dem Machandelboom". Grimms Ausgabe von 1812 hat die Anmerkung: „Machandel ist Wacholder (nicht Mandel), Marleenken Marianchen, Marie Annchen".

Von den Fischer und syne Fru

So der Titel bei Büsching. Die Grimmsche Ausgabe von 1812 hat den Titel „Von den Fischer un siine Fru", Daniel Runge den Titel „Von dem Fischer un syner Fru".

Büschings Text von 1812

Dar gingen se beede to Bed; awerst se was nich tofreden, un de Girichheet leet eer nich slapen. Se docht jümmer, wat se noch woll waren willt.

Mit des ging de Sünn up; su dacht se, as se se ut den Fenster so herupkamen sach: Kunn ick nich ock de Sünn upgan la-

Text der Brüder Grimm von 1812

...daar gingen se beede to Bed, awerst se was nich tofreden un de Girigkeit leet eer nich slapen, se dacht ümmer, wat se noch wol warden wull.

Mit des ging de Sünn up; ha, dacht se, as se se ut den Finster so herup kamen sach, kann ick nich ook de Sünn upgaan la-

Daniel Runges Text von 1840

...mit des güngen se beyde to Bedd, awerst se wöör nich tofreden, un de Girighait leet se nich slapen, se dachd' jümmer, wat se noch warden wull.

De Mann sleep recht good un fast, he hadd' den Dag veel lopen, de Fru awerst kunn goor nich inslapen, un smeet

ten? Dar wurd se recht so grimmig un stod eeren Mann an: „Mann, ga hen tun Butt! Ick will waren as de lewe Gott.“ De Mann was noch meist in Slap, averst he verschrack sy so, dat he ut dem Bedde feel. „Ach Fru“, sed he, „lla en dy un blive Pobst!“ — „Nee“, sed de Fru, „ik sy nich tofreden und kann dat nich uthallen, wenn ik de Sünn und de Mohn upgehen se un kann se nich upgehn laten; ik mut waren as de lewe Gott.“ — „Ach Fru“, sed de Mann, „dat kann de Butt nich; Kayser un Pobst kann he maken, awerst dat kann he nich.“ — „Mann“, sed se un sach so recht gresig ut, „ik will waren as de lewe Gott. Geh straks hen tum Butt!“

Dar fur dat den Mann in de Gleeder, un he bevt vor Angst. Buten averst ging de Storm, dat all Boime un Felsen umweigten, und de Himmel was gans swart, un dat donnert un blitzt; dar sah man in de See so swarte hoge Wellen as Berge, un hödden baben

ten? daar wurd se recht so grimmig, und stödd eeren Mann an: „Mann ga hen tum Butt, ick will warden, as de lewe Gott!“ De Mann was noch meist im Slaap, averst he verschrack sich so, dat he ut den Bed feel. „Ach! Fru, sed he, gaa in di un bliw Papst.“ — „Ne“, sed de Fru, un reet sich dat Lüvken up, „ick bin nich ruhig, un kan dat nich uthollen, wenn ick de Sünn un de Maan upgaan see, un kan se nich ook upgaan laten, ick möt warden, as de lewe Gott!“ — „Ach Fru“, sed de Mann, „dat kan de Butt nich, Kaiser un Papst kan he maken, awerst dat kan he nich.“ — „Mann“, sed se, un sach so recht gräsig ut, „ick will warden as de lewe Gott, gaa gliik hen to'm Butt.“

Dat fuur den Mann so dörch de Gleder, dat he bewt vör Angst; buten awer ging de Storm, dat alle Böme un Felsen umweigten un de Himmel was gans swart, un dat dunnert un blitzt; daar sach man in de See so swarte hoge Bülgen as Barg' un hadden baben

sik von een' Syd' to der annern de ganße Nacht, un dachd' man jümmer, wat se noch wol warden kunn, un kunn sik doch up niks meer besinnen. — Mit des wull de Sünn' upgaan, un as se dat Morgenrood seeg, richt'd se sik äwer End' im Bedd, un seeg door henin, un as se ut dem Fenster de Sünn' so herup kamen seeg — ha! dachd' se, kunn' ik nich ook de Sünn' un de Maan upgaan laten? — „Mann“, säd' se, un stödd' em mit dem Ellbagen in de Ribben, „waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott!“ — De Mann was noch meist in'n Slaap, awerst he vörschrock sik so, dat he ut dem Bedd' füll. — He meend', he hadd' sik vörhöörd, un reef sik de Ogen ut, un säd': „Ach Fru! wat säd'st du?“ — „Mann“, säd' se, „wenn ik nich de Sünn' un de Maan kann upgaan laten, un mutt dat so anseh'n, dat de Sünn' un de Maan upgaan, ik kann dat nich uthollen, un hebb' kene geruhige Stünd' meer, dat ik se

all eene witte Kron von Schuum up. Da seed he:

„Mandje, Mandje, Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich, as ik woll will."

„Na, wat will se denn?" sed de Butt. „Ach", sed de Mann, „se will waren as de lewe Gott." — „Geh man hen! Se sitt all wedder im P—pott." — Dar sitten se noch hüt up dissen Dag.

all eene witte Kroon von Schuum up, da sed he:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ick wol will."

„Na wat will se den?" sed de Butt. — „Ach!" sed he, „se will warden as de leve Gott." — „Gah man hen, se sit all wedder in'n Pißpott." Daar sitten se noch hüt un dissen Dag.

nich sülwst kann upgaan laten" — do seeg se en so recht gräsig an, dat em so'n Schudder äwerleep — „glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott." — „Ach Fru!" säd' de Mann, un füll vör eer up de Knee, „dat kann de Butt nich. — Kaiser un Paabst kann he maken, ik bidd' dy, sla in dy un blyf Paabst!" — Do köhm se in de Booshait, de Hoor' flögen ehr so wild üm den Kopp, do reet se sik dat Lyfken up, un geef em eens mit dem Foot un schree'd: „ik holl dat nich uut, un holl dat nich länger uut, wult du hengaan?" — Do slöpt he sik de Büxen an un leep wech as unsinnig.

Buten aber güng' de Storm, un bruusde, dat he kuum up den Föten staan kunn, de Hüser un de Bömer waiden üm, un de Baarge beewden, un de Felsenstücken rullden in de See, un de Himmel wöör ganß pickswart, un dat dunnerd' un blitzd', un de See güng' in so hoge swarte Bülgen als Kirchentöörn' un as Baarge, un de hadden bawen all' eene witte

Kroon von Schuum up —
do schre'he, un kunn syn
egen Woord nich hören:
„Manntje! Manntje! Timpe
Te!
Buttje! Buttje! in der
See!
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik wol will."
„Na, wat will se denn?"
säd' de Butt. — „Ach!"
säd' he — — —„se will
warden as de lewe Gott."
— „Ga man hen, se sitt
all wedder in'n Pißputt."
Door sitten se noch bet
up hüüt un düss'en Dag.

Bettina Brentano: Der Königssohn

Am 2. April 1808 sandte Arnim die ersten Blätter der eben erschienenen „Zeitung für Einsiedler" an seine Freundin Bettina. In seinem Begleitschreiben forderte er sie zur Mitarbeit auf. Einer der Brüder Grimm hatte ihn auf eine Frau Lehnhardt in Frankfurt und deren Kunst als Märchenerzählerin aufmerksam gemacht, und Arnim erhoffte von Bettina, der Frankfurterin, daß sie diese Quelle für seine Zeitschrift verwerte. „O wäre ich ein guter Bergknappe und Steiger", schrieb er, „um diese Kindermärchen aus ihr loszuhauen! Laß Dir doch welche davon erzählen, es finden sich wahrscheinlich ein paar gute darunter, und Du spielst immerdar mit diesem Daunenkissen und wußtest nichts von dieser Herrlichkeit!" Schon Ende des Monats war er daraufhin im Besitze eines Märchens, das Bettina im Verlaufe zweier Briefe niedergeschrieben hatte. Ein Titel war ihm nicht beigegeben. Arnim hielt es für die Nachschrift einer der Erzählungen der genannten Frau; er fand es „recht artig" und erkundigte sich, ob sich Bettina „im wesentlichen" an diese gehalten habe. „Mir schwebt so eine Geschichte vor", begründete er seine Frage. Bettina aber schrieb die unerwartete Antwort: „Das Märchen ist von mir; daß es Dir etwas dunkel vorschwebt, wird wohl sein, weil ich Dir einmal sprach, daß ich ein solches schreiben wollte, die letzte Hälfte schrieb ich grad so in Deinen Brief und ich weiß nicht einmal, ob es so recht an die erste Hälfte paßt, die ich gestern verloren hatte."

Noch zwei weitere Märchen schickte Bettina in jenen Tagen ihrem Freunde Arnim zu: „Hans ohne Bart" und „Die blinde Königstochter". Doch waren sie nur kurz skizziert, und Bettina hat sie ausdrücklich als Nacherzählungen gekennzeichnet. Einzig der „Königssohn" ist auch inhaltlich ihr Eigentum, ganz aus ihrer regen Fabulierkunst und Fabulierlust geboren. Es ist müßig zu fragen, inwieweit sie Anregungen zum eignen Sinnen von außen empfangen hat. Märchenmotive sind gewiß von ihr verwendet worden; doch entspricht der geistige Sinn des Ganzen, der sich am Schlusse deutlich enthüllt, ganz den Gedanken, der sie in ihren Briefen an Arnim und an ihren Bruder Clemens immer wieder offenbart hat: dem Sehnen nach einem tieferen Verstehen von Mensch zu Mensch, nach einer Überwindung der in Begriffen verhärteten Sprache, die die Empfindung verfälscht, sobald sie ihrer teilhaft zu werden sucht, nach einem Einssein mit allem Leben, in dem sie, Bettina, wie im Menschen und oft mehr denn in ihm die Seele fühlt.

Es mag überraschen, daß Bettina nicht mehr solcher Märchen gedichtet und aufgezeichnet hat; scheint sie doch mit ihrer Kunst des Phantasierens und Plauderns zur Märchenerzählerin geboren. Aber es widerstrebte ihr niederzuschreiben, was sie fabulierte und reimte, und geschah dies einmal — so in ihren reichen Briefen —, so gab ihr die Fülle des Erlebens nicht Rast, beim einzelnen zu verweilen, es auszurunden und zu formen. Erst dreißig Jahre später, da sie in sich zur Vollendung gekommen war, hat sie sich noch einmal in Gemeinschaft mit ihrer Tochter Gisela als Märchenerzählerin versucht („Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns". Zum ersten Male herausgegeben von Otto Mallon. Berlin 1926). Doch fehlen dieser weitausgesponnenen Geschichte, die deutlich Clemens Brentanos Gockelmärchen nachgezeichnet ist, die Ursprünglichkeit und die Frische, die die wunderbare Gabe ihrer Jugend waren.

Arnim hat das Märchen vom „Königssohn" nicht mehr in seine Zeitschrift aufnehmen können. Über ein Jahrhundert war es dann in den Briefheften Bettinas verborgen. Erst Reinh. Steig hat es wieder entdeckt und erstmalig 1912 (in Westermanns Monatsheften) und dann 1913 in der Briefsammlug „Achim von Arnim und die ihm nahe standen" veröffentlicht. (Band 2: „A. v. Arnim und Bettina Brentano." S. 138 ff. Dort auch die beiden anderen Märchen.)

Jakob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen

1806 und 1807 haben die Brüder Grimm ihre ersten Märchen aufgezeichnet. 1812 erschien deren erster Band unter dem Titel „Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin, in der Realschulbuchhandlung".

Arnim hatte zur Veröffentlichung gedrängt und den Verleger gefunden. Am 20. Dezember war der Druck abgeschlossen, und der Band konnte noch als „Weihnachtsgeschenk" im Handel erscheinen. „An die Frau Elisabeth v. Arnim für den kleinen Johannes Freimund", lautete die Widmung, die ihm vorgedruckt war.

Der Erfolg des Buches war groß. Die Brüder hatten damit gerechnet und schon in der Vorrede das Erscheinen eines zweiten Bandes in Aussicht gestellt. Beiträge gingen in Fülle ein. Der zweite Band konnte schon im Oktober 1814 fertiggestellt werden und verließ Ende Januar 1815 die Druckerei. Zur Veröffentlichung eines dritten Bandes ist es, obwohl die Brüder ihn beabsichtigten, nicht gekommen. Neue Märchen, die sie kennenlernten, wurden in die vorhandenen Bände eingeordnet oder für andere aus dem gleichen Motivkreise eingetauscht. Nur die Anmerkungen wurden später zu einem eignen Bande vereinigt.

Bis zum Jahr 1857 konnten die Märchen in sieben Auflagen erscheinen. Eine jede aber zeigt die Spuren einer neuen, weitgehenden Bearbeitung. Wilhelm Grimm, in späteren Jahren immer mehr der eigentliche Redakteur der Sammlung, war sein Leben lang bemüht, das Ideal, wie es langsam in ihm erwuchs, zu erreichen. Als Vorbild galten ihm Runges Märchen. Dagegen lehnte er die Art und Weise, in der Brentano mit dem Märchengute schaltete, entschieden ab. „Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich aufzufassen ... Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eignen Analogie oder Reminiszenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich", heißt es in der Vorrede der Ausgabe von 1812. Das Bemühen der Brüder ging darauf hin, sie in ihrem natürlichen Bestande und im Eigenklange ihrer Sprache zu bewahren oder ihnen doch, wo sie diesen Klang verloren zu haben schienen, den ursprünglichen, kunstlosen und doch einzig wahren Ton zurückzugeben, in dem die Märchenfrau des Volkes diese Geschichten erzählt. Darum haben sie sich ebensowenig wie Runge an das einmal aufgezeichnete Wort gehalten. Schon die Ausgabe von 1812 läßt ihr Streben nach Formung erkennen; besonders deutlich aber tut sich dies in der 2. Auflage von 1819 kund. Hier hat der künstlerische Gestaltungswille sich völlig gegen den wissenschaftlichen, der das Überlieferte noch möglichst unangetastet zu bewahren suchte, durchgesetzt. Nicht immer waren sich die Brüder in diesem Sinne einig gewesen. Jakob hatte anfangs stark die philologisch-historischen Grundsätze betont und nur nach vielen Kämpfen dem Bruder nachgegeben, der von der 2. Auflage an fast ganz die Redaktion der Märchen übernahm. Ungebräuchliche Worte und Wendungen wurden von diesem ausgemerzt, Fremdworte durch deutsche ersetzt, einzelne für Kinder unpassende Züge entfernt, das Ganze wurde psychologisch vertieft und erweitert. Die Kritik, die Brentano gleich nach ihrem ersten Erscheinen an den Märchen geübt hatte (s. u.), war also doch nicht spurlos an

den Brüdern vorübergegangen, mochten sie auch bei ihrer Ablehnung der Brentanoschen Märchen verharren.

Und doch ziehen wir heute vielleicht jene erste Fassung der Märchen vor. Bei der häufigen Umarbeitung ging gerade der zarteste Schmelz dieser Dichtungen, etwas von ihrer rührenden Ursprünglichkeit, ihrer reinsten, kindlichsten Naivität verloren. Bei aller Verfeinerung im einzelnen wurden sie literarischer, als es sich eigentlich für sie ziemte; die Erzählung wurde zu breit, ihre Sprache, welche die primitive Anknüpfung mit „und" immer stärker durch kunstvolle Perioden ersetzte, allzu sehr zur reinen Schriftsprache. Wir fühlen zu sehr den Bearbeiter, der die Märchen mit der Feder niederschreibt und dabei die feinsten Klänge und alle die „kunstlosen" Schönheiten vernichtet, die sie im Munde des Erzählers besaßen und die wir noch aus dem ersten Drucke herauszuhören glauben. Damit ist aber der Entschluß gerechtfertigt, nicht die Fassung der zweiten oder einer der folgenden Auflagen, sondern die der ersten wiederzugeben. Hingewiesen sei hier auch auf deren Neuausgabe durch Fr. Panzer: „Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt" (München 1913).

In der Auswahl der Märchen gehen wir auf die ältesten Stücke zurück, die schon in der 1810 abgeschlossenen ersten Handschrift der Brüder stehen. Diese Handschrift, die Brentano damals von den Brüdern zur Einsicht erhielt, aber nicht zurückgab, ist heute, nachdem sie über ein Jahrhundert verschollen war, wieder aufgefunden und durch zwei Druckausgaben (s. u.) weiteren Kreisen zugänglich geworden. J. Lefftz, der die Handschrift selbst eingesehen und deren Schriftzüge verglichen hat — Fr. Schultz begnügte sich mit einer vor Jahren angefertigten Abschrift und ist deshalb nicht immer zuverlässig —, legt auch den Anteil dar, den die beiden Brüder an der ersten Aufzeichnung der Märchen besitzen. Er kommt zu dem Schlusse, daß wenigstens in den ersten Jahren Jakob der eigentliche Anreger und Förderer der Sammlung war und daß es somit ungerecht ist, seine Verdienste über denen Wilhelms, die hauptsächlich in ihrer späteren, einheitlichen Bearbeitung beruhen, zu übersehen. Aus diesem Grunde ist in dieser Sammlung jeder der Brüder mit vier Märchen vertreten, von denen „Das arme Mädchen", „Die drei Raben", „Sneewittchen" und „Die wunderliche Gasterei" Jakobs, die übrigen Wilhelms Eigentum sind. Unberücksichtigt wurden dabei alle die Märchen gelassen, die wieder auf eine literarische Quelle zurückzuführen sind. Schließlich wurde versucht, möglichst verschiedenartige Motive zu vereinen und möglichst allen Formen, die die Brüder für die Märchen fanden, gerecht zu werden.

Auch hier wurde darauf verzichtet, alle Unterschiede, die zwischen den verschiedenen Auflagen der Märchen bestehen, aufzuzeichnen. Da sich in der Entwicklung aller Märchen eine einheitliche Tendenz erkennen läßt, genüge es, die handschriftliche Fassung eines Märchens in die Anmerkungen aufzunehmen. Auch

auf die Wiedergabe von dessen letzter Fassung konnte verzichtet werden, da sie in allen Ausgaben der Märchen zugänglich ist.

Literatur: H. Hamann: Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm. Palaestra 47 (1906).

E. Tonnelat: Les contes des frères Grimm. Etude sur la composition et la style du recueil des Kinder- und Hausmärchen. Paris 1912.

J. Bolte und G. Polívka: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Leipzig 1913–1918.

W. A. Berendsohn: Grundformen volkstümlicher Erzählungskunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Hamburg 1921.

Fr. Schultz: Die Märchen der Brüder Grimm in der Urform nach der Handschrift herausgegeben. Zweite Jahresgabe der Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft. 1924.

J. Lefftz: Märchen der Brüder Grimm. Aus dem Nachlaß Clemens Brentanos in der Urgestalt herausgegeben. Leipzig 1926.

R. Petsch: Die Urgestalt von Grimms Märchen. Zeitwende 4 (1928), S. 461 ff.

Katz und Maus in Gesellschaft. Der ursprüngliche Titel lautet: „Vom Kätzchen und Mäuschen".

Die wunderliche Gasterei. Ursprünglicher Titel: „Blutwurst". In der 9. Auflage (1839) durch ein Märchen aus dem gleichen Motivkreise, „Frau Trude", ersetzt.

Vom treuen Gevatter Sperling. In der 2. Auflage (1819) ist das Märchen mit zwei anderen ähnlichen Inhaltes zusammengearbeitet worden: es heißt von da an: „Der Hund und der Sperling".

Die weiße Taube. Seit der 2. Auflage aus der Sammlung ausgeschlossen und nur als Anmerkung zu Nr. 57 („Der goldne Vogel") kurz erzählt.

Das arme Mädchen. Die Ausgabe von 1812 hat dazu die Anmerkung: „Nach dunkler Erinnerung aufgeschrieben, möge es jemand ergänzen und berichtigen." Seit der 2. Auflage führt das Märchen (als Nr. 153) den Titel „Die Sterntaler".

„Sneewittchen". Der Eingang gleicht dem von Runges „Machandel-Boom". Von der 2. Auflage ab ist es insofern umgestaltet, als jetzt Sneewittchens Verfolgerin nicht mehr seine natürliche, sondern seine Stiefmutter ist.

Die drei Raben. Das Märchen ist ursprünglich von Jakob aufgezeichnet worden. Die Bearbeitung für den ersten Druck (1812) hat wahrscheinlich Wilhelm geleistet. Sicherlich aber stammt von diesem die Verschmelzung dieses Märchens mit einer Variante aus Wien in der 2. Auflage, wodurch es einen anderen Eingang erhielt und damit zu dem Märchen „Die sieben Raben" wurde.

Handschriftlicher Text

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhnlein, die spielten während der Kirche Karten. Und als die Predigt vorbei war, schalt die Mutter ihre Gottlosigkeit und fluchte ihnen. Da wurden sie drei schwarze Raben und flogen weg.

Ihr Schwesterchen war betrübt und wollte sie suchen. Es hatte sich ein Stühlchen mitgenommen, worauf es in dem weiten Weg ruhte, und aß nichts als Äpfel und Birnen die ganze Zeit. Es konnte aber die drei Raben noch immer nicht finden, doch war einmal einer über seinen Kopf hingeflogen und hatte einen Ring fallen lassen, welchen das Schwesterchen einesmals dem jüngsten Bruder geschenkt hatte.

Endlich kam es an der Welt Ende und ging zur Sonne, die war aber gar heiß und fraß die Kinder. Darauf reiste es in den Mond, der war auch bös und sprach: „ich rieche Menschenfleisch". Da kamen alle Sterne mit ihren Reposituren, und der Mond gab ihm ein Hinkelbeinchen, ohne das könnte es nicht in die Glasburg kommen, wo seine Brüder wären. Da nahm das Schwesterchen das Hinkelbeinchen und wickelte es wohl in ein Tüchelchen und ging fort, bis es ans Tor der Gläsernen Burg kam. Und wie es das Hinkelbeinchen hervorsuchen wollte, da [hatte] es dasselbe unterwegs verloren. Da wußte es nicht, wie es sich helfen sollte, und schnitt sich zuletzt ein Fingerchen ab und schloß das Tor auf. Da kam ein Zwerg entgegen und sprach: „die Herren Raben sind nicht zu Haus." Der Zwerg brachte drei Tellerchen und drei Becherchen, und die Schwester aß aus jedem ein bißchen und trank aus jedem ein wenig und ließ das Ringlein daneben liegen. Da hörte es in der Luft fliegen, und das Zwerglein sprach wieder: „die Herren Raben kommen heimgeflogen." Die Raben fragten, jeder: „wer hat aus meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?"

Endlich erkannten sie aber das Schwesterchen an dem Ring, und da waren sie wieder erlöst und gingen heim.

*

Die Episode mit dem Glasberg kommt in einer andern Geschichte so vor: es war eine verzauberte Prinzessin, die niemand erlösen konnte, weil sie auf einen Glasberg verbannt war. Da kam ein junger Gesell ins Wirtshaus und dem wurde ein gekochtes Hühnchen vorgestellt, da nahm er alle dessen Knöchlein zu sich und ging an den gläsernen Berg und steckte immer ein Knöchelchen hinein und stieg darauf in die Höhe. So kam er hinauf und hatte noch eine Stufe nur, da fehlte ihm ein Knöchelchen vom Hühnchen, da schnitt er sich den kleinen Finger ab und steckte ihn in den Glasberg und kam vollends hinauf und erlöste die Prinzessin.

Clemens Brentano: Märchen

Das erste Zeugnis, das uns Brentanos Märchendichten bekundet, stammt aus dem Jahre 1803. „Zuweilen erzählte er uns Märchen, die er erfand und die wirklich so reizend waren, daß man ihm gern stundenlang zugehört hätte", schreibt damals die Frau von Ahlefeld von dem Fünfundzwanzigjährigen, der soeben sein Erstlingswerk, den „verwilderten" Roman „Godwi", veröffentlicht hatte. Zwei Jahre später steht schon der Plan eines Märchenbuches bei ihm fest. „Italienische Kindermärchen" für deutsche Kinder zu bearbeiten, ist sein Gedanke. Ein Verleger (Mohr in Heidelberg) ist schon gefunden, und er selbst hat die Absicht, die Illustrationen zu entwerfen. Der Plan kommt nicht zur Ausführung, wird aber damit nicht aufgegeben. 1809 tritt Brentano mit den Brüdern Grimm der Märchen wegen in Verbindung, nachdem er schon nach Erscheinen von „Des Knaben Wunderhorn" gemeinsam mit Arnim im Reichsanzeiger vom 17. Dezember 1805 zum Sammeln von Märchen aufgefordert hat. Er erhält (Oktober 1810) die Märchenhandschrift der Brüder. Ph. O. Runge wird um Bilder angegangen; dessen Märchen schweben ihm jetzt auch als Vorbilder vor. Wieder verhandelt er, mit Zimmer in Heidelberg, über den Druck. „Sodann erinnere ich Sie", schreibt er diesem, „an unsere alte Idee von den Kindermärchen; ich habe seit der Zeit mancherlei dazu gesammelt und würde mit Freuden in Nebenstunden das Ganze recht einfach und tüchtig bearbeiten, nur wünsche ich, daß es zugleich ein recht originelles Bilderbuch mit kräftigen, deutlich illuminierten Bildern würde ... Die Geschichten dürften kaum länger als der Machandelboom werden, die meisten kürzer, doch alle rund und reizend." Auch dieser Plan findet keine Verwirklichung. Noch mit zwei weiteren Verlegern verhandelt Brentano erfolglos in den nächsten Jahren. Doch hält ihn die Arbeit an den Märchen fest. Bis in die Jahre 1817 und 1818 ist er mit ihnen beschäftigt. Er liest sie seinen Berliner Freunden und an den von ihm gern besuchten Abendgesellschaften bei Savigny, Arnim und Gneisenau vor und findet an allen Orten Beifall und Anerkennung. Dann aber scheinen sie seine Teilnahme zu verlieren, und bis zum Jahre 1825 bleiben sie unerwähnt.

Unterdes waren im Jahre 1812 die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm erschienen; Brentano aber hatte sich abfällig über sie geäußert. „In der Vorrede ist wohl schön gesprochen", hatte er an Arnim geschrieben, „es sind auch da viele Märchen zusammen, aber das Ganze macht mir weniger Freude, als ich gedacht. Ich finde die Erzählung aus Treue äußerst liederlich und versudelt und in manchen dadurch sehr langweilig, wenngleich die Geschichten sehr kurz sind. Warum die Sachen nicht so gut erzählen, als die Rungeschen erzählt sind? sie sind in ihrer Gattung vollkommen. Will man ein Kinderkleid zeigen, so kann

man es mit aller Treue, ohne eines vorzuzeigen, an dem alle Knöpfe heruntergerissen, das mit Dreck beschmiert ist, und wo das Hemd den Hosen heraushängt. Wollten die frommen Herausgeber sich selbst genug tun, so müßten sie bei jeder Geschichte eine psychologische Biographie des Kindes oder des alten Weibs, das die Geschichte so oder so schlecht erzählt, voransetzen ... Ich habe bei diesem Buche empfunden, wie durchaus richtig wir beim Wunderhorn verfahren, und daß man uns höchstens größeres Talent hätte zumuten können. Denn dergleichen Treue, wie hier in den Kindermärchen, macht sich sehr lumpicht." Ebensowenig aber stimmten die Brüder Grimm wieder seinen Plänen zu. „Die Erdichtung des Stoffes in Romanen und Liedern", meint Jakob in einem Briefe vom Jahre 1815, „ist immer sündlich und führt zu nichts. Es tut mir leid, wenn ich z. B. an Clemens' Märchen denken muß, worin er aus den unschuldigen, einfachen vorgefundenen Sätzen der Volkssage unerlaubte Progressionen und Potenzierungen ziehen wird, die noch so geistreich und gewandt sein mögen."

Der ganze Gegensatz in der Auffassung der beiden Männer tut sich damit kund. Nach 1809 hatte Brentano, wie seine Äußerungen an Zimmer erkennen lassen, daran gedacht, ähnliche Wege zu gehen, wie sie die Brüder Grimm, besonders Wilhelm, bei ihrer Märchenbearbeitung gegangen sind. In den folgenden Jahren aber hatte sich seine Absicht sehr geändert. Nicht nur sammeln und „bearbeiten" wollte er jetzt; sein Ziel war nunmehr, neue, ganz eigene, weit ausgesponnene Dichtungen zu schaffen, die von Geist und Laune, von Witz und Farben sprühen sollten. Darum hielt er es für sein Recht, die einfachen Märchen des Volkes ein- und umzuschmelzen. Nur die Handlung, das Motiv, die Erzählung von Prinzen und Feen war es, was ihn aufhorchen und sammeln ließ: die Anekdote, die seine Phantasie entzündete, ihn weiter fabulieren machte und zu immer neuen Wendungen und Wortspielen verführte. Ging er doch zudem am liebsten auf ein Buch zurück, das im Sinne der Brüder Grimm keineswegs als Vorbild gelten konnte: das Pentamerone des neapolitanischen Grafen Giovanni Battista Basile (gest. um 1637), das Brentano in zwei italienischen Ausgaben besaß: Il Pentamerone del Cavaliere G. B. Basile Overo lo cunto de li cunti, Roma 1679 und Napole 1749.

Diese dem Volksmunde nacherzählten, oft derben und für Kinder wenig passenden Geschichten haben Brentano wohl zuerst zum eigenen Märchendichten angeregt. Ihnen hat er auch in mannigfacher Hinsicht seine Stoffe entnommen. Sie hatte er gemeint, als er 1805 von „italienischen Kindermärchen" sprach, und das Märchen vom „Myrtenfräulein" und das vom „Witzenspitzel", die wahrscheinlich schon im ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts entstanden sind, wie auch der „Gockel", dessen Niederschrift wohl in der Mitte des zweiten Jahrzehnts erfolgte, gehen in ihren Grundzügen auf Erzählungen des Basile zurück. Insgesamt sind es fünf-

zehn Stücke, die in einem solchen engeren oder loseren Verhältnisse zu dem Italiener stehen, und einige davon hat Brentano nach dessen Vorbild auch zu einer einheitlichen großen Rahmenerzählung zu verknüpfen versucht. In welchen Zusammenhang er die übrigen einzufügen gedachte, ob einige, wie er es einmal bezüglich des „Gockel" andeutete, in den zweiten größeren Märchenkreis, das „Rheinmärchen", übernommen werden sollten, ist ungewiß. Dies selbst mit seinen vier ausgearbeiteten Stücken, dem „Märchen vom Müller Radlof", der „Geschichte seiner Vorfahren", dem „Märchen vom Schneider Siebentot" und dem „Märchen vom Murmeltier", ist fester gefügt. Es ist um das Jahr 1811 niedergeschrieben worden, und noch 1816 trug sich Brentano mit dem Gedanken, es fortzusetzen. „Es folgen dann abwechselnd christliche, jüdische und aller Stände Märchen, kürzer und größer, wie es die Muse gibt", erklärte er damals für den Fall, daß sich ein Verleger für den Druck der vier vorhandenen Märchen finde. Aber auch damals kam eine Ausgabe nicht zustande, und späterhin hat Brentano wohl noch an den „italienischen" Märchen gearbeitet, an dem „Rheinmärchen" aber nicht.

Brentano selbst hat diese beiden Märchenkreise unterschieden; doch wäre es falsch, daraus auch eine durchgängige Verschiedenheit in ihrem Wesen und in der Art ihrer Entstehung zu folgern und zu vermuten, daß es sich bei den „italienischen" Märchen um eine bloße Verdeutschung oder Nachdichtung des Basile handle, daß der Ursprung des „Rheinmärchens" aber bis auf einige offenbare und altbekannte deutsche Sagenstücke in Brentanos eigener Phantasie zu suchen sei. Dies hieße Brentanos eigentliche dichterische Tätigkeit verkennen. Er hat Stoffe des Basile übernommen, Anregungen von ihm empfangen; aber seine Dichtungen sind in keiner Weise mit denen des Italieners zu vergleichen. Dessen Erzählungen sind zumeist trocken und knapp; die Brentanos sind ausgeschmückt mit allen Farben, die seine reiche Phantasie besaß. Die ganze Innigkeit der Erzählung, ihre ganze Reinheit und Kindlichkeit, die vor allem das Gockelmärchen auszeichnen und es zu dem allgeliebten deutschen Wald- und Tiermärchen machen, sind sein Verdienst. Immer neue Einfälle flossen aus seinem Geiste, immer wieder verband sich der Text der Vorlage mit neuen Gedanken, Bildern und Gefühlen. Aber diese Phantasie, die keine Grenzen zu kennen scheint, haftete doch wieder an tausend und abertausend literarischen Erinnerungen, und dies macht es so außerordentlich schwer, Brentanos eigene Erfindungen von dem zu scheiden, was ihm aus Büchern oder aus mündlichen Erzählungen zugeflossen ist. Auch das „Rheinmärchen" läßt sich nicht ohne weiteres in allen seinen Zügen als seine eigene Schöpfung deuten. Das „Märchen vom Murmeltier" mutet als ein durchaus ursprüngliches deutsches Märchen an; doch ist es einer französischen Quelle nachgedichtet, die in einer Übersetzung von 1765 den Titel „Die junge Americanerinn, oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere" führt. Brentano war ein leidenschaftlicher Sammler alter Bücher

und deshalb sehr belesen. Die Forschung hat gezeigt, daß eine Stelle wie die Totenrede im „Gockel", die in einem Gusse niedergeschrieben zu sein scheint, Beziehungen zu einer ganzen Fülle alter literarischer Werke enthält, und solche Reminiszenzen und Anspielungen sind in allen Märchen, auch in den nicht weiter als Nachdichtungen nachweisbaren Stücken des „Rheinmärchens", zu vermuten. Dies eben ist Brentanos Eigenart, daß er weniger schöpferisch in der Erfindung von Stoffen, als in ihrer Verbindung und Ausschmückung, in der Weiterbildung und Verschmelzung alter Motive und in ihrer Durchdringung mit immer neuen Klängen, Bildern und Anspielungen ist; und gerade in dieser Fähigkeit liegt seine Größe, die ihn zum bedeutendsten Vertreter des romantischen Kunstmärchens, ja, des deutschen Kunstmärchens überhaupt gemacht hat.

Aber gerade dies übermütige Spiel der Empfindungen, in dem wir den unvergänglichen Reiz dieser Dichtungen erblicken, mußte Brentano in den Zeiten seiner religiösen Wandlung mißtrauisch gegen sie machen. 1825 kamen die Manuskripte in die Hände des Historikers J. Fr. Böhmer. Dieser bot sich Brentano zur Übernahme ihrer Drucklegung an, konnte ihn aber nicht zu ihrer Veröffentlichung bewegen. „Etwas Gedrucktes haben wollen", schrieb Brentano, „ist auch eine Täuschung. Wenn man fertig ist, dann ist man klüger und wirft es hinweg und höhnt es. Wäre noch etwas für die Armen mit zu gewinnen, aber man hat nur Ekel, Ärger, Langeweile, beschämende Complimente, beschimpfende Recensionen, und der Buchhändler hat das Geld davon, und man befindet sich auf Generationen in der Leute Maul. Übrigens sind die Märchen sehr obenhin gesudelt; ich selbst aber vermag dergleichen nicht mehr zu beurteilen, denn ich müßte mich auf eine unerlaubte, sündhafte Weise zurückschrauben." Böhmer versuchte, Brentano zu zwingen, und veröffentlichte im Dezember 1826 Teile des „Rheinmärchens" und des „Myrtenfräuleins" in der Frankfurter Zeitschrift „Iris". Brentano aber wies dies Unterfangen empört zurück. „Es war mir, als sehe ich mich am Pranger einer dünnen, leeren, weltlichen Eitelkeit. Ich nehme es hin für meine Torheit, solche Sünden der Langeweile mitgeteilt zu haben." Auch als Böhmer ihn daraufhin bei seiner Mildtätigkeit zu fassen suchte, hatte dies anfangs nur den Erfolg, daß er sich die Märchen zurückgeben ließ, um „in Mußestunden daran zu flicken". Wie dieses „Flicken" gemeint war, zeigt das Gockelmärchen, das endlich 1838 nach vielem Zögern und Drängen im Drucke erschien: „Gockel, Hinkel, Gackeleia. Mährchen, wiedererzählt von Kl. Brentano. Mit 15 lithogr. Tafeln. Frankfurt bei Schmerber." Sein Umfang war auf das Dreifache angewachsen.

Wohl war das Märchen um manchen schönen Zug (z. B. die „Zueignung") bereichert, die Illustrationen machten es abwechslungsvoll und kindertümlich, die Sprache war an vielen Stellen glatter und klarer geworden. Doch krankte es an seiner Länge; eine zweite Dichtung, „Das Tagebuch der Ahnfrau", war ihm lose

angehängt, und damit hatte es seinen letzten Abschluß in sich verloren. Aus dem Märchen spricht ein neuer Geist. Nie mehr vergißt Gockel, mit seiner Familie das Morgen- und Abendgebet zu verrichten, religiöse Ideen tauchen allenthalben auf, überall wird die Gelegenheit zu moralisierenden Reden mit Freuden aufgenommen. Dafür aber hat die Dichtung viel von ihrer alten Ursprünglichkeit, ihrem Frohsinn und ihrer Satire eingebüßt. — Kein weiteres Märchen folgte dem Gockel im Drucke. Erst aus Brentanos Nachlaß traten sie hervor. Die Ausgabe, mit einem umfangreichen, aber wenig gehaltvollen Vorworte versehen, erschien endlich 1846, von Guido Görres besorgt, dem Brentano die Manuskripte testamentarisch überantwortet hatte: „Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von G. Görres. Zwei Bände. Cotta. Stuttgart und Tübingen 1846."

Doch war gerade Guido Görres für eine solche Leistung wenig geeignet. Schon Böhmer äußerte sich spöttisch gleich nach dem Erscheinen der Ausgabe. Sein Verdienst war es bereits gewesen, daß Görres das „Myrtenfräulein" und die ältere Fassung des „Gockel" aufgenommen hatte. Die Urschrift des „Fanferlieschen" fehlte aber auch jetzt noch, und zudem hatte Görres die Texte nicht unangetastet weitergegeben. Er hatte — vielleicht dachte er dabei in Brentanos Sinne zu handeln — auch die kleinsten Spitzen und fernsten Zweideutigkeiten getilgt, ja, auch den Satzbau an manchen Stellen nach seinem Gutdünken umgestaltet. Wir sind heute wieder in der Lage, Görres' Texte an vielen Stellen verbessern zu können. Eine Abschrift, die Böhmer von dem ihm überlassenen Manuskripte hatte anfertigen lassen und die lange Zeit verschollen war, ist in den letzten Jahrzehnten wieder aufgetaucht. Auf Grund dieser Handschrift sind dann die von R. Benz besorgte Ausgabe der Märchen (Bd. 11 – 12 der Werke Brentanos, hrsg. von C. Schüddekopf, München – Leipzig 1914) und die Ausgabe von M. Preitz (im Bibl. Institut, Bd. 2 – 3, 1914) entstanden.

Doch brachten die letzten Jahre eine neue Überraschung. Es fand sich nämlich eine Originalhandschrift des Dichters wieder, die den Ur-Gockel enthält. Sie wurde 1923 von Karl Viëtor herausgegeben („Gockel und Hinkel." Frankfurt 1923), und auf Grund dieser Handschrift war es möglich, den Text der Böhmerschen Abschrift an nicht weniger als 130 Stellen zu verbessern. So können wir wenigstens eines der älteren Märchen Brentanos, und zwar das bedeutendste und schönste, mit völlig reinem Texte bieten, während wir uns bei den anderen noch mit der Böhmerschen Abschrift begnügen müssen. Die Auswahl, die aus diesen wieder getroffen ist, rechtfertigt sich selbst. Sie enthält noch das „Myrtenfräulein" und den „Witzenspitzel", die besten der kleinen „italienischen" Märchen, und das Kopfstück des „Rheinmärchens" mit seinen weiteren Verbindungsstücken. In den Anmerkungen geben wir kurz den Inhalt der übrigen Teile dieses Märchens wieder.

Dort sind endlich auch die wichtigsten Änderungen aufgezeichnet worden, die Görres in seiner Ausgabe vorgenommen hat.

Literatur: Neben den Einleitungen von R. Benz und K. Viëtor zu den genannten Ausgaben:

H. Cardauns: Die Märchen Cl. Brentano's. Dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1895. Köln 1895. Vgl. dazu die Renzension von R. Steig, Euphorion 3 (1896), S. 791 ff.

O. Bleich: Entstehung und Quellen der Märchen Cl. Brentanos. Archiv f. d. Studium d. n. Sprachen XCVI (1896).

W. Schellberg: Untersuchung des Märchens „Gockel, Hinkel und Gackeleia" und des „Tagebuchs der Ahnfrau" von Cl. Brentano. Diss. Münster 1903.

Weitere Werke bei O. Mallon: Brentano-Bibliographie. Berlin 1926.

Die Märchen vom „Myrtenfräulein" und vom „Witzenspitzel"

Die wichtigsten Quellen für diese Märchen sind Basiles Erzählungen vom „Heidelbeerzweig" und vom Pagen Corvetto. Brentano folgt dem Texte des Italieners manchmal wortgetreu, weicht aber an vielen Stellen von ihm ab. Er motiviert tiefer, erfindet neue Züge und Ereignisse und erhebt die Geschichten, die bei Basile nicht selten allzu derb sind, in die Reinheit duftiger Blumen- und Kindermärchen.

S. 47 Z. 4: Wetschwuth: Anspielung auf das englische Wedgwood-Steingut.

Das Märchen von „Gockel und Hinkel"

Das Gerippe des Märchens hat Basiles Geschichte vom „Hahnenstein" geliefert. Doch ist die italienische Novelle eine trockene Erzählung ohne Tiefe und Humor, ohne Charakteristik der Personen und ohne märchenhafte Verlebendigung der Tiergestalten, und so ist das deutsche Märchen ganz Brentanos Werk.

S. 66 Z. 32: *Alektryo:* das griechische Wort für Hahn.

S. 67 Z. 5: *Gallina:* lat. „Henne".

S. 77: Statt Z. 15 – 21 hat Görres: *Schweig, Mäulchen! pfiffiglich gespitzt, Von Schönheit, die der Leib besitzt; Sprich von der Kunst, dem Sinn, dem Geist, Von Leistungen, die jeder preist. Denn, wie Frau Katalani singt, . . .* Z. 21: Angelika Catalani, gefeierte Koloratursängerin der Zeit. Z. 27: *lana:* ital. „Wolle".

S. 97 Z. 29: *Bei Hühnern, welche Liebe fühlen:* nach dem Duett im 1. Akte von Mozarts „Zauberflöte": Bei Männern, welche Liebe fühlen usw. Z. 33: So beschreibt der griechische Schriftsteller Pausanias (2. Jahrh. n. Chr.) ein uns nicht erhaltenes Bildwerk des griechischen Bildhauers (Buch VI, K. 26, § 2). Z. 34:

Idomeneus: König von Kreta, einer der Helden Homers. Auch dieſe Bemerkung geht auf Pauſanias (Buch V, K. 25, § 5) zurück.

S. 98 Z. 2: *Micyllus:* Name eines Schuhflickers aus einem Dialoge des griechiſchen Satirikers Lucian (125 – 180 n. Chr.), in dem ſich dieſe Szene findet. Z. 5: Spielt auf eine Erzählung des ſpätgriechiſchen Schriftſtellers Diogenes Laërtius an, der von dem Zyniker Diogenes berichtet: er habe, als Plato einmal den Menſchen als ein zweibeiniges Weſen ohne Federn definiert habe, dieſem beim nächſten Beſuche einen gerupften Hahn mitgebracht und ſeinen Schülern ſpöttiſch zugerufen: „Da ſchaut den Menſchen Platons!" (40. Kap.) — Benutzt wurde von Brentano zu dieſem Lobliede auf den Hahn hauptſächlich noch die „Alektryomantia" des Johannes Praetorius (1680 zu Frankfurt erſchienen), die viele der beigebrachten Lobpreiſungen enthält und begründet.

S. 99 Z. 32: auf einem = auf einmal.

S. 106 Z. 23: *Kibitka:* ein bedeckter ruſſiſcher Wagen. Z. 29: Gemeint iſt das „Qui vive!" (unſer „Wer da!").

Das Rheinmärchen

S. 142: Statt Z. 26 – 28 hat Görres: *Gut Nacht! ich muß mich wenden, Muß nun mein Singen enden, Gut Nacht! mein Rhein!*

S. 160: Das Gedicht Z. 34 ff. iſt bei Görres geordnet: Strophe 1, 3, 5, 2, 4, 6.

S. 163: Statt Z. 12 – 19 hat Görres folgende zwei Strophen:

Da unten am treulieben Rheine
Treibt Treue und Liebe ein Rad,
Da weinet ſein Herz um das meine,
Betrübet durch bittern Verrat;
Das Wort ward dem Müller gebrochen,
Doch ſtehet die Mühle nicht ſtill,
Solange zwei Herzen noch pochen
Und eines zum anderen will.

Bring, Schwalbe, rheinabwärts geflogen
Dem Herzen vom Herzen den Gruß,
Und, Welle, der er mich entzogen,
Kühl dankend dem Retter den Fuß;
Sag, Sonne, ihm, jetzt an dem Bogen
Des Himmels verblutend ſo rot:
Das Herz, das du trugſt aus den Wogen,
Bleibt dankbar und treu bis zum Tod.

S. 164 Z. 7: *Radlof ſang herauf] Dieſer Vers gefiel dem Müller gar nicht, und er ſang wieder hinauf* Görres.

S. 165 Z. 6: *Wiſpelwind:* ein Wind, der durch das Wiſpertal beſonders in der Morgenfrühe vom Taunus zum Rhein weht.

S. 180: Statt Z. 20–24 hat Görres: *Wie die Mainzer Bürger ein großes Wehklagen erhoben und vor des Königs Schloß zogen, und wie dieſer eine neue Treuloſigkeit beging.*

S. 184 Z. 25: Görres ſetzt hierhin eine neue Kapitelüberſchrift: *Von der guten Frau Marzibille und ihrem lieben Ameleychen, von dem Weißmäuschen und dem Goldfiſchchen.*

S. 188 Z. 21: Görres hat hier: *Von der Geſandtſchaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mausohr nach Trier und deren Kriegszug.*

S. 191 Z. 24: Kapitelteilung und -überſchrift fehlt bei Görres.

S. 195 Z. 8: Görres hat hier die Kapitelüberſchrift: *Wie es dem böſen König Hatto und ſeinen Soldaten in dem Mainzer Kornhauſe ſo übel erging und wie er ſich auf die Rheininſel bei Bingen flüchtete und dort mit ſeinen Mainzer Freimaurern den Mäuſeturm erbaute.*

S. 204 Z. 33: Salvo Titulo: mit Vorbehalt des Titels.

S. 208 Z. 11: Die Kapitelüberſchrift lautet bei Görres: *Wie das Goldfiſchlein wieder zum Vorſchein kam und was es von dem alten Vater Rhein und den Kindern erzählt.*

S. 217 Z. 19: Görres hat hier die Kapitelüberſchrift: *Was das Goldfiſchchen weiter von den Wundern erzählt, die es bei dem alten Vater Rhein geſehen.*

S. 218 Z. 14: Des Berliners Fr. H. von der Hagen Erneuerung „Der Nibelungen Lied" 1807, Ausgabe 1810, 2. Aufl. 1816. – Z. 17: Bernh. Joſ. Docen, Nibelungenforſcher in München. – Z. 19: Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm waren um das Jahr 1810 an der Königlichen Bibliothek zu Kaſſel angeſtellt.

S. 221 Z. 36: Eine Erinnerung an die Rheinreiſe, die Brentano mit Arnim im Jahre 1802 unternommen. Vgl. den Vers, den Brentano in einem Briefe aus dem Jahre 1803 dem Freunde dichtete:

Es ſetzten zwei Vertraute
Zum Rhein den Wanderſtab,
Der Braune trug die Laute,
Das Lied der Blonde gab.

S. 229 Z. 28: Erſter Morgen am Rhein. Radlof erzählt ſeine Reiſe nach dem Starenberg und die Geſchichte ſeiner Vorfahren.

Radlof reiſt mit den Gebeinen des Staren, ſeines verzauberten Bruders, in den Schwarzwald und trifft dort ſeinen Großvater, den Kohlengockel, ſeinen Urgroß-

vater, den Kautzenveitel, und dessen Vater, den Grubenhansel, an. In der Nacht weilt er in der Mühle seiner Vorfahren und erweckt zwölf Müllerburschen, die zur Strafe für einen Frevel an der Frau Lureley vierzig Jahre geschlafen haben. Am anderen Morgen wird das Begräbnis des Staren hergerichtet. Die Mühlburschen fahren Radlof, seine drei Ahnherren und das klagende Starenvolk über einen nahen See; aber das Schiff geht vor einem Felsen, auf dem Frau Lureley sitzt, unter. Diese empfängt Radlof in der Tiefe. Er hat seine Ahnherren, zu denen sich noch der älteste, Damon der Schäfer, gesellt, durch seine treue Liebe erlöst; sie werden von ihren Frauen, denen sie ihr Wort gebrochen, bestattet. In der Lureley findet Radlof seine Mutter; am See erhebt sich wieder das Starenberger Schloß, das Starenvolk wird in Menschen zurückverwandelt, die zwölf Mühlburschen werden auf Radlofs Bitte zu Rittern, die ihn zum Rhein begleiten.

Auf der Heimreise belauscht Radlof seine fünf Ahnfrauen, während sie ihren Jungfrauen die Geschichte ihrer Liebe und damit die des Hauses Starenberg erzählen. Der älteste der Ahnherren, Damon, hatte eine Schuld gegen die Starenkönigin Aglaster auf sich geladen, indem er das „Schicksalsei" des Starenvolkes aß. Die vier anderen Ahnherren verbanden sich mit Vertreterinnen der vier Elemente, unterlagen aber alle dem Fluche der Starenkönigin: sie mußten ihren Gattinnen untreu werden. So verließ Radlofs Vater die Frau Lureley und ward Gemahl der Königin von Trier, wurde aber zur Strafe in den Rattenkönig verwandelt; Weißmaus und Goldfisch sind Radlofs Brüder.

S. 231 Z. 10: Zweiter Morgen am Rhein. Frau Marzibille erzählt das Märchen vom Murmeltier.

Murmeltier, ein junges Mädchen, wird von Mutter und Schwester aufs schlimmste geplagt; doch gewinnt sie die Gunst der Lureley, der sie ihr Leid gesteht. Ein Biber, den sie aus der Falle rettet, wird ihr Helfer, ein Birnbaum, dem sie Wasser zuführt, neigt ihr seine Zweige mit den schönsten Früchten zu. Sie begegnet einem jungen Jäger, der ihr Gold für die Birnen gibt. Die neidische Schwester sucht es ihr nachzutun, beträgt sich aber ungebührlich und empfängt ihre Strafe. Murmeltier wird daraufhin in die Unglücksmühle des Müllers Voß geschickt — hier wird die Erzählung zu einer Satire gegen den Antiromantiker J. H. Voß und seine Fremdwortverdeutschungen —, entgeht aber durch den Rat des Bibers den drohenden Gefahren und erwirbt sich sogar durch ihre reindeutschen Hexameter des Müllers Gunst. Die Schwester geht den gleichen Weg, macht aber alles verkehrt und erhält Prügel. Unterdessen hat der schöne Jäger, der König von Burgund, in Murmeltier seine einst geraubte Schwester erkannt. Er führt sie nach Hause, der Biber, ein vom Müller Voß verzauberter Fischer, wird erlöst und nach dem Tode ihres Bruders Murmeltiers Gemahl. Ein Anschlag der bösen Räuberin auf Murmeltiers Leben schlägt fehl; sie verschuldet aber den Tod ihrer eigenen Tochter

und stürzt sich in den Rhein. Das junge Paar verzichtet auf den Thron; sie ziehen als Fischersleute zuerst nach Biberich, dann nach Mainz – „und lebten glücklich; der Himmel schenkte ihnen ein Töchterlein, das hieß Ameleychen".

S. 232 Z. 26: *gepläckelt:* nach Preitz von Plack = Fleck, Flicken abzuleiten; also aus Flicken schön zusammengesetzt.

S. 232 Z. 29: Dritter Morgen am Rhein. Meister Meckerling erzählt das Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag.

„Eines Morgens wollte es in Amsterdam gar nicht Tag werden." Man verlangt von den Juden die Herausgabe des „langen Tags", und als sie dies ablehnen, ziehen die Schneider unter Führung des Vaters des Erzählers aus, ihn sich gewaltsam zu verschaffen. Dies gelingt ihnen durch eine List. Bei der Siegesfeier kommen die tapfersten Kämpfer in der Trunkenheit bis auf einen, den Meister Meckerling, den Vater, um. Dieser bleibt auch Sieger im Kampfe gegen eine Laus, die sich in einem Kleide findet, das er „für einen durchreisenden König von Polen" ändern soll. Dieser Heldentat wegen wird er von den Schneidern zum Anführer im Kampfe gegen einen Riesen ernannt, der der Stadt alles Wasser weggetrunken hat. Die Schneider müssen ihr Leben lassen, der Riese entpuppt sich aber als die „lange Nacht", die ihren Bräutigam, den „langen Tag", sucht. Dieser wird ausgeliefert, und die Gefahr ist damit beseitigt.

Das Verdienst der Rettung aber gehört dem Erzähler selbst. Ein andermal erschlägt dieser sieben Fliegen auf einem Apfel und zieht daraufhin auf Abenteuer aus. Er befreit den König von Frankreich von einem Wildschwein, einem Riesen und einem wilden Einhorn, erhält dafür des Königs Tochter zur Frau, wird aber als Schneider erkannt und von einem Ziegenbocke vom Hofe geschleudert. Er schließt Freundschaft mit Räubern, denen er des Königs Schatzkammer plündern hilft, und wird dann nach mancherlei Fährnissen Schneider in Mainz.

Damit schließt das „Rheinmärchen". Die Lösung von des Meisters Sohn und sein Empfang wird nicht mehr erzählt.

Friedrich de la Motte-Fouqué: Undine, eine Erzählung

Das Märchen erschien erstmalig 1811 im „Frühlings-Heft" der von Fouqué herausgegebenen Zeitschrift „Die Jahreszeiten" (Berlin, bei J. E. Hitzig). Als Autor war der „Verfasser des Todesbundes" genannt, eines Romans, den Fouqué im Jahre 1810 veröffentlicht hatte. Dieser Scherz geht auf den Verleger Hitzig zurück, der vermutlich eine Anspielung auf das letzte Kapitel der „Undine" im Sinne hatte.

Im folgenden Jahre sprach sich Fouqué auf mannigfache Anfrage hin in seiner

neuen Zeitschrift „Die Musen" über die literarischen Grundlagen seiner „Erzählung" aus. Als Hauptquelle nannte er ein Werk des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim (1493–1541): den „liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus" (im 9. Bande von Paracelsus' Werken, Basel 1590).

In einer schwer verständlichen Sprache, halb bayrische Mundart, halb Mönchslatein, führt Paracelsus in diesem Werke seine Gedanken über die Elementargeister aus. Neben dem Menschen, dem „Fleisch auß Adam", erkennt er auch Fleisch „nit auß Adam", auf Erden, Wesen, die weder ganz Mensch noch ganz Geist sind. Er unterscheidet die „Wasserleute" oder Undinen, die „Lufftleute" oder Sylphen, die „Bergleute" oder Gnomen und die „Fewerleute" oder Salamander. Alle besitzen sie die Fähigkeit, Speise zu sich zu nehmen, Kinder zu zeugen und zu gebären und sich durch feste Gegenstände hindurch zu bewegen. Nur die „Wasserleute" haben eine der menschlichen gleiche Gestalt, aber auch sie besitzen keine Seele. Doch können sie für sich und ihre Kinder eine unsterbliche Seele erwerben, wenn sie sich mit einem Menschen vermählen. Darum ist ihr Streben darauf gerichtet, sich einem Manne zu nähern und ihn einzufangen. Wasser aber zieht sie immer wieder an, und kommen sie ihm zu nahe, so kann es geschehen, daß sie plötzlich für immer verschwinden. Doch besteht auch in einem solchen Falle die Ehe ungeschieden fort.

Zur Erhärtung seiner Ausführungen hat sich Paracelsus auf die im ausgehenden Mittelalter weitverbreitete Stauffenbergersage berufen, die erzählt, wie der Ritter Peter von Stauffenberg eines Pfingstmorgens einer schönen Jungfrau begegnet, die bereit ist, sich ihm hinzugeben, wenn er sie heiratet. Der Ritter gibt das Treuversprechen und erhält einen Ring von ihr, erfährt aber auch, daß er sterben müsse, falls er ihr untreu werde. Von der Zeit an erscheint sie ihm, sooft er nach ihr begehrt. Seine Verwandten, die von seiner heimlichen Ehe nichts wissen, drängen ihn, eine Frau zu nehmen, daß sein Geschlecht erhalten bleibe; ja, der Kaiser bietet selbst dem tapferen Manne seine Nichte an. Von der Geistlichkeit zu einem Geständnisse gedrängt, offenbart er sein Geheimnis, läßt sich aber bereden, daß seine Geliebte ein Gebilde des Teufels sei, und willigt in die Verbindung ein. In der Nacht erscheint ihm die Undine und verkündet ihm in großer Betrübnis seinen nahen Tod. Wenn er am Hochzeitstage einen nackten Fuß an der Decke des Gemaches erblicke, so solle er sich auf sein Sterben vorbereiten. Die Hochzeit wird vollzogen, das Zeichen erscheint. Am dritten Tage ist der junge Ritter tot, und seine Gattin geht ins Kloster. — So die Sage, die Fouqué auch aus „Des Knaben Wunderhorn" bekannt sein mußte, für das Arnim sie in sieben Romanzen bearbeitet hatte.

Das Märchen fand den vollen Beifall der Zeit. E. T. A. Hoffmann äußerte

sich enthusiastisch; selbst Goethe hatte warme Worte der Zustimmung. Noch auf Heine und Walter Scott übte die Dichtung eine begeisternde Wirkung aus, und Richard Wagner erfreute sich an ihr am letzten Abende seines Lebens. Kritische Stimmen, wie die der Rahel, die erklärte, Fouqué habe die widerstrebenden Elemente seiner Dichtung, „Liebe, Sittlichkeit und Spekulation über die Möglichkeiten des menschlichen Seins", nicht in Einklang zu bringen vermocht, waren selten. Ganz Europa las und liebte das Buch. Eine Fülle von Übersetzungen entstand. E. T. A. Hoffmann vertonte ein von Fouqué selbst bearbeitetes Libretto und brachte die Oper 1816 in Berlin zur Aufführung. Sie drang nicht durch. Im weitesten Maße erfolgreich aber war Albert Lortzings „romantische Zauberoper" (1845), die sich bis heute im Spielplan unserer Theater gehalten hat.

Die „Undine" ist die einzige der überaus zahlreichen Dichtungen Fouqués, die auch heute noch einen Anspruch auf Beachtung machen kann. Vieles ist uns allerdings auch an ihr fremd geworden, was sie zur Zeit ihrer Entstehung empfahl; ja, die Enge des Lebensgefühls, die moralisierende Tendenz, die wir in diesem Märchen finden, die Empfindsamkeit der Darstellung, die in dem immer wiederholten Worte „Anmut" ihren tiefsten Herzensklang zu geben glaubt, der völlige Mangel jeglichen Humors und die dadurch erzeugte Steifheit und Trockenheit der Sprache scheinen die Märchenillusion zu zerstören. Mehr als eine der übrigen bedeutenderen Dichtungen der Romantik ist dieses Märchen durch seine Zeit bedingt; aber gerade darum ist es eigentümlich für seine Zeit, kann man es nicht übergehen, wenn man ihre Grundzüge erkennen will.

Dem Abdrucke, den diese Sammlung bietet, wurde der Text der 1. Auflage zugrunde gelegt, der auch in den zahlreichen späteren, die noch zu Lebzeiten Fouqués (1841 die 6.) erschienen, bis auf ganz geringe Abänderungen erhalten geblieben ist.

Literatur: W. Pfeiffer: Über Fouqués Undine. Mit einem Anhang, enthaltend Fouqués Operndichtung Undine. Heidelberg 1903.

O. Floeck: Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit. 1909.

W. Jeuthe: Fr. de la Motte-Fouqué als Erzähler. Breslauer Beiträge z. Lit.-Gesch. 21 (1910).

J. Haupt: Elementargeister bei Fouqué, Immermann und Hoffmann. Leipzig 1923.

Die zweite Auflage setzt dem Märchen folgendes Gedicht voraus:

Zueignung

Undine, liebes Bildchen du,
Seit ich zuerst aus alten Kunden
Dein seltsam Leuchten aufgefunden,
Wie sangst du oft mein Herz in Ruh!

Wie schmiegtest du dich an mich lind
Und wolltest alle deine Klagen
Ganz sacht nur in das Ohr mir sagen,
Ein halb verwöhnt, halb scheues Kind!

Doch meine Zither tönte nach
Aus ihrer goldbezognen Pforte
Jedwedes deiner leisen Worte,
Bis fern man davon hört' und sprach.

Und manch ein Herz gewann dich lieb
Trotz deinem launisch-dunklen Wesen,
Und viele mochten gerne lesen
Ein Büchlein, das von dir ich schrieb.

Heut wollen sie nun allzumal
Die Kunde wiederum vernehmen.
Darfst dich, Undinchen, gar nicht schämen,
Nein, tritt vertraulich in den Saal.

Grüß' sittig jeden edlen Herrn,
Doch grüß' vor allen mit Vertrauen
Die lieben, schönen, deutschen Frauen;
Ich weiß, die haben dich recht gern.

Und fragt dann eine wohl nach mir,
So sprich: „Er ist ein treuer Ritter
Und dient den Fraun mit Schwert und Zither
Bei Tanz und Mahl, Fest und Turnier."

S. 242 Z. 12: *nächtigen] mächtigen* 1841.

S. 263 Z. 24: „Also sind sie Menschen und Leuth, sterben mit dem Viech, wandeln mit den Geistern, essen vnd trincken mit den Menschen: Das ist, wie das Viech, also sterben sie ab, das nichts mehr do bleibt." (Paracelsus, Werke 1590, IX. S. 52). „So ist sie (die Undine) dem Menschen nit gleich, sie hatt der Seel nit." (ebd. S. 51). — Z. 33: „Von den Kindern wissen, dz solches Geberen dem Mann nachschlecht: darumb dz der Vatter ein Mensch ist auß Adam, drumb so wird dem Kind ein Seel eingegossen, vnd wird gleich einem rechten Menschen, der ein Seel hatt vnd das Ewige. Nun aber weitter so ist das auch in gutten wissen, zuermessen, das auch solch Frawen Seel endpfahen in dem, so sie vermehlet werden, also das sie wie ander Frawen vor Gott vnd durch Gott erlöst sind" (ebd. S. 61).

S. 264 Z. 12: Die Pygmalionsage war der Zeit durch Rousseaus Monodrama und A. W. Schlegels in Schillers „Musenalmanach" 1797 veröffentlichte Dichtung „Pygmalion" besonders vertraut.

S. 278 Z. 15: 1822 schrieb Fouqué nach Besuch von Gotters Oper „Medea" in Dresden in den von seiner Gattin herausgegebenen „Reiseerinnerungen": „Hießen nicht im billigen Gegensatze zur gaya sciencia der Troubadours die Künste der schwarzen Magie ‚gräßliches Wissen'? Und muß nicht dies unheimliche Bewußtsein jede Blume der zarteren Liebe, der schuldlosen Fröhlichkeit ersticken? Ist es mir erlaubt, mich hier auf die Gebilde eigener Dichtung zu berufen, so möchte ich sprechen: Wenn der freundliche Elementargeist Undine durch fremdartige Schauer den leichtsinnigen Huldbrand zu Bertalda hinüberscheuchen mußte, wie nicht die mit den Mächten des Erebus freiwillig in Bund getretene, zornglühende Medea den freudigen, willensstarken Jason in die Arme Kreusas!" — Z. 19: Fouqué denkt an die Trennung von seiner ersten Gattin.

S. 296 Z. 36: *und bin ich* nach der Ausgabe von 1841, während die erste Aufl. *und ich bin* (Druckfehler?) hat.

Inhalt

Einführung 5

Ph. O. Runge:

Von den Machandel-Boom 13
Von den Fiſcher un ſyne Fru 20

Bettina Brentano:

Der Königsſohn 25

Jakob und Wilhelm Grimm:

Die wunderliche Gaſterei 30
Katz und Maus in Geſellſchaft 31
Vom treuen Gevatter Sperling 32
Die weiße Taube 34
Das arme Mädchen 35
Marienkind 35
Sneewittchen (Schneeweißchen) 38
Die drei Raben 45

Clemens Brentano:

Myrtenfräulein 47
Witzenſpitzel 58
Gockel und Hinkel 65
Rheinmärchen 140

Friedrich de la Motte-Fouqué:

Undine 233

Anmerkungen 303

Überblick über die Reihe Romantik

Herausgegeben von

Universitäts-Professor Dr. Paul Kluckhohn, Wien

Die Reihe Romantik soll nicht nur eine Auswahl besonders bezeichnender und künstlerisch wertvoller romantischer Dichtungen bringen, sondern auch die theoretische und dichterische Stellungnahme der Romantiker zu den Hauptproblemen der Weltanschauung und ihre Leistungen auf den von ihnen besonders gepflegten Gebieten des geistigen Lebens in kennzeichnenden Proben deutlich machen. Die Gliederung in drei Abteilungen soll die verschiedenen Entwicklungsphasen und Ziele der romantischen Bewegung, ihre Abgrenzungen und Verbindungen und ihre Weiterentwicklung heraustreten lassen: nach einleitenden Bänden, die zeitgenössische Urteile über die Romantiker zusammenstellen und Auszüge aus den Vorläufern und vorbereitenden Anfängen geben, die sogenannte Frühromantik als erste Phase, in der Ideenwelt und Dichtung unlöslich ineinander verbunden sind (I. Ideenwelt und Dichtung der Frühromantik); danach die zweite Phase, die meist Jüngere Romantik genannt wird und in verschiedenen Richtungen sich auswirkt — nur eine davon wäre die sogenannte Spätromantik —; in ihr stehen die theoretischen Erörterungen der Weltanschauung, der Kunstlehre und besonders auch die Staatslehre, die durchaus in der Frühromantik wurzelt, und die Anfänge neuer Wissenschaftsrichtungen mehr für sich und beginnen sich zu spezialisieren (II. Fortbildung der Ideenwelt), während die romantiche Dichtung sich weit ausbreitet und in den verschiedenen Dichtungsgattungen ihre besonderen Formen gewinnt (III. Dichterische Ernte).

Band 1: Einleitung. — Romantiker im Urteil der Freunde und Gegner.

Abteilung I.

Ideenwelt und Dichtung der Frühromantik

Band 2: Vorbereitung. — Vorläufer (Herder u. a.). Fichte. — Aus frühen Schriften A. W. und F. Schlegels. — Goethes Märchen. — Frühe Dichtungen Tiecks.

Band 3: Kunstanschauung (Wackenroder, F. Schlegel, Novalis, Schelling, A. W. Schlegel, Tiecks Phantasus-Gespräche).

Band 4: Lebenskunst (Fragmente und Briefe von F. Schlegel, Schleiermacher, Novalis, Caroline. – „Lucinde", Auszug aus den „Vertrauten Briefen" und „Monologen").

Band 5: Natur und Religion (Novalis, Schleiermacher, Hülsen, Schelling, Ritter, Steffens, Schubert, F. Schlegel).

Band 6: Romane (Franz Sternbald, Osterdingen, Florentin).

Band 7: Genoveva und andere romantische Dichtungen Tiecks.

Band 8: Satiren und Parodien (A. W. und F. Schlegel, Tieck, Schelling, Brentano).

Abteilung II. Fortbildung der Ideenwelt.

Band 9: Deutsche Vergangenheit und deutscher Staat (Novalis, F. und A. W. Schlegel, Tieck, Arnim, Görres, Grimm, A. Müller u. a.).

Band 10: Lebenslehre und Weltanschauung (Bettina. – Arnim. – Schleiermacher u. a. – F. Schlegels späte Schriften. – Baader. – Görres. – Mythologen).

Band 11: Kunstlehre (Jean Paul, Brentano, Arnim, Bettina, Görres, Adam Müller, Kleist, Runge, Friedrich, F. Schlegels Schriften zur bildenden Kunst, Solger, Hoffmann, Robert Schumann).

Band 12: Wissenschaft: Historiker; Juristen; Germanisten und Literarhistoriker; Mythologen; Naturforscher und Ärzte.

Abteilung III. Dichterische Ernte.

Band 13: Lyrik (Brentano bis Eichendorff).

Band 14–15: Märchen (Runge, Bettina, Brüder Grimm, Brentano, Fouqué, Chamisso, Hoffmann, Contessa, Eichendorff).

Band 16–19: Erzählungen (Brentano, Bonaventura, Kleist, Arnim, Hoffmann, Eichendorff, Tieck).

Band 20–21: Dramen (Arnim, Werner, Kleist).

Band 22: Komödien (Brentano, Kleist, Arnim, Eichendorff, Büchner).

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen

Reihenplan:

Reihe 1: Heldendichtung. 8 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Dietrich von Kralik, Wien

Reihe 2: Geistliche Dichtung. 4 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Erich Gierach, Prag

Reihe 3: Höfische Dichtung. 14 Bände
a) Höfische Epik, 12 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Ranke, Königsberg
b) Minnesang, 2 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Neumann, Göttingen

Reihe 4: Realistik des Spätmittelalters. 6 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Anton Pfalz, Wien

Reihe 5: Drama des Mittelalters. 5 Bände
Herausgegeben von Univ.-Doz. Dr. Eduard Hartl, München

Reihe 6: Mystik. 5 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Günther Müller, Freiburg (Schweiz)

Reihe 7: Meistersinger. 4 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Max Herrmann, Berlin

Reihe 8: Humanismus und Renaissance. 6 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Paul Joachimsen, München

Reihe 9: Reformation. 6 Bände
Herausgegeben von
Geheimrat Hochschul-Prof. D. Dr. Arnold E. Berger, Darmstadt

Reihe 10: Volkslied. 4 Bände
Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.

Reihe 11: Volksschauspiel. 4 Bände
Herausgegeben von Geheimrat Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin

Reihe 12: Volks- und Schwankbücher. 7 Bände
Herausgegeben von Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig

Reihe 13: Barock. 22 Bände

a) Barocklyrik. 3 Bände. Herausgeg. von Univ.-Prof. Dr. Herbert Cysarz, Prag
b) Barockdrama. 5 Bände. Herausgeg. v. Univ.-Prof. Dr. Willi Flemming, Rostock
c) Barockroman. 9 Bände. Herausgeg. v. Univ.-Prof. Dr. Willi Flemming, Rostock
d) Volkstümliches Barocktheater in Österreich. 5 Bände. Herausgegeben von Direktor Dr. Otto Rommel, Wien

Reihe 14: Aufklärung. 14 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. F. Brüggemann, Kiel

Reihe 15: Irrationalismus. 14 Bände

Herausgegeben von Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig

Reihe 16: Klassik. 20 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Emil Ermatinger, Zürich

Reihe 17: Romantik. 22 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Paul Kluckhohn, Wien

Reihe 18: Realidealismus. 18 Bände

Herausgegeben von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Walther Brecht, München und Hochschul-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig

Reihe 19: Politische Dichtung. 7 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold, Wien

Reihe 20: Das junge Deutschland. 12 Bände

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. F. Brüggemann, Kiel

Reihe 21: Formkunst. 7 Bände

Herausgegeben von Oberstudiendir. Dr. Eduard Stemplinger, Rosenheim

Reihe 22: Mythus. 6 Bände

Herausgegeben von Ministerialdir. Univ.-Prof. Dr. W. Richter, Berlin

Reihe 23: Poetischer Realismus. 20 Bände

Herausgegeben von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Walther Brecht, München

Reihe 24: Westöstliche Strömungen. 6 Bände

Herausgegeben von Univ.-Doz. Dr. Rudolf Payer v. Thurn und Univ.-Doz. Dr. Friedrich Kainz, Wien

Reihe 25: Deutsche Selbstzeugnisse. 9 Bände

Herausgegeben von Dr. Marianne Beyer-Fröhlich, München

Auf Wunsch sendet der Verlag kostenlos allen Interessenten des Sammelwerkes „Deutsche Literatur" noch einen ausführlichen, 24 S. starken Sonderprospekt

I Br fg

44280

Müller, Andreas, ed.

Märchen ...81

PT
1101
.D3
r.17
bd.14

DATE	ISSUED TO
DEC 1 1967	E. Bieber

44280

PT
1101
.D3
r.17
bd.14